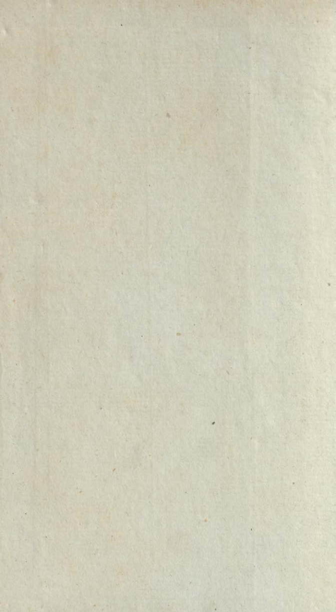






Das

preußische Tempe

herausgegeben

durch

Ludwig von Baczko.



Neumann

Drittes Quartal.

Königsberg 1781.


BIBLIOTEKA LJUBLJANA



Das

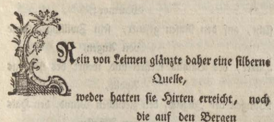
preußische Tempe

Siebentes Stück.

Heumond 1781.

Narcissus

aus den Verwandlungen des Ovidius.



Rein von Leimen glänzte daher eine silberne Quelle,
weder hatten sie Hirten erreicht, noch die auf den Bergen
weidende Heerden, noch anderes Vieh; kein Vogel, kein Wild nicht
kein vom Baume gefallner Zweig hatte je sie getrübet:
Von der fruchtenden Nässe genährt, schloß ein Rasen sich an sie

und ein Wald beschützete sie vor'm Brande der Sonne.
Müd und erhizt von der Jagd, ließ sich Narcissus hier nieder,
von der zaubrischen Gegend gereizt und dem murmelnden Wasser;
Aber ein anderer Durst, indem er den einen zu stillen
trachtet, befällt ihn; er trinkt, und trinkend erblickt er ein Bildniß,
welches ihn fesselt; er liebt ein unverkörpertes Wesen,
Schatten hält er für Körper. Er staunt vor sich selber und hänget
mit erstarrtem Blikken daran, gleich dem Bilde von Marmor;
sieht, auf den Rasen gesenkt, sein Zwillingsgestirne von Augen,
Haare, des Bachus wehrt und wehrt des Phöbus Apollo,
Wangen der Jugend, den zierlichen Mund, den Hals von Albaster
und ein schimmerndes Roth, vermischt mit der Farbe des Schnees;
alles bewundert er, was an ihm selbst der Bewunderung werth ist.
Thöricht verlangt er nach sich, liebt und wird wieder geliebet,

fleht,

fleht, und wird wieder erfleht, entflammt und brennet zugleich auch.

Wie viel Küße verschwendte nicht er an die täuschende Quelle —

und wie streft' er nicht oft, den erblikten Hals zu umfassen,

unter das Wasser die Arme, doch nimmer erhascht' er sich drinnen,

wußte nicht, was er gesehn und braunte doch nach dem Gesehnen;

der die Augen ihm täuschte, der Irrthum, zog sie auch an sich.

Warum haschest, Leichtgläubiger, du ein fliehendes Bildniß,

nirgend ist, was du begehrst, was du liebest, wirst du verlieren;

was du bemerkst, ist der Schatten vom wiederstralenden Bilde;

nichts hat er eignes, er kömmt mit dir und bleibet auch mit dir,

ginge davon mit dir, könnt'st du nur wieder davon gehn.

Aber nicht Ceres Dienst, nicht eigene Ruhe vermag ihn,

wieder von dannen zu ziehn. Auf den schattichten
Rasen gegossen,
kann er den gierigen Blick vom lügenden Bilde nicht
wenden.
Ihm sind zum Verderben die Augen. Ein wenig
erhoben,
gegen die ringsum liegenden Wälder die Arme be-
wegend,
wer, o ihr Wälder, so spricht er, wer liebte unglück-
licher jemals?
denn ihr wißt's und gewähretet vielen die seligste Zu-
flucht.
In den Jahrhunderten allen, die ihr durchlebtet, wen
saht ihr,
der so schmachtete? wen? in der Zeiten langem
Gefolge?
Es gefällt mir, ich schau es: doch was mir gefällt,
was ich schaue
ach, das find ich nirgend: so fesselt Verliebte der
Irrthum,
und vermehrt sich durch Klagen. Uns trennt kein
wogichtes Weltmeer,
kein Gebirge, kein Weg, keine Thore mit Mauern
umschlossen,

einige

einige Tropfen nur sondern uns ab, auch sehnet er
selber
nach den Umarmungen sich, so oft ich zum fließenden
Bache
küßend mich neige, beugt er mit gegengewendetem
Antlitz
sich herüber zu mir; man dächte, sich fassen zu
können;
gring ist, was Liebende trennt. O steige, wer du
auch seyn magst,
steig' aus dem Wasser hervor! was trügst du mich,
einziger Liebling?
oder was zieht dich von mir? Mein Alter, meine
Gestalt nicht,
Nymphen liebten mich wohl, deine freundlichen Win-
ke von Hofnung
ach, ich verstehe sie nicht; streck ich die Arme nach
dir hin,
streckst du sie wieder nach mir, lach ich, so lachest du
wieder,
und ich sah bei meinen Thränen die deinigen fließen.
Winke giebst du zurück, und wie ich aus der Bewe-
gung
deines lieblichen Mundes erkenne, so sprichst du auch
Worte,

 die

die zu meinem Ohre nicht dringen. Ich fühl's, in
dir leb' ich;
aber täuschet mich nicht mein eigenes Bildniß? ich
brenne
nach mir selber, erreg' und empfinde die Flammen.
Was thu ich?
werd ich erfleht? Wie? oder fleh ich? Was erfleht
ich nachhero?
was ich begehr' ist in mir; mich macht der Ueber-
fluß darbend.
Ach! wie gerne verließ ich diesen Körper! ein neuer
Wunsch eines Liebenden: das, was man liebt, ent-
fernen zu wollen!
wie mir der Schmerz die Kräfte verzehrt! nicht lan-
ge mehr leb ich,
werd im Alter der Jugend verlöscht. Doch ist mir
der Tod nicht
schwer, da ich im Tode die Schmerzen verliere. Wie
wünscht' ich,
der, den ich liebe, der Gegenstand wäre von längerer
Dauer!
Zwo Befreundete sterben wir nun zusammen in
Einer
Seele. — So sprach er, und traurig wandt' er sich
wieder zum Bilde,

trübte

trübte mit Thränen die Flut. Durch die Bewegung des Wassers

dunkelte sich die Gestalt. Als er verschwinden sie sahe,

rief er: wo fliehest du hin, o bleibe, Grausamer, verlaß nicht,

den, der dich liebt; o laß mich nur zum wenigsten anschaun,

was ich umfassen nicht soll; gieb Nahrung dem rasenden Schmerze.

Als er so jammerte, riß er das Gewand von der Schulter

und zerraufete sich die entblößte Brust, ein gelindes

Roth bezog die zerraufte Brust, nicht anders wie Aepfel,

die, auf einer Seite noch weiß, auf der andern sich röthen,

oder wie Trauben, auf einigen Ranken, noch ehe sie reif sind,

sich mit Purpur beziehn. Als er dieß in dem rinnenden Wasser

nun erblickt, erträgt er's nicht mehr, gleich gelblichem Wachse,

der am Feuer zerrinnt, gleich dem Morgenreif an der Sonne,

 fließt

fließt er, von Liebe zerschmolzen, dahin; ein heimliches Feuer
zehrt allmählig ihn auf. Fort ist die Farbe, das Weiße
mit dem durchmischeten Roth, der Gliederbau und die Schnellkraft
und was jüngst dem Auge gefiel. Nichts blieb von dem Körper
welchen einst Echo geliebt, die, ob zwar noch über ihn zürnend,
jammerte, als sie ihn sah. So oft dem unglücklichen Jüngling'
ach! von dem Herzen entfuhr, wiederholt' auch sie in dem Nachhall
ach! — und so oft er die Brust sich mit den Händen zerraufte
ließ auch sie den nämlichen Schall von Schlägen vernehmen.
Ach vergebens Geliebter! — das waren, die Blicke noch immer
in das Wasser gesenkt, die letzten Worte: gleich viele
gab die Quelle zurück. Lebe wohl! erwiederte Echo
seinem Lebe wohl! Nun sinkt das ermattete Haupt ihm

auf

auf das grasichte Ufer und Nacht umschließet die Augen,
die des Körpers Bildung bewunderten; da noch beschaut' er
sich im Wasser des Styx, als das untere Reich ihn schon aufnahm.
Seine Schwestern bejammerten ihn, die Naiden, und weihten
ihm ihr entraufetes Haar, es bejammerten ihn die Dryaden;
Echo stimmte den Jammernden bei. Es erhub sich bereits der
Scheiterhaufen, die lodernde Fackel, die Bahre der Todten,
aber den Leichnam sah man nirgends, fand statt des Leichnams
eine Safranblume, mit weißen Blättern umschloßen.

B.

Beschluß der Lobrede auf la Fontaine.

Wenn die Nachwelt über Schriftsteller und Künstler, die auf künftige Bewunderung Anspruch haben, ihr Urteil spricht; so hält in dem Augenblick, wo sich die Ehre, die ihrem Genie wiederfährt, auch auf ihren moralischen Karakter zu erstrecken gedenkt, die Anklage der Wahrheit nicht selten die Feder des Lobredners auf. Damit tröstet und rächt sich dann der Neid, und Traurigkeit ist die Empfindung jeder edelmüthigen Seele darüber. Was man bewundert, auch noch zu lieben, ist doppelt angenehm. Jeder Lobspruch ist Ausdruck des Vergnügens am gepriesnen Gegenstande und jede hierin gefoderte Einschränkung verdrüßt und bekümmert uns. Wie sehr schmerzt es nicht, den Menschen zu verdammen, wenn man sich dem Schriftsteller so verpflichtet sieht! Wer indessen für den Ruf lebt, muß schon drauf gefaßt seyn, in jedem, den er an sich Theil zu nehmen zwingt, auch immer den unerbittlichsten Richter zu finden. Vergebens hoft er zu fehlen, ohne bemerkt zu werden; mit jedem Anspruch auf öffentlichen Ruhm winkt er auch schon unverzüglich das Urteil andrer gegen sich her.

her. Nur selten entgeht man ihm, und noch seltner, daß das unbestochene Auge der Gerechtigkeit nicht Flecken auf dem Gewande der Ehren ansichtig werden sollte, worin die Nachkommenschaft die Namen großer Männer zu kleiden strebt. — Wie groß ist mein Vergnügen, daß ich in diesem Augenblick, ohne Widerspruch, entkräftende Beschuldigungen, Tadel oder Vorwürfe zu fürchten, laut sagen kann: Jedermann hat geliebt, jedermann liebt den noch, den ich hier lobe, den ich bewundre; denn der liebenswürdigste Schriftsteller, war auch noch einer der besten Menschen.

Ohne Zweifel will ich damit nicht sagen, daß la Fontaine ganz von Unvollkommenheiten, diesem Anteil der Menschheit, sondern nur von Lastern, ihrer Schande, frey war, und daß er ausserdem noch viele Tugenden besaß, die ihm bey jedem zur Zierde gereicht haben würden. Güte des Herzens ist die allgemeinste Idee, die uns seine Zeitgenossen von ihm überliefert haben. Zwar erzählen sie keinen einzigen auffallenden Zug von ihr, und doch scheint sie als eine ihm vor andern beygewohnte und zugestandne Eigenschaft sich allenthalben offenbart zu haben, ohne irgendwo besonders unter Augen zu springen. Wie

gut

gut muste der Mann seyn, von dem seine Aufwärterin sagen konte: daß ihn Gott ohnmöglich zu verdammen das Herz haben würde, weil er mehr dumm, als boshaft wäre. — Was hier vollends zu seinem Vorteil spricht, liegt darinn: Daß jenes dichterische Talent, welches eben so sehr die Mittel sich zu rächen erleichtert, als es Beweggründe und Gelegenheiten dazu verschaft, dies Talent, dem Mißbrauch immer wie sein Schatten zur Seite schleicht, sich nur einmal unter seinen Händen zu Wehr und Waffen wider Beleidigungen verwandelte. Er machte eine Satire auf Lulli. — La Fontaine eine Satire? warum so was in einer Lobrede auf ihn? — Weil man die Wahrheit sagen muß und weil diese Satire jene Güte auch unter andern gerad am besten beweisen hilft. Sie ist ein Meisterstück und zwar eben der ungeheuchelten Aufrichtigkeit wegen, die sich durch und durch in ihr zu empfinden giebt. Auf die treuherzigste Weise erzählt er, wie ihn der Florentiner betrogen habe und wie auch in der Welt nichts leichter sey als dies:

> Geboren (spricht er) ein ofnes Ziel für List und
> Bosheit zu seyn,
> Wird keinem Schelme die Müh, mich zu betrügen, gereu'n.

Lulli

Lulli hatte ihm nach langem Weigern das Versprechen abgenötigt, eine Oper zu schreiben, und nachdem sie endlich zur Vollendung gediehen war, machte er keinen Gebrauch davon. Von jeher gewohnt, nach eigner Wahl zu arbeiten, war la Fontaine, vieleicht zum erstenmal in seinem Leben unwillig darüber, eine Arbeit unternommen zu haben, an der er keinen Gefallen gefunden, und die am Ende noch gar ihn hinters Licht zu führen Gelegenheit gegeben hatte. Er vertraute, wie sonst alles, so auch jetzt, seinen Unwillen seinen Versen, bekannte, wie er wider seinen Willen, auf vieles Bitten und Versprechen für den Florentiner eine Oper gemacht und wie arg ihn der Florentiner damit angeführt. Dann schloß er mit der Warnung: Daß man sich vor dem Florentiner in Acht zu nehmen hätte, und — und das ist nun die ganze Bosheit, deren sich der gute Mann gegen ihn schuldig gemacht.

Sollte es wohl noch eine Folge des eben erwähnten Verdrusses gewesen seyn, daß la Fontaine, um die Landsleute des Lulli in einem gehäßigen Lichte zu zeigen, jene Komedie, der Florentiner, ein sehr muntres und komisches Stück, verfertigte, so wie le Sage, um sich an einem Finanzbedienten zu rächen,

rächen, den Türcaret geschrieben haben soll? Wär' es wahr, so ist das eine Rache, auf die sich nur ein großer Kopf versteht, und die einzige, worüber man ihm keine Vorwürfe machen kann.

So wahr in seiner Aufführung und seinem Gespräch, als naif in seinen Schriften, kam seiner Güte nur seine Aufrichtigkeit gleich. Ueberlegung und Zurückhaltung, so nötige Erforderniße für die mehresten, die etwas zu verbergen haben, schienen für seine immer offene Seele, deren sämtliche Bewegungen schnell, frey und edel waren, fast gar nicht gemacht zu seyn, schienen gar nicht für den Mann zu gehören, der allein alles sagen konnte, weil er bey allem nie zu beleidigen die Absicht hatte.

Von der allgemeinen Wahrheit: Alle Menschen sind Lügner, machte er gewißermaßen eine Ausnahme. Gab es einen, der nie unwahr sprach, so wird man es am ersten von la Fontaine glauben können. Jene sorglose Freymüthigkeit in seinem Betragen und seiner Rede ging so weit, daß seine Freunde sie manchmal Dummheit nannten; eine Benennung, die man sich ohne Folgen davon zu fürchten, nur bey einem Mann von Genie erlauben durfte,

durfte, die aber auch zu gleicher Zeit die Bestimmung unsres Urteils über Klugheit bey andern, nach der Aehnlichkeit mit unsrer eignen, beweist. Klugheit hängt immer in jeder Sache von der mehr oder minder drauf gerichteten Aufmerksamkeit ab. Man wird in der That soviel davon nicht nöthig haben, um all die kleinen Pflichten der Gesellschaft in Acht zu nehmen. La Fontaine an den Genuß seiner eignen Vorstellungen und an das Vergnügen, an nichts zu denken, gewöhnt, vergaß diese Pflichten oft, und dies Vergessen nannte man Dumheit. Hätte indessen, was wohl zu merken ist, dies Vergessen irgend eine hohe Meinung von sich selbst oder Verachtung andrer, so entfernt es wolle, bey ihm zum Grunde gehabt, er hätte sich auf keine Entschuldigung verlaßen dörfen. Nun aber war es blos die Folge seines mit sich selbst beschäftigten Talents, und Dank sey's seiner sanften Gemüthsart, daß man zuweilen eh'r dadurch belustigt, als ein einzigsmal dadurch beleidigt werden konte.

Er war von Natur zerstreut. Daß mancher es zu scheinen sucht, ist so ungewöhnlich nicht, und man muß nicht wenig auf Sonderbarkeit halten, weil man selbst an Fehler, die darnach aussehen, Gefallen hegt.

Da er mitten in Gesellschaft so oft ausser derselben war, so konte es nicht fehlen, daß ihm nicht jener Geist der Unterhaltung abging, der, als eins der größesten Hülfsmittel, wodurch man andern gefällt, zwar nie zum Ruf, wohl aber fast immer zum Glücke führt. Entbehren kann ihn der Ruhm des Schriftstellers wohl, und es liegt der Nachwelt wenig dran, ob la Fontaine ihn hatte oder nicht. Darum aber soll hier keine Gelegenheit genommen werden, ihn bey denen, die ihn besitzen, herabzusetzen. Große Schriftsteller brachten in ihre Unterredungen alle die Annehmlichkeiten, die man in ihren Schriften findt, andere große Schriftsteller bleiben ohne diesen Vorzug groß. Boileau war in Gesellschaft finster und heftig; Corneille verlegen und still; Racine und Fenelon voll Urbanität, Anmuth und Beredsamkeit. Solche Unterschiede rühren vom Karakter, nicht von diesem oder jenem Grade des Genies unter ihnen her. Eine wesentliche Eigenschaft zu gefallen und im Unterreden zu glänzen, ist diejenige Beschaffenheit der Seele, der zu folge uns alles bis aufs Kleinste intreßirt. La Fontainens Karakter ruhte auf einer tiefen Gleichgültigkeit gegen eine Menge von Gegenständen, woraus eine Philosophie zu entstehen pflegt, die eben soviel Vortheilhaftes als

Nach-

Nachtheiliges hat und bey der man sich um ein großes behäglicher als bey einer jeden andern fühlt.

Es kann nicht schwer werden ihm die Zerstreuung, die er in der großen Welt an sich merken lies, zu verzeihen, wenn man ihn auch sogar bis in seinen häuslichen Angelegenheiten unter derselben erblickt. Kein Mensch gab sich jemalen weniger als er damit ab. Und diese Vernachläßigung, wodurch sich nach und nach sein kleines Vermögen zerstörte, lag in einer großen Uneigennützigkeit, die nie aufhören wird, das Merkmal einer edlen Seele zu seyn.

Einmal in jedem Jahr verlies er die Hauptstadt, um seine Frau zu Chateau-Thierry zu besuchen; da verkaufte er dann einen kleinen Theil seines Erbes und theilte es mit ihr. Und so lebte er, wie er selbst irgendwo spricht, von seinen Einkünften und Besitzungen zugleich.

Dieser Mann von so gleicher und linder Sinnesart hatte also eine Frau? Freilich, und diese Frau besaß noch Schönheit und Verstand. Molierens Frau besaß beides nicht weniger, und machte ihn unglücklich. Allein la Fontaine, klüger als Moliere,

der all sein Lebenlang verliebt und eifersüchtig auf eine Frau war, die ihn in Verzweiflung brachte: la Fontaine, der Ruhe für das größeste Gut hielt, trennete sich von einer Gehülfin, die ihm dadurch, daß sie ihm den Hausfrieden raubte, das Leben unerträglich gemacht haben würde. Man kann Gewalt mit Gewalt vertreiben und sich zur Wehr setzen gegen einen Feind. Wie aber sich zur Wehr setzen gegen das, was man liebt, und wie eine Schwäche in die Enge treiben, die, indem sie sich selbst und uns dem Mitleiden aussetzt, uns martert und quält? —

Der Kummer, den ihm diese Trennung verursachen mußte, wurde durch den Trost der Freundschaft gemildert. Er verdiente, Freunde zu haben; er hatte sie unter Gelehrten und unter diesen unter den würdigsten. Er hatte Beschützer und selbst Wohlthäter am Hofe (wo eins nicht das andre ist) und unter beyden glänzten die hohen Namen der Contis, Vendomes und vor allen der erlauchte Düc de Bourgogne, Eleve des Fenelons, dessen Gedächtniß mit jedem neuen Geschlecht auch neuen Anbetungen entgegen geht. Bloß die Wohlthaten dieser Prinzen hielten ihn noch in Frankreich zurück, als er durch den Tod der Madame de la Sabliere die seit zwan-

zig Jahren ihm werth gewordene Zuflucht an ihrer Seite verlohr und nun im Begrif stand eine ähnlich angebotne von Mazarin in England anzunehmen. Kann man den Namen der erstern auch aussprechen, ohne das Andenken der vortreflichsten Freundin und würdigsten Wohlthäterin la Fontaines zu sagen, die Sorgen jeder Art, und jedes Ungemach und jede Noth aufs weitste von ihm zu entfernen für Pflicht und Vergnügen hielt? Ehrwürdiges Weib! Zierde eines Geschlechts, das wohlthätiger als das unsrige seyn muß, weil Mitleid ihm geläufiger ist, oder das seine Wohlthaten wenigstens angenehmer macht, weil es mit ausgesuchtrer Zärtlichkeit in allen seinen Handlungen verfährt, bey dir schrieb la Fontaine seine Meisterstücke, und dein Name werde bey der Nachwelt neben dem seinigen gehört. Du nahmst die Sorge für sein Glück über dich, er die Sorge für deinen Ruhm, wenn Ruhm neben dem Vergnügen, wohl zu thun, noch etwas auf sich hat.

Wie süß ein Freund, der, wenn das Herz uns schlägt,
Bis in des Herzensgrund nach unsrem Kummer fragt!

— Ich kann nicht umhin zu glauben, daß la Fontaine, als er diese Verse verfertigte, nicht an Madam de la Sabliere gedacht haben sollte. Sie beweisen mit den folgenden allein schon zur Gnüge, daß dieser so gleichgültige, gegen die mehresten Dinge, die die übrigen Menschen beunruhigen, so abgeneigte Geist für Freundschaft Gefühl hatte. Ich weiß wohl, daß man Versen einzig nur die Einbildungskraft zu ihrem Ursprunge anweisen will, demohngeachtet werd ich mir den Glauben nicht nehmen laßen, daß es noch andre giebt, die allein das Herz hervorzubringen im Stande sind. Mir ist dies wenigstens erwiesne Wahrheit, wärs auch nur durch die Schriften des la Fontaine, und wem dieser Beweis nicht genug thut, der erinnere sich jener bekannten Antwort, die er Herrn Hervart gab, als er nach dem Tode der Madame de la Sabliere diesem begegnete, und der den größten Lobspruch enthält, den zwey Freunde einander ertheilen konten: Ich wollte Sie bitten bey mir zu ziehn, sagte Hervart zu ihm; und ich war auf dem Wege zu Ihnen, antwortete la Fontaine.

Sollten wir wohl unter seinen Wohlthätern, den, der es vor andern war, den großmüthigen und unglück-

unglücklichen Fouquet vergessen? Vieleicht würd' es ihm bey der Nachwelt eben zu keiner großen Ehre gereichen, daß la Fontaine sich unter den berühmten Männern fand, die er beschützte, weil dieser Schutz für die Eigenliebe an hoher Stätte jederzeit schmeichelhaft ist, wenn mans nicht anders woher wüßte, daß Fouquet edel dachte und geliebt zu werden verdiente. Aber eine andre Art des Verdienstes, seltner als die Wohlthaten des Ministers, zeigt die auffallende Erkentlichkeit des Dichters gegen ihn. Es sey uns erlaubt, zum Vorteil der Gelehrten hier anzumerken, daß, so sehr man auch ihre Fehler, nicht weil ihrer mehr, sondern weil sie bekannter sind, zu vergrößern sucht, man sonst doch nirgendswo als unter ihnen so viel häufige Beyspiele von jenem seltnen Muthe findt, der Freundschaft und Erkentlichkeit in gleicher Unveränderlichkeit auch unter jedem Streiche des Glücks bewahrt. Das vergangne, das jetzige Jahrhundert zeigt gelehrte Männer, deren Anhänglichkeit für ihre Freunde und Beschützer sich immer unter jedem Unfall derselben bewährt finden lies, sey's nun, daß die Kultur der Künste, wenn sie gleich nie für Irrthümer und Leidenschaften schützt, doch wenigstens für Erniedrigung bewahrt, oder daß diejenigen, die besonders mit dem Ruhm der Wissenschaf-

 ten

ten beschäftigt sind, in ihrem Enthusiasmus für selbige sich leichter über die Niederträchtigkeit des Ehrgeizes und Eigennutzes hinweg setzen. In dem Augenblick, wo der unglückliche Fouquet den ganzen Haufen selbstgeschafner Anhänger zerstäuben sah, wo man nichts so sehr, als auch den Schein nur, ihn gekannt zu haben, fürchtete, in diesem Augenblick wandten zwey Gelehrte alle ihre Talente zu seiner Vertheidigung an. Pelisson sprach in beredten Schutzschriften für ihn, und la Fontaine schrieb jene rührende Elegie, in welcher er für Fouquet um Verzeihung bat, und vollends noch dem Könige, daß er sie ihm schuldig wär, in die Augen sagte. In der That war Muth dazu nöthig, der Meinung und selbst dem Zorne Ludwigs des XIV. öffentlich zu widersprechen; allein es ist sehr gewis, daß la Fontaine wie er diese Elegie schrieb, den nicht geringsten Muth dazu nöthig zu haben glaubte.

Es war nach der Ungnade des Fouquets als er in der Qualität eines Hofkavaliers bei Henriette von England, einer Prinzeßin, die durch Beredsamkeit und Dichtkunst um die Wette vergöttert worden, und deren Tod ganz Frankreich mit Bestürzung erfüllte, in Diensten trat. Hätte la Fontaine, wie ein andrer, durch

durch ehrsüchtige Träume eingewiegt werden können, so hätte dieser Tod sie früh genug wieder vernichtet, allein ich zweifle, daß er ihre Vernichtung sonderlich bedauert hat. Nach diesem Zufall hörte er ganz eigentlich der Freundschaft und ihrem Wohlwollen an, und ein Mann von seinem Karakter befand sich jederzeit bei Freundschaft beßer als bei Glück.

So weit wir über Glück urteilen können, das eben so oft unsre Erwartung hintergeht, als es unsren Entwürfen entwischt, war la Fontaines Leben gewiß glücklich genug. Ich dank es der Untersuchung, zu der mich diese Lobrede veranlaßt hat, daß ich diese angenehme Ueberredung draus geschöpft habe. Er war glücklich, sag ich, und viel große Männer waren es nicht, glücklich durch seinen Karakter, glücklich durch seine Schriften. — Da er voll von wahrer Bescheidenheit war, und diese Bescheidenheit nicht aus Unwissenheit über seine Vorzüge, sondern aus der Achtsamkeit, sich nie über andre welche anzumaßen, entsprang, so sah man niemanden, der sein Feind gewesen wär. Und wie hätte er auch Feinde haben sollen? Geradheit und Einfalt spiegelte sich so rein aus seinem Wesen heraus, daß selbst der Neid sich gegen ihn besänftigt wies. Da er nie Anspruch auf Ver-

 dienst

dienst machte; so verzieh man's ihm, daß er würklich Verdienste besas. Man weiß, was Moliere in einem gewißen unwillkührlichen Augenblike sagte: alle eure schönen Geister werden den guten Mann da nicht verdunklen. Einer dieser schönen Geister war Boileau. Man hat vieleicht eben so viel Mühe ihm sein Stillschweigen über la Fontaine als seine Ungerechtigkeit gegen Quinault zu verzeihen Recht, als ob er eigentlich dazu bestimmt gewesen, die Grazien entweder durch sein Stillschweigen oder seine Satiren zu beleidigen. Sein Brief über Jocondo ist das einzige, was noch Zeugnis giebt, daß er la Fontaines bewundrenswürdiges Talent zur Erzählung wenigstens gefühlt habe. Warum aber in seiner Dichtkunst nirgendwo einen Plaz für die Fabel, warum keinen Plaz für das Muster unter den Dichtern dieser Gattung? — Der Verfasser hätte sich damit warlich ein schön Stück Arbeit mehr zur Hand gelegt, und was viel köstlicher ist, so hät' er noch oben ein das Vergnügen, gerecht zu seyn, gehabt.

La Fontaine gehörte zu der kleinen Zahl von Schriftsteller, die in der That viel glüklicher durch ihre Talente, als durch den Erfolg derselben sind. Ohne eben gegen den Ruhm unempfindlich zu seyn, schien

schien er ihn gleichwohl wenig gesucht zu haben. Er erhielt ehr als Boileau den Beifall der Akademie, und dieser wieder ehr den Beifall Ludwigs des XIVten als er. Demohngeachtet scheint die Nachwelt in der Bestimmung ihres Rangs vielmehr der Meinung der Akademie, als der des Monarchen, gefolgt zu seyn. Der Freundschaft im Schos, zu wohl geartet, als daß er neben der Süßigkeit genossener Wohlthaten auch noch die Bitterkeit derselben hätte kosten sollen, aller Unruhe los und weder mit Ehrgeiz noch mit langer Weile bekannt, unfähig Neid zu empfinden und viel zu bescheiden, viel zu gut das Ziel seiner Anfälle zu seyn; genoß er der Natur und freute sich seines Pinsels von ihr, arbeitete und erholte sich und überließ sich ohne Gefahr all seinen Neigungen, seinen Empfindungen, seinen Gedanken, und dann noch dem Vergnügen sie auszubreiten; kurz er stand mit sich selber gut, und kümmerte sich wenig um andre, und unterdessen daß seine Jahre alle nacheinander ungezählt auf dem Strome der Zeit vor ihm vorüber flohen, sah' er, ohne es zu fürchten, sein Alter, wie man den Abend eines schönen Tages sieht.

Von einem zum andern Ende zeigen alle seine Werke auf einen heitern Geist und eine ruhige Seele.

Man

Man kennt seine Grabschrift. Gerad recht für einen glücklichen Mann; wer würde aber glauben, daß es die Grabschrift eines Dichters ist? nichts thun und schlafen, sind die beiden Hälften, worin er sein Leben theilt, und alle seine Werke waren folglich nur angenehme Träume für ihn. O des glücklichen Mannes, dessen Hände so viel Schönes bildeten, und der dennoch sein Leben nur mit Nichtsthun zugebracht zu haben glaubte! —

Obgleich sein Ruhm sich erst nach seinem Tode vergrößerte, so breitete sich sein Ruf doch schon bei seinen Lebzeiten unter den Ausländern aus. Madam Mazarin rief ihn nach England, und dortige Privatpersonen erboten sich, ihm eine hinlängliche Unterstützung festzusetzen. Ihr Anerbieten mußte ihm freilich schmeichelhaft seyn, gerne wollen wirs indessen dem Dūc de Bourgogne danken, daß England unter der Regierung Ludwigs des XIVten die Sorge nicht über sich nehmen durfte, unsern la Fontaine zu ernähren.

Er liebte das Frauenzimmer, was doch mehr nichts sagen will, als daß Achtung, Gefälligkeit und Ehrerbietung Natur bei ihm für ein Geschlecht war,

das

das, stets voll Ehrgeiz zu gefallen, jeden Augenblick nichts angenehmres als die Versicherung gefallen zu haben, erfahren kann. Man hat angemerkt, daß la Fontaine, der sich so manchen Scherz in seinen Schriften gegen Frauenzimmer zu gut hielt, sich in Gesellschaften äusserst zurückhaltend gegen sie betrug. Seine Sitten waren rein, das ist, ohne Widerrede wahr. Man siehts in seinen Werken an mehr als einem Orte, daß sein Herz die Freuden und Leiden der Liebe geschmeckt; allein auch dieser Leidenschaft theilte sich die Sanftheit und Mäßigung seiner Seele mit; in seinem ganzen Karakter hatte nichts übertriebnes statt.

Unterdeßen gabs doch Gelegenheiten, bei welchen jene unveränderliche Ruhe ihn zu verlassen schien, und diese Ausnahmen machten ihm Ehre. Es geschah allemal dann, wenn man sich unter schwierigen Umständen seines Raths bedienen, oder wider Unglück geschützt seyn wolte. Er horchte dann mit der zärtlichsten Theilnehmung, tröstete und weinte bei seinem Trost. So fremd ihm nun auch seine eigne Angelegenheiten waren, so fand er doch Rath am Ende, und Hülfe, wenns einen andern betraf. Unglückliche waren es demnach, denen er das Recht, seine

ne Ruhe zu unterbrechen, bewilligte, und es war fremder Vortheil, der ihn zu Anschlägen witzigte.

So gemächlich man ihn sich übrigens denken mag; so bekümmerte er sich doch auch um Kenntniße, die ausser seiner Hauptbeschäftigung lagen. Er studirte mit seinem Freunde Bernier die Philosophie des Deskartes und Gasendi. Den berüchtigten Streit über den Mechanismus der Thiere erörterte er äusserst sinnreich in einer Fabel, die er an Madam de la Sabliere gerichtet hat. La Fontaine that sonach alles, was man von einem Manne, der sich mit Werken des Witzes beschäftigt, erwarten kann. Er blieb auch in philosophischen Wissenschaften nicht unter sein Jahrhundert.

Die Krankheit, von welcher er zwei Jahre vor seinem Tode angegriffen wurde, erzeugte in seiner Seele jene gänzliche Umkehrung, die einen Mann zu den strengsten Büssungen bewog, der doch sein ganzes Leben hindurch sich so entfernt von Verbrechen und Gewissensbissen gehalten zu haben glaubte, und der, um mich eines Verses von Despreaux zu bedienen, den man weit weniger auf ihn als la Fontaine anwenden kann;

„So

„So manches Böse that, und selbst nicht böse war."

Von diesem Augenblik verschmachtete er langsam sein Leben. Er starb und both Gott ein Herz an, das geduldig und voll Einfalt und Reue war. Er wurde neben Moliere begraben, gleich als ob das Schicksal, das ihre Jugend zusammen gebracht, sie auch im Tode vereinigen solte.

Seine Nachkommen ehrten sein Andenken. Mehr als einmal mögen sich seine Verwandte zu der Ehre Glück wünschen, ihm anzugehören. Niemals wird man die Magistratsperson *) vergessen, die zuerst darauf antrug, daß man sie von allen Abgaben befreien mögte, vermuthlich weil er glaubte, daß la Fontaine, indem er Frankreich seinen Namen und seine Schriften hinterließ, an Frankreich keinen kleinen Tribut entrichtet hätte. Das ist das Schicksal des Genies, selten für sich zu arbeiten und nur erst auf die Zukunft Einfluß zu erhalten. Man bekümmerte sich während seines Lebens wenig um la Fontaine. Die Freigebigkeiten Ludwigs des XIVten, die selbst an Ausländer verschwendet wurden, erstreckten sich nicht bis auf ihn. Nun erst, da er nicht mehr unter uns ist, ehrt und belohnt man diejenigen, die, ohne weitere

*) Herr von Ermenonville.

tre Ansprüche, nichts als seinen Namen für sich aufzuweisen haben. Die Prinzen vom Geblüt unsrer Könige, die erlauchten Töchter der Monarchen sehen die Erziehung seiner Nichte, seines Neffen als ein Gut an, das man ihren königlichen Händen anvertrauet hat. Unter diesem wohlthätigen Schutze wachsen jene glückliche Kinder auf und segnen den berühmten Mann, der, ein Jahrhundert fast nach seinem Tode, mehr für sie that, als er jemalen für sich selber zu thun im Stande gewesen. Dies Beispiel und so viel andre im Gesicht, spreche das Genie nun so zu sich selbst: „es kommt mir nicht zu, viel „von Menschen zu erwarten, ihnen kömmt es zu, „viel zu erwarten von mir. Hab' ich meine Laufbahn mitten unter Stürmen von Hindernissen geendigt, mein Ziel erreicht, dann werden künftige Geschlechter sich um mein Grab versammlen und von „meiner Größe reden. Dann wird man mich hervor „suchen unter den Denkmälern, die ich von mir zurückgelassen, nicht um die Fehler derselben auszuspähn, sondern ihre Schönheit zu erheben. Meine „Nachkommen werden zu der Ehre gelangen, die man „mir verweigerte. Allein in Hofnung liegt mein Ge„nuß, ich säe andern meine Saat. Könnt' ich mich „eines schönern Lohns erfreun? Ich werde gutes „thun,

„thun, selbst dann noch wenn ich nicht mehr verhan-
„den bin. Mehr als einmal wird eine Gesinnung
„der Tugend, in meinen Werken ausgedrückt, zu tu-
„gendhaften Handlungen übergehn; mehr als ein-
„mal wird der Ausdruck meiner Empfindungen süsse
„Thränen aus dem Auge empfindlicher Menschen
„ziehn; ich werde trösten das Herz der Unglückli-
„chen, die harte Seele werd' ich erweichen; und der
„Neid, der sich jetzt meinem Einfluß und meinen Be-
„lohnungen widersetzt, wird mir denn wenigstens
„weder die Wohlthaten, die ich hinter mir zurück las-
„se, noch die Belohnung der Nachkommenschaft zu
„rauben im Stande seyn."

†

Von den Letten.

Es fehlt zwar gar nicht an Schriftstellern über die Geschichte dieses Volks, allein da wohl niemand, der nicht die Geschichte zu seinem eigentlichsten Gewerbe macht, Geduld oder Musse genung hat, weitläuftige Werke hierüber nachzulesen, und ich eben dieses für einen Grund ansehe, daß man selbst in meinem Va-

 terlande

terlande mit diesem benachbarten und mit unsern Vorfahren genau verschwisterten Volke nur sehr wenig bekannt ist; so halt ich diesen kleinen Aufsatz eben nicht für überflüßig. Mit Vorsatz hab ich darinn diejenigen Materien nur kürzlich berührt, die in andern Schriften oft und gründlich behandelt sind, und mich dagegen über einige andere nicht so allgemeine bekannte Umstände etwas weitläuftiger ausgelassen.

L. v. B.

Vom Namen Wohnsitz und Sprache der Letten.

Die Letten heißen in ihrer Landessprache Latwi auch Latweeschi und sollen diesen Namen von Latte einem Bache in Liland ohnweit der litthauischen Grenze haben, von da vieleicht die ersten dieses Volks eingewandert sind. S. Ostermeyers Tract. v. d. alten Bewohnern Preussens. Heut zu Tage werden mit dem Namen der Letten diejenigen belegt, welche die lettische Sprache reden, die (weil sie in Curland die Landessprache ist) die curische und von denen in Curland wohnenden Deutschen sehr unbestimmt, die undeutsche

deutsche genannt wird. Laut Stenders Zeugniß gilt diese Sprache in den beiden Herzogthümern Curland und Semgallen; im Stift Pilten; in dem Theil Liefland, welches Letland genannt wird; in Lithauen an den curländischen Gränzen, besonders in den zwei großen evangelischen Gemeinen Schaymen und Birsen (wo nicht allein deutscher, sondern auch lettischer Gottesdienst gehalten wird,) und in Preussen an dem curischen Haf, welches auch daher den Namen hat, weil sich die dasigen Fischer Curen nennen; eigentlich sind es Letten und haben ihre eigene Kirche. Das Alterthum der lettischen Sprache sucht Stender aus eben den Gründen zu beweisen, aus welchen man das Alterthum der deutschen Sprache darthut, nemlich aus den einfachen Wurzelwörtern und aus der Aehnlichkeit des Schalls, welche verschiedene Wörter mit denjenigen Dingen haben, so durch sie angedeutet werden. Da aber die lettische Sprache auch mit der lithauischen so ungemein nahe verwandt, und nicht nur das ganze Sprachgebäude ganz ausserordentlich gleich ist und eine Menge von Worten sowohl im Lettischen als Lithauischen (wiewohl in veränderter Aussprache) gleich üblich sind; so kann auch das Alterthum der lettischen Sprache durch dasjenige erwiesen werden, was Ruhig in seiner Abhandlung von der

Aehnlichkeit der lithauischen Sprache mit einigen orientalischen, und Ostermeyer in seiner Abhandlung über die alten Bewohner Preussens als Beweise für das Alterthum der lithauischen Sprache anführen. Weil die Letten unter dem Druck der Leibeigenschaft leben; so sind auch ihre Kenntnisse sehr eingeschränkt, und dieses ist auch ein Grund von der Armuth der Sprache, die hingegen in Dingen, wovon die Letten Kenntniß besitzen, desto reicher ist; wobei die in der lettischen Grammatik angeführten Grade der Anverwandschaft zum Beweise dienen können. Aber die Armuth dieser Sprache ist auch Schuld daran, daß sie viele Worte von den angrenzenden Völkern wie zum Beispiele von den Polen, Lithauern und Deutschen oft in unveränderter Aussprache oder nur mit angehängter lettischer Endung angenommen haben. Stender sagt, daß sie niemals esthische Worte aufgenommen, obgleich diese Völkerschaft unter ihnen wohne, und der Grund davon ist nach seiner Meinung darin zu suchen, daß sich die Letten und Esthländer niemals untereinander verheirathen; aber Lange führt in seinem lettischen Wörterbuche verschiedene aus dem esthländischen entlehnte Worte an, die man alda mit den Buchstaben Esthl. bezeichnet, antrift. Die lettische Bibel giebt auch einen Beweiß von der Armuth dieser

ser Sprache; fast alle Benennungen ausländischer Dinge mußten aus dem Deutschen entlehnt werden; von Lange, der Antheil an dieser Uebersezzung hatte, sind solche in gedachtem Wörterbuche Bibl. bezeichnet, er will aber für die Richtigkeit oder allgemeine Gültigkeit derselben kein Bürge seyn. Die lettische Sprache ist nicht unharmonisch, und der Verfasser der Lebensläufe in aufsteigender Linie sagt, daß sie zu einem gewissen unter ihnen üblichen Metro sehr geschickt sey, und daß Homer, wenn er ein Lette gewesen wäre, gewiß diese Versart erwählt haben würde. Daß ich aber diese Stelle eines Romans als ein Zeugniß von der Sprache eines Volks allhier anführe, dazu glaube ich durch Herders Beispiel, der eben diese Stelle im zweiten Theil seiner Volkslieder anführt, hinreichend berechtigt zu seyn. Weil aber die mehresten Volkslieder in Trochäen ohne Reim abgefaßt sind, so glaube ich, daß dadurch diese Versart alhier verstanden werde. In der lettischen Sprache fehlen folgende Buchstaben, c, f, h, q, v, x und y, dafür aber werden verschiedene unterstrichen und verändern sodann ihre Aussprache. Hiedurch wird aber das Schreiben und Drucken ungemein erschweret, und die Orthographie wird von Kennern ihrer Sprache sehr getadelt. In Semgallen wird die Aussprache um Mitau und

Bauske und in Liefland die um Riga für die beste gehalten.

Luthers Katechismus, ein Evangelien- imgleichen ein Psalmen- und Gesangbuch wurde im Jahr 1586 auf herzogliche Kosten zu Königsberg gedruckt. Laut Hennings liefl. Chronick hatte der Pastor Rivius die Uebersezzung dieser Schriften angefangen, als er aber vor Beendigung derselben starb; so wurde diese Uebersezzung durch die Pfarrherren Micke, Lemberg und Reimers völlig zu Stande gebracht. Zu Ende des vorigen Jahrhunderts wurde die Bibel ins Lettische übersetzt, und da sie außerordentlich selten geworden, so wurde im Jahr 1739 eine neue Auflage derselben von 9000 Exemplaren in der Hartungschen Buchdruckerei zu Königsberg veranstaltet, alwo auch ein lettisches Gesang- und Gebetbuch, Luthers Katechismus und eine lettische Kirchenagende gedruckt wurden. Sonst sind mir noch außer der angeführten Grammatik von Stender und Langens Wörterbuche folgende in lettischer Sprache gedruckten Werke bekannt, eine lettische Postille vom Jahr 1746; Betrachtungen über die Werke der Natur in Prose und Poesie von Stender 1774; Reimgebete in mehr denn hundert Kernsprüchen und gellertschen Liedern 1774; in

eben

eben dem Jahr ein kleines Bändchen Gedichte, welches größtentheils Uebersezzungen aus Weisse, Gleim, Hagedorn und Gellert enthält, und im Jahr 1776 ein christliches Lehrbuch, dessen Einrichtung sehr gut seyn soll. Ich bin selbst überzeugt, daß dieses Verzeichniß nicht vollständig ist, da mir aber niemals ein anderes zu Gesicht gekommen; so war ich auch nicht mehr zu leisten im Stande.

Vom Ursprunge der Letten nebst einigen Nachrichten von der Geschichte dieses Volks bis zur Einführung des Christenthums.

Die älteste Geschichte dieses Volks ist mit undurchdringlichen Finsterniß̈en umgeben, und die Länder, welche jezzo von den Letten bewohnt werden, waren den Alten völlig unbekannt, daher sie auch auf denen nach dem Frotostenes gezeichneten Karten mit dem Namen der unbekannten Länder bemerkt worden.

 Die

Die Einwohner derselben wurden, nachdem sie ihnen etwas bekannt geworden, mit dem Namen der Scythen, Sarmaten, Gutonen und Slaven belegt. Unter den Guttonen können hier eigentlich nicht die nachherigen Gothen verstanden werden, da solche ein deutsches Volk waren; wenn man aber annimmt, daß solches die Geten, deren Ovid so oft erwähnt, gewesen, so würde der eigentliche Ursprung der Letten mit ziemlicher Gewißheit zu bestimmen seyn, und es sey dem Geschichtsforscher überlassen, hiebei eine Nachricht zu erwägen und genauer zu prüfen, die uns Stender in seiner lettischen Grammatick mittheilt. Er berichtet nemlich: von einem glaubwürdigen und angesehenen rußischen Offizier, der im vorigen Kriege der Russen mit den Türken in der kleinen Tartarei gewesen, die Nachricht erhalten zu haben: „daß die „belgrodischen Tatarn in der Stepp, die am limanischen Meerbusen, durch welchen sich der Dnieper „ins schwarze Meer ergießt, zwischen dem Flusse Bug „und dem Bach Berehan diesseits Oczakow wohnen, „von den andern Tatarn ganz verschieden sind, und „daß ihre Sprache mit der lettischen so viel Aehnlichkeit habe, daß sie die Lief- und Curländer so ziemlich verstehen können." Es sind aber die Meinungen vom Ursprunge der Letten sehr verschieden. Albert

bert Cranz leitet sie von den Sarazenen oder Tatarn her; allein da Cranz die Tatarn und Sarazenen nicht unterscheidet, die doch in Ansehung ihrer Sprache und Wohnsitzes so höchst verschieden sind; so wird ein jeder selbst einsehen, von was für einem geringen Gewichte dies Zeugniß sey. Herr Oberkonsistorialrath Büsching in seiner Erdbeschreibung glaubt, daß sie aus einem Volke bestehen, das aus verschiedenen andern sarmatischen Völkern zusammen geflossen; allein, da ihre Sprache hinreichend beweist, daß sie mit den alten Bewohnern Preussens ein Volk gewesen; so sind die Gründe, welche Herr Pfarrer Ostermeyer von dem Alterthum dieses Volkes anführt, der Büschingschen Meinung entgegen, und sie sind vielmehr für ein wendisches Volk zu halten, eine Meinung, welche auch schon Herr Consistorialrath Bock in seiner Einleitung in die Kenntniß der Reiche und Staaten angenommen hat. Es soll dieses Volk die Lieven, welche vormals Cur- und Liefland bewohnt, verdrängt haben. Daß die vom Ptolomäus genannten Curiones die heutigen Curländer gewesen, und daß ein vornehmer Römer Palämon oder Publ. Libo mit einer römischen Kolonie nach Curland gekommen, und die Stadt Libau alda erbauet, sind Nachrichten, woran Hartknoch bereits mit Grund zweifelte. Wenn

 man

man der Meinung des Jordanes, der C. 23. de R. G. sagt: „Aestii longissima ripa Oceani Germanici insident," folgen wollte; so war Magnus Aurelius Cassiodorus, ein Schriftsteller des sechsten Jahrhunderts, der erste, der uns von den Bewohnern dieser Gegend zuverlässige Nachricht ertheilt hat, denn er hat uns im fünften Buch seiner vermischten Schriften eine Antwort aufbehalten, welche König Theodorich den Abgesandten der Aestier oder Haestier ertheilt, die ihm ein Geschenk von gelben Börnstein brachten; allein es ist noch immer ungewiß, ob die Aestier Curland oder Liefland bewohnt. Daß sie aber Preussen waren, ist ausgemacht; wenigstens hatten die alten Aestier mit den heutigen Esthen nichts gemein; denn die Aestier waren ein gothisches Volk, die Esthländer aber sind finnischen Ursprungs, und durch ihre Sprache, Kleidung und Sitten von den Letten unterschieden. Der erste eigentliche Schriftsteller aber, der des Nahmens Curland erwähnt, ist Adam von Bremen im eilften Jahrhundert. Er sagt: „die Insel Curland wäre „den Schweden zinsbar, enthielte viel Gold und gu„te Pferde. Die Einwohner aber wären grausam, „und zu seiner Zeit wäre durch einen Kaufmann, den „der König von Dännemark durch große Geschenke „dahin bewegt, eine christliche Kirche allda errichtet „wor-

„worden." Liefland soll gleichfals durch Kaufleute aus Bremen entdeckt seyn, die im Jahr 1148. auf einer Reise nach Wisbi bis zur Mündung der Düna verschlagen wurden. Sie besuchten hernach diesen Ort des Handels wegen, erbauten ein Dorf und Lagerhaus, und der Augustinermönch Meinhard, den sie dahin brachten, fing zuerst die Bekehrung der Heiden an. N 724.

Etwas über die Königin Elisabeth von Engeland und Maria Stuart Königin von Schottland.

Monarchen werden nur selten aus dem rechten Gesichtspuncte beurtheilt; denn im Leben haben Sie oft nur schmeichlerische Höflinge um sich und nach dem Tode bezahlte Lobredner. Oft ists auch Pflicht, einen Schleier über die Fehler eines Regenten zu werfen und nur seine Tugenden in ein helleres Licht zu setzen, um wenigstens den Vortheil von ihm zu haben, den die Aerzte aus Giften ziehen. Meistentheils aber gehts Oberherren gleich kleinen Flammen; sie glänzen um so viel stärker, je tiefer der sie umgebende

Schatten

Schatten ist. — Wie soll da ein nicht gleichzeitiger Schriftsteller den Nebel durchdringen, der ihn von allen Seiten umhüllet?

Der Elisabeth, einer Tochter der Anna von Bolen und des brittischen Königs Heinrichs des achten, aus dem Hause Tudor, welche nach dem Tode ihrer Schwester Maria 1558 den englischen Thron bestieg, ist, wie ihrer Verwandtin Maria Stuart, dies Loos vorzüglich zu Theil geworden. Sie haben beide ihre unumschränkte Lobredner, doch mehr noch Elisabeth; und beide ihre Verkleinerer, die meisten Maria. Vielleicht wäre der erste Schritt zur richtigen Beleuchtung beider ihrer Fehler und Tugenden, wenn man genau erwägte, daß Elisabeth unter dem Druck im Gefängniß und Maria Stuart in voller Freiheit am französischen Hofe zur Königin heranwuchs; daß Maria schon der französischen Sitten wegen den Schotten mißfiel; Elisabeth hingegen unter freudigem Zujauchzen der ganzen Nation den vom Blute triefenden Thron ihrer grausamen Schwester Maria bestieg; daß Maria ihre Liebeshändel kaum den blödesten Augen verbergen konnte, Elisabeth aber Meisterinn in dieser Kunst war. Zu diesem allen lege man noch auf die Seite der Elisabeth die damalige Lage des aufgeklärtesten Theils von Europa, wo ein schlauer Sixt der fünfte, ein eben so abergläubiger

biger als herschsüchtiger und grausamer Philip der zweite, eine blutdürstige listige Catharina von Medicis, ein verfolgender Ferdinand der erste und a. m. am Ruder der verschiedenen Staaten saßen; so wird man hoffentlich weniger in Gefahr seyn, beider wahren verschiedenen dahin gehörigen Charakter aus den Schriften zu beurtheilen.

Ich will nichts von der wahren Grösse der Elisabeth sagen, eben so wenig auch von einigen sie betreffenden ziemlich wahrscheinlichen Anecdoten, Liebeshändeln u. s. f; denn dies würde mich zu weit von meinem Wege abführen, sondern nur zur Erläuterung des folgenden Briefes mit wenigen Worten die Geschichte der Maria Stuart berühren.

Maria Stuart eine Tochter Jacob des fünften von Schottland, geboren 1542. wurde in ihrem sechsten Jahre nach dem sehr frühzeitigen Tode ihres Vaters der Erziehung wegen nach Frankreich gebracht, wo sie im Jahr 1559 mit dem Cronprinzen dieses Landes vermählet wurde. Diese Ehe dauerte aber nicht lange; denn Franz der zweite hatte kaum ein Jahr Frankreich regiert; so starb er und seine junge Gemalin Maria ging, da kurz darauf auch

ihre

ihre Mutter verschied, als Königin dieses Reichs nach Schottland, welches damals von Katholicken und Protestanten wechselseitig zerrüttet wurde. Hier vermählte sie sich mit dem Lord Daruly, dessen Betragen aber gegen ihren Liebling Rizio und gegen sie selbst sie so sehr aufbrachte, daß es scheint, sie habe selbst darum gewust, als ihr nachmaliger Günstling, ein gewisser Graf Bothvel, des Nachts den König mit seinem Hause, worinn er krank lag, in die Luft sprengte. Von diesem Bothvel, den sie kurz nachher zum Abscheu des grösten Theils der Schotten heirathete, wurde sie zu tausend Niederträchtigkeiten verleitet. Endlich muste er flüchten, sie aber ihren Sohn Jacob den sechsten, unter Regentschaft für einen König von Schottland erkennen, und in ein hartes Gefängniß wandern, aus welchem sie zulezt entfloh und eine ziemlich starke Armee zusammenrafte. Allein da diese von dem Regenten Murray aufs Haupt geschlagen wurde; so muste Maria flüchten und sich wider Willen in die Arme der Königin Elisabeth werfen, die eine erklärte Feindin von ihr war. Maria muste sogleich ins Gefängniß, um sich erst wegen der Ermordung ihres Gemahls, des Darulv, zu rechtfertigen; ihre öftere mißlungene Anschläge, sich zu befreien, waren der Elisabeth noch ein Grund mehr

zu

zu ihrer Verurtheilung geworden und endlich mußte im Jahr 1587 nach einer achtzehnjährigen Gefangenschaft eine entdeckte Verschwörung, an welcher aber doch Maria nicht den geringsten Antheil gehabt zu haben scheint, ihr gänzlich den Proceß machen. Sie vertheidigte sich zwar einige Zeit gründlich und standhaft; allein sie wurde dennoch zum Tode verurtheilt und den achten Februar 1587 wirklich enthauptet.

In den letzten Tagen ihrer Gefangenschaft soll sie folgenden merkwürdigen Brief geschrieben haben.

Maria Stuart an die Königin Elisabeth. *)

Sie verlangen und befehlen es, meine liebe Schwester, ich soll ihnen schlechterdings alles das eröfnen, was mir die Gräfin Schrevsbury von Ihnen gesagt hat, ohne etwas zu verhelen, ohne den Ausdruck, welchen ihr der Verdruß etwa eingab, zu versüßen, ja ohne einmal die Worte zu ändern, deren sie sich bediente, um Sie herabzuwürdigen und in meinen Augen zu erniedrigen? — — — Sie fügen hinzu, daß Sie von allem hinlänglich unterrichtet sind, um so wohl von

*) Nach dem Journal Encyklopedique soll sich dieser wahrhaft sonderbare Brief in einer Bibliotheck zu London befinden.

von der Treue meiner Erzählung zu urtheilen und mir dann wegen der kleinsten Zurückhaltung wenig Dank wißen würden; als auch um zu beurtheilen, in wie weit Sie künftig auf meine Wahrhaftigkeit und aufrichtige Gesinnung bauen können. — —

Gott, meine liebe Schwester, Gott allein weiß, was es meinem Herzen kostet, das Vertrauen einer Person, die ich lange für meine Freundin erkannt habe und die sich beleidigt glaubte, zu mißbrauchen; wie schmerzhaft es mir ist, Ihnen Dinge zu erzählen, die mißfallen und betrüben müßen; Dinge, von deren größten Theil ich Ihnen doch versichere, daß ich mehr die Erzählerin darüber ausschalt, als daß ich sie ihr hätte glauben können und bey welchen sie sich in Betracht ihres Charakters und ihres bittern Hasses gegen Ihro Majestät, auch nicht einmal schmeicheln konnte, daß ich ihr einen Schatten von Glauben zuständе. Wie dem auch sey, meine liebe Schwester, Sie fordern Gehorsam! — Urtheilen Sie auf die Größe meines Opfers von der Freymüthigkeit, mit der ich alles, was Sie von mir verlangen, auseinander setzen werde.

Die

Die Gräfin also legte es darauf an, mir zu sagen und eidlich zu versichern, daß derjenige, dem Sie in Gegenwart einer Ihrer Kammerfrauen die Ehe versprochen, schon unzähligemal bey Ihro Majestät ohne allen Zwang und Furcht als Ehemann der ehelichen Pflicht obgelegen habe.

Daß es von Seiten Ihro Majestät (die freilich nicht gleich andern weiblichen Geschöpfen gebildet wären) die Unverschämtheit aufs höchste treiben hiesse, wenn Sie Sich den Anschein gäben, eine Vermählung mit dem Herzog von Anjou so sehr zu beschleunigen, von der Sie doch sehr gut die Unmöglichkeit einsähen.

Daß Sie, dieses Naturfehlers ohngeachtet, doch Weiblichkeit genug hätten, um eben so wenig auf immer dem Vergnügen Ihrer ganz besondern Liebeshändel zu entsagen, als der Wollust, mit Liebhabern zu wechseln, so oft es Ihr Eigensinn und Ihre wunderlichen Einfälle erforderten.

Sie habe es oft bedauert, daß Sie Sich nicht an Sir Hatton oder irgend einem andern Ihrer Unterthanen von gleichem Charakter hätten begnügen

 können;

können; allein, was sie am meisten ärgerte, wäre eine Erscheinung im Hemde, wo Sie auf alles Gefühl von Ehre Verzicht gethan hätten, eines gewißen Simier wegen, den Sie, so fremd und unbekannt er auch gewesen, bey Nacht im Zimmer einer Ihrer Kammerfrauen (welcher die Gräfin auch tüchtig den Text gelesen haben wollte) gesucht hätten.

Sie habe nicht allein gesehen, daß Sie diesem Nichtswürdigen mit unanständiger Vertraulichkeit begegnet, sondern daß Sie Sich selbst soweit vergessen hätten, ihm die grösten Geheimniße des Staats zu entdecken; kurz, daß Sie für ihn eben die Zärtlichkeit und Hochachtung gehabt, die man Sie gegen den Herzog, seinen Herrn, verschwenden gesehen, der Sie in einer gewißen Nacht, da er an die Thür dero Zimmer gekommen, auf Simier zulaufen gesehen habe. — — — — — — — —

In Sir Hatton, den Vorgänger des Simier, wären Sie so verliebt gewesen, daß dieser, weil Ihre Leidenschaft in Gegenwart des ganzen Hofes ausbrach, aus Achtung für Sie sich entfernen zu müßen geglaubt habe, Sie aber dem Killigrew Befehl ertheilt hätten, ihn zurück zu holen und als er ohne

ohne Hatton zurückgekommen, Sie aufgebracht gegen Killigrew in Ihrer Hitze so weit gegangen wären, ihn öffentlich zu ohrfeigen.

Sie selbst (die Gräfin von Schrewsbury) habe, aus Besorgniß für den Ruhm Ihro Majestät, es versucht, eben den Sir Hatton mit ihrer Tochter der Gräfin von Lenox zu verheirathen; allein er habe dero Ahndung über das geneigte Gehör eines solchen Antrags zu sehr gefürchtet.

Selbst der Graf von Oxford, nachdem er Ihnen zu gefallen gewust, habe sich nicht getrauet, den Vergleichsvorschlägen mit seiner Gemahlin Gehör zu geben, um nicht das Glück, welches ihm dero Liebe versprach, aufs Spiel zu setzen.

Sie wären wahrhaft verschwenderisch gegen alle die, welche das Glück hätten, Geweihte Ihrer Liebeshändel zu seyn und vorzüglich gegen Ihren Kammerdiener, einen gewißen Georg, dem sie für die einzige Nachricht von der baldigen Zurückkunft des Sir Hatton 300 Pfund Sterling gegeben, während, daß Sie gegen alle Ihre übrigen Unterthanen eben so undankbar als karg wären und Sich im ganzen

Königreiche kaum drey oder vier Menschen verflichteten.

Allein, was Sie schwerlich glauben werden, liebe Schwester, ist, daß mir die Gräfin eines Tages heimlich eingab, meinen Sohn *) dahin zu vermögen, sich in Sie verliebt zu stellen — — welches mir, wie sie sagte, sehr vortheilhaft seyn und Sie schlüßig machen würde, den Herzog von Anjou bald wieder nach Frankreich zurück zu schicken, der mir überdem in vieler Absicht äusserst schädlich werden könnte. Auf den Einwurf, daß man dies für einen hämischen Possen halten mögte, antwortete sie mir ins Gesicht lachend: Sie hätten eine so hohe Meinung von der Macht Ihrer Reitze, daß es mit Ihnen endlich dahin gediehen sey, Sich für nichts weniger, als ein wahrhaft himmlisches Wesen zu halten und es sollte ihr wenig kosten (darauf wollte sie ihren Kopf verwetten) Sie zu überreden, daß dieser junge Mann in der That aufs lebhafteste von Ihren Reitzen gerührt wäre; kurz, die übertriebenste Schmeicheley hätte Sie oft so umnebelt, daß Sie mehr als einmal

*) Dieser wurde nach Hinrichtung der Maria von der Elisabeth zu ihrem Nachfolger in der englischen Krone unter dem Nahmen Jakob des ersten bestimmt.

mal mit dem größten Anstande von Ueberredung gesagt: „Man könne eben so wenig auf Sie, als auf „die Sonne die Augen lange heften, ohne geblendet „zu werden."

Mit einem Wort, daß sie selbst und dero Hofstaat sich genöthigt fänden, Ihro Majestät äusserst behutsam zu behandeln, so, daß, als sie das leztemal mit der Gräfin von Lenox dieselben zu sehen die Ehre gehabt, sie sich einander nicht anzusehn getrauet, um nur nicht Gefahr zu laufen, in ein lautes Gelächter auszubrechen, über die Selbstzufriedenheit, mit der Sie die eben so lächerlichen als groben Loberhebungen eingesogen, welche kriechende Schmeichler in vollem Maaße über Sie ausgeschüttet, und daß sie gestände, ohne Rücksicht auf die Gegenwart ihrer Tochter Talbot würde sie sich nicht ernsthaft haben erhalten können.

Wofür ich am wenigsten gut seyn kann, meine liebe Schwester, ist, daß eben diese Lady Talbot, als sie Ihnen die Cour gemacht und den Eid der Treue in dero Hand als Hofdame abgelegt hatte, über diese Ceremonie sehr spöttelte und zu mir sagte: sie wollte mir mit unendlich größerer Aufrichtigkeit ihre Unter-

 thänig-

thätigkeit bezeigen; welchem Anerbieten ich lange widerstand; allein ihren heißen Bitten konnte ich zuletzt nicht widerstehn. — — — — Sie wollte, sagte sie, um alles in der Welt nicht länger in dero Diensten seyn, weil sie sehr befürchte in einem Zeitpunkt Ihrer Wuth wie ihre Cousine Skedmir behandelt zu werden, der Sie den Finger zerbrochen und von der Sie nachher verlangt, dem Hofe zu sagen, ein herunterfallender Leuchter habe ihr das verursacht; oder wie eine andere Ihrer Hofdamen, der Sie, in einem Anfall böser Laune mit einem großen Messer die Hand hätten abhauen wollen; kurz es gienge so weit, daß in diesen und vielen andern Dingen, deren Zergliederung zu weitläuftig seyn würde, meine Leute ein Vergnügen fänden, Ihnen nachzuspotten und Sie lächerlich zu machen; so daß ich sie, nach dem ich davon unterrichtet war, aus dem Hause zu jagen drohte, im Fall sie jemals Dreistigkeit genung haben sollten, Ihnen die schuldige Ehrerbietung und vorzüglich in meinem Hause zu verweigern.

Wofern ich der Gräfin glauben darf, so ist der gegenwärtige Entwurf Ihro Majestät, den Molson anzufeuern, mir seine Wünsche für meine Entehrung anzutragen; entweder durch Thaten, die man

hernach

hernach öffentlich bekannt machen oder durch heimliche Anschläge, die man sich Mühe geben wird, überall, wo sie mir am schädlichsten werden können, auszubreiten.

Ja ferner (wenn ich glauben darf) kömmt Rurby nach einer ohngefehr achtzehnjährigen Abwesenheit bloß meines Lebens wegen nach London, hat mit J. M. mehrmals eine Unterredung darüber gehabt und geheime Gründe haben Sie endlich dahin bewogen, ihm die Vorschrift zu geben: den Befehlen Walsinghams, welche er zur gehörigen Zeit und am rechten Ort erhalten würde, ganz gemäß zu handeln.

Als sie selbst an der Heirath ihres Sohns Carl mit einer Nichte des Lord Paget gearbeitet habe, hätten Sie gewollt, daß sie mit einem Ihrer Verwandten vermählt würde; worüber sie denn gesprochen und öffentlich J. M. der Grausamkeit beschuldigt habe, indem Sie jederzeit über alle Erben im Reiche, Ihren willkührlichen Ausspruch thäten. Bey dieser Gelegenheit wären Sie auf die niederträchtigste Art (wie sie sagte) gegen Lord Paget in Zorn gerathen und seine Gedult sei von den übrigen Herren

des Hofs mit einem ziemlich ehrenrührigen Beinamen bekrönt worden.

Eben so, meine liebe Schwester, soll ich Ihnen auch eröfnen, wie während der Zeit, als Sie vor fünf Jahren krank waren, die Gräfin mir sagte, daß dero Unpäßlichkeit von einer Fontenelle am Fuß herkomme, die sich plötzlich geschlossen und daß man sich schmeichle, I. M. würden wahrscheinlich nur noch kurze Zeit zu leben haben. Als sie mir diese Hofnung gemacht und ihre Freude darüber bezeigt hatte, sagte sie: dieses alles gründe sich auf die Wahrsagung eines gewißen John Lanton, der, indem er Ihnen einen gewaltsamen Tod prophezeiet, hinzugesetzt habe; daß I. M. durch eine andre Königin ersetzt würden, welches auf mich allein zielen könnte. Nur bedaure sie, in einem alten Zauberbuche zugleich gelesen zu haben: daß dero Nachfolgerin nur drey Jahre regieren solle, welches alles, wenn man's glauben könne, deutlich auf einem Kupfer oder Gemälde vorgestellt wäre, das vor demselben Buche stände, in welchem sie auch ein Blatt gefunden, welches voll wichtiger Dinge sey, denen sie aber das heiligste Schweigen geschworen habe. Allein, sagte sie, obgleich von der Geringschätzung, mit der man solche

Weis-

Weissagungen behandelte, überzeugt, rechne sie doch fest darauf, sie bald bey mir im größten Ansehen zu finden und meinen Sohn mit ihrer lieben Arabelle vermählt zu sehen.

Ich endige, meine liebe Schwester, indem ich aufs heiligste versichre und beschwöre, daß alles, was ich gesagt habe, obgleich zu meinem größten Misvergnügen, die reine Wahrheit sey, daß es mir nie in den Sinn gekommen, irgend etwas von dem, was den Ruhm Ihro Majestät verdunkeln kann, zu glauben, noch andern, als Ihnen selbst, zu eröfnen, zumal es demjenigen entspricht, wozu ich gerne gegen Sie verpflichtet bin; auch schien mir immer der Ungrund dieser Dinge erwiesen zu seyn.

Könnte ich mich nur eine einzige Stunde mit Ihro M. unterhalten; so würde ich Ihnen bestimmt und ohne Umschweif Namen, Zeiten und selbst Oerter sagen, wie auch eben so besondre als wichtige Umstände, die nicht allein die Wahrheit des Gesagten, sondern auch vieler andrer Dinge, die ich bis zur Versicherung der Wiederkehr Dero Freundschaft verschweigen muß, ergründen und bestätigen könnten. Das würde einem Herzen, welches man Ihnen auf eine

so grausame Art verdächtig gemacht hat, ein eben so erwünschter, als theurer Zeitpunkt seyn, weil es Sie dann überzeugen könnte, daß Sie nie einen Anverwandten noch Freund, ja selbst nie einen Unterthan gehabt haben, der Ihnen wahrhafter als ich ergeben gewesen.

Um Gottes Willen, meine liebe Schwester, verweigern Sie doch nicht mehr lange die Wiederaufnahme in Ihre Arme derjenigen, die Sie liebt und ewig lieben wird; kurz derjenigen, die Ihnen die ganze Aufrichtigkeit Ihrer Gesinnung durch die wichtigsten und ausgezeichnetsten Dienste beweisen will und kann.

Im Bette, gestützt auf einen kranken Arm, und
meine Leiden bekämpfend, um Ihnen gehorsam und gefällig zu seyn

Maria Königin.

Theseus und Ariana
aus der alten Geschichte.

Theseus, der Sohn des attischen Königs Egeus, besuchte auf seinen Reisen den Cretischen Monarchen Minos, welcher ihn mit der größten Artigkeit, und Freude aufnahm. Keine von denen Schönheiten, die er bey Hofe sahe, machte solchen Eindruck auf ihn, als die älteste Tochter des Königs, Ariana. Diese Prinzeßin war wegen ihrer Schönheit und Sitten merkwürdig. Sie war unerschrocken und feurig und daher von ihrem ganzen Gefolge gefürchtet.

Theseus fand bald, daß Sie ihm mit vorzüglicher Achtung begegnete; und beschloß bei sich selbst, bei der ersten Gelegenheit ihr seine Leidenschaft zu entdecken. Es verstrich einige Zeit, bevor er eine geheime Zusammenkunft mit ihr erhalten konte; Er schrieb ihr verschiedne Briefe, aber ohn Erfolg, bis er eines Abends sie in ihres Vaters Garten allein traf; da erklärte er ihr auf eine patetische Art seine

Achtung, und gelobte ihr ewige Treue. Liebste Ari, ana, sagte er — würdige mich, mich anzuhören — ich bin ein Prinz, theile mit mir meinen Thron — fliehe mit mir nach Naxos — der gute Anarus ist mein Freund; er wird uns vor deines Vaters Zorn so lange schützen, bis ich mein eigenes Land erreiche. — Entscheide mit einemmal, geliebte Prinzeßin, mein Schicksal. —

Arianens Verwirrung war nicht auszudrücken; sie hatte schon lange eine Erklärung der Art gewünschet. — Kurz sie munterte ihn nicht wenig auf; und in weniger, denn drey Monaten, bewilligte sie in Gesellschaft ihrer Schwester Phedra, welche Theseus noch nicht gesehen hatte, und noch zweer Begleiterinnen, mit ihm nach Naxos zu fliehen.

Theseus bemerkte während der Reise, mit einer nicht geringen Unruhe die Verschiedenheit der Temperamente der beiden Schwestern. Phedra war nicht so schön, als ihre Schwester; aber die süße anlokende Sanftmuth ihres Herzens macht's ihr leichte, Achtung zu erwerben. Theseus fühlte sein Herz in Gefahr; er betrachtete sie nie ohne geheimes Vergnügen; und Phedra unterhielte mit der Zeit eine nicht geringere Achtung für den Prinzen.

Als

Als sie endlich nach Naxos kamen, wurden sie sogleich bei Anarus eingeführet, der Arianen mit einer Mischung von Staunen und Bewundrung betrachtete. Er bath sie sogleich an den Hof, und verliebte sich in kurzer Zeit so sehr in die Prinzeßin, daß er bei sich selbsten beschloß, ihr seine Hand anzubieten. Theseus, der Anarus stets als seinen Freund schätzte, merkte bald die Lage seines Herzens; er bekante ihm die Achtung für Phedra, und bath ihn um seine Meinung. Anarus war ganz außer sich vor Freuden, und sagte, daß wenn er in Theseus Stelle wäre, er die Neigung ganz frei für Phedra erhalten, und allmählich gegen Arianen seine Versprechungen brechen würde. Dabei verhieß er ihm, er sollte des nächsten die Phedra heimlich in seinem Brautgemache finden. Phedra, die der Gedanke schmerzte, eine Schwester zu hintergehen, die sie so zärtlich liebte, ließ es lange anstehen, bis sie Theseus Beteurungen Gehör gab — Ariana, wünschte sehnlich die Feyerlichkeit der Eheverbindung mit Theseus, da sie mit Unruhe des Anarus Absichten merkte. Theseus machte verschiedene Einwendungen, um der Heirath aus dem Wege zu gehen; kurz er verwickelte sich so mit Phedra, daß er im Angesichte des Himmels angelobte, sich nie mit Arianen zu vereinigen. Phedra, der das Unglück

glück ihrer Schwester sehr zu Herzen ging, beschwor den Theseus, sein Versprechen der Prinzeßin zu halten, und mahlte ihm mit den lebhaftesten Farben, seine unanständige Aufführung, und das niedre Betragen gegen die beleidigte Schwester. Ariana, die sich über Theseus Kaltsinn wunderte, entdeckte Phedra, daß sie glaube, eine Nebenbulerin zu haben, und sandte sie, ihre Sache zu führen. „Gehe — meine geliebte Phedra, sagte sie — fleuch zum grausamen Theseus — frage ihn, was die unglückliche Ariana verbrochen habe, seine Achtung zu verlieren. — Doch halt meine Schwester — vielleicht denkt er auf eine andere — Zerstreuung! — Phedra! — du weißt, daß ich dich liebe. — Um's Himmelswillen verlaß mich nicht — sage dem grausamen Prinzen — schildere ihm auf's andringlichste — die Schmerzen die ich leide — erweiche sein hartes Herz — sprich, als wenn es für dich selbst wäre — beschwöre ihn mit der äußersten Heftigkeit der Trähnen und des Flehens, seine Betheurungen nicht zu vergessen."

Ein hartes Geschäfte für die unglückliche Phedra; sie fühlte ganz die Schmerzen der Schwester; sie hatte eine gleiche Neigung für Theseus und Arianen. Sie drung auf's neue mit aller Beredsamkeit in

zu Theseus, nicht mehr an sie zu gedenken, und Arianen vielmehr seine Hand zu geben. Aber er blieb stets unerbittlich.

Anarus mitten in dieser Verwirrung sandte täglich die zärtlichsten Boten zu Arianen und drung in sie, ihm Gehör zu geben; er bekräftigte zugleich ihre Meinung über die Untreue des Theseus, und deßen Leidenschaft, für eine andere. Ariana war ganz außer sich vor Schmerz und Wuth; sie machte Anschläge auf ihr Leben, wurde aber immer von ihrer unglücklichen Schwester behindert. Sie schwur Rache ihrer unbekanten Nebenbuhlerin. Sie floh selbsten zu Theseus, warf ihm mit den bittersten Ausdrücken seine Untreue vor. — „Unmenschliches Ungeheuer, sagte sie — ist das meine Vergeltung? verließ ich nicht einen gütigen Vater um dich glücklich zu machen? — Und ist dieß nun meine Belohnung? — Wisse, ich verabscheue deine Untreue, deine Undankbarkeit. — Aber hüte ja die glückliche Schöne, die der Vorwurf deiner Liebe ist: — Sie sey wo sie wolle, — so mag sie vor der Rache eines beleidigten Weibes zittern."

Der

Der Prinz, der ohne Bewegung voll Erstaunens stand, bat sie, ihn mit Vorwürfen zu verschonen. „Ich gestehe meine Undankbarkeit, sagte er, und will gerne mein Leben deiner Wuth aufopfern, wenn das einige Vergeltung ausmacht. — Aber höre mich — Nimmer kann ich der Deinige werden. — Meine Hand habe ich schon einer andern zugesagt." — Nach diesen Worten ging er hastig aus dem Zimmer, und hinterlies die Ariana in einer unbeschreiblichen Lage. Sie beschloß nun lediglich aus Rache, dem Anarus ihre Hand zu geben; weßhalb sie den Augenblick zum Könige gieng, ihm ihre Lage bekant machte, und um Beistand bat, ihre Nebenbulerin auszuforschen, unter dem Versprechen, daß, wenn es gelänge, sie seine Gemahlin werden wollte.

Anarus, der seines eignen Vortheils wegen Theseus und Phedra zu ihren Zusammenkünften ermunterte, glaubte, es sei nicht eher Zeit, sie zu verrathen, bis sie aus seinem Reiche sicher begleitet wären. Daher versicherte er ihr, daß er mit ihrem Verlangen übereinstimme; und so schieden sie beide zufrieden von einander.

Ariana ertrug die quälend'sten Schmerzen drey Wochen lang: Eines Morgens, da sie die nöthigen Befehle zu den Anstalten der herankommenden Hochzeit gab, benachrichtigte sie der König, daß Theseus um Mitternacht nach Athen in Begleitung seiner Geliebten geflohen sei. Arianens Verfaßung ist leichter zu denken, als zu beschreiben. Ohnmächtig fiel sie in die Arme ihrer Zofe, und da sie zu sich selbst kam, rief sie nach ihrer theuren Schwester. „Gehe, sagte sie — erzähle der Phedra die liebenswürdige Neuigkeit — Sie wird meinetwegen vieles empfinden. — Mit was für Erstaunen wird sie die Verrätherey hören." Kaum sagte sie die Worte, als der Bediente sie benachrichtigte, daß Phedra nirgends zu finden wäre, und zu gleicher Zeit überreichte er ihr einen Brief von Theseus an den König, folgendes Inhalts.

„Vergieb eine Flucht, daran die Liebe „schuld ist. Von dem langen gemeinschaftlichen „Vernehmen zwischen Phedra und mir wußtest du. Sie begleitet mich auf meiner Flucht. „Lebe wohl, und schätze Arianen."

Kaum hatte sie diese letzte Worte gelesen, so fiel sie leblos zu Boden und blieb einige Zeit ohne Empfindung liegen. So bald sie zu sich selbst gekommen

 war,

war, sandte Anarus nach ihr, um in dem Tempel die Feyerlichkeiten des Ehe-Verbindnißes mit ihr zu begehen. Sie eilte zu ihm, warf sich zu seinen Füßen und sagte:

„Herr! wenn ihr mich liebet — so folget den Verräthern augenbliklich nach Athen, bevor die Nebenbulerin Zeit zu ihrem Triumphe über mich gewinnt. Durchbohret beider Herzen mit dem Dolch. Durch diese That werdet ihr den Tag auszeichnen, und meine Hand, in dem ihr meine Liebe rächet, verdienen. — Was Nichtswürdiger? Du säumest noch? — dann sollst du — Theseus, triumphiren."

Hier ergrif sie seinen Degen, stieß sich ihn durch die Brust, und starb unter Verzweifelung und Ausruf: für Rache an Theseus.

So endigte sich das Leben der unglücklichen Ariane, deren Geschichte nur allein der von Dido und Aeneas von den besten Kunstrichtern nachgesezet wird.


Schrei-

Schreiben eines Engelländers aus Paris.

Es ist eine üble Politik, und ich glaube eine grausame Gewohnheit dieses Landes, daß ein Mann von Stande, wenn er eine größere Anzahl Töchter hat, als sein Vermögen erlaubet, sie ihrem Range gemäß auszustatten, die jüngste davon, diesen letzten Liebling, lieber in ein Kloster stößt, als daß er sie an einem Mann von geringerer Herkunft verheurathet. — Es ist gewiß, daß den Gesetzen der Kirche gemäß kein Frauenzimmer gezwungen werden kann, Nonne zu werden, und sie wird, nachdem sie ihre Probe-Jahre ausgehalten hat, durch den Bischof darum befragt: indeßen wenn erst einmahl ein solches junges Geschöpf zwischen den fatalen Mauren eingekerkert ist, so sind so viel Ueberredungen der Abtißin, und Mitschwestern von einer, und so viel Drohungen von Aeltern und Verwandten anderer Seits, daß wenige die Dreistigkeit haben, ihren Widerwillen zu zeigen.

Es gelang mir, mit einem dieser bestimmten Opfer bekannt zu werden, und sie erschien oftmahls an

dem Gegitter des Augustiner Klosters mit einigen Nonnen, zu denen ich eingeführet wurde. Sie war außerordentlich schön und etwa siebzehn Jahr alt, zeigte aber ein gewißes Mißvergnügen in ihrem Gesichte, welches genugsam zu erkennen gab, wie wenig sie mit dem ihr bestimmten Loose zufrieden war. Dabei hatte sie, wie sichs zeigte, einen natürlichen Abscheu gegen das Klosterleben und hegte die größte Zärtlichkeit zu einem jungen Menschen, welcher sie ebenfals, wie sichs zeigen wird, feurig liebte. Die Geschichte ihrer gemeinschaftlichen Liebe war eben nicht unbekannt: ich hörte sie von allen denen, die eine Bekanntschaft mit einem von beiden hatten, und jeder bedaurete die Grausamkeit und ewige Scheidung, die im kurzen erfolgen sollte.

Aber was ist Mitleiden, ohne Macht der Hülfe? — Die Aeltern des jungen Mädchens waren unerbitlich. Das Probejahr war nun vorbey und der fatale Tag erschien, an welchem sie alle ihre Hofnungen aufgeben und die Freuden des Lebens und der Liebe beweinen sollte.

Da ich niemahls die Feyerlichkeit der Einkleidung gesehen hatte, so war ich sehr begierig dieser beizuwohnen,

zuwohnen, und dieses Verlangen wurde dadurch noch reger gemacht, daß ein Paar Leute von Ansehen, welche mir bei meiner Ankunft in Paris außerordentlich viel Güte erwiesen,' sich anerboten, mir Gesellschaft zu leisten und mir einen Plaz zu verschaffen, wo ich diese Feyerlichkeit bis auf den kleinsten Umstand beobachten könnte.

Wir warteten nicht lange, und sahen die vermeintliche Nonne erscheinen, geführt von ihrem Vater, und einem andern ernsthaften Alten, der einer ihrer nächsten Anverwandten war; ein Strom von Volck beiderley Geschlechts folgte nach. Sie war ausnehmend reich gekleidet: ihr Kopf, das Halsband und der Gürtel blizten von Edelsteinen, und sie schien eher eine prächtige Braut, als eine Person vorzustellen, die auf ewig von der Welt ausgeschlossen werden sollte. Meine verbindliche Führer, belehrten mich, daß dies jederzeit der Gebrauch wäre, aber sie würde bei der Einweihung alles dessen beraubet werden.

Der Glanz, in welchem sie in dieser melancholischen Scene erschien, erinnerte mich an die schönen Zeilen, welche Herr Philipps der Andromache in den Mund leget:

„Das Opfer hier, gekrönt mit hochzeitlicher Blume,
„wird unter Weihgesang geführt zum Heiligthume
„hin durch die starren Reihen der angedrängten Schaar
„in trauervollem Pompe und blutet am Altar.

Und in Wahrheit, ohne das zärtliche Gefühl eines Frauenzimmers, betrachte ich das Klosterleben als eine völlige Beraubung des Zwecks unseres Daseyns, und ich bin der Meinung, daß diejenige, so in solches treten, eben so begraben werden, als wenn man sie ins Grab legt.

Ueber das Mädchen, von welchem ich rede, war ich, da ich der Lage ihres Herzens nachdachte, nicht wenig erstaunet, zu bemerken, daß sie statt Verwirrung und melancholischer Mienen, die ich von ihr erwartete, eine ganz lebhafte Mine, die ich ehedem nie an ihr bemerkt hatte, annahm. Ihr Gesicht blieb in der That immer gleich und munter während der Proceßion. Aber aus ihren Augen blickten die funkelndsten Strahlen, indem sie beständig ihr Haupt von einer Seite zur andern kehrte, gleich als wenn sie keinen aus der großen Versammlung unbemerkt

merkt lassen wollte. In der kurzen Zeit, welche mir erlaubte, meine Betrachtungen über sie anzustellen, geriet ich auf den Zweifel, ob ihr Herz würklich so gefesselt sei, wie man mir gesagt hatte. Denn ich konnte mich nicht überreden, daß eine Person von ihren Jahren, und so durch das Band der Liebe verknüpfet, Kraft genug hätte, ein so grausames Opfer zu werden, ohne die Bangigkeit ihrer Seele zu verrathen.

Nachdem ich von der Art der Einkleidung der Nonnen belehret war, wurde ich darauf ungeduldig, wie sie sich in der letzten Scene betragen würde; sie klopfte an das Thor des Klosters mit eben der Unerschrockenheit, die sie bei ihrer Ankunft zeigte. Der Bischof erschien, und frug was sie begehrte? hierauf nun hätte sie antworten sollen: „In dieses Heiligthum eingelassen zu werden, damit der Himmel das feierliche Versprechen der Keuschheit annehme." Sie aber hatte sich zu einer ganz entgegengesetzten Rede vorbereitet; sie setzte ein Knie auf den Boden, sahe auf einen schönen jungen Menschen, der sich durch die Menge des Volks durchgedrängt hatte und sagte; Herr! ich erbitte mir diesen Jüngling zum

 Gemahl,

Gemahl, welchem ich längst unter den feierlichsten Verheißungen mein Herz geschenkt und von welchem mich nichts als der Tod trennen soll.

Nie schien eine Bestürzung größer, als die, so aus den Gesichtern der Anwesenden hervorleuchtete. Der Bischof lächelte; der Vater dieses Mädchens, und einige ihrer Anverwandten versuchten, sie von ihrem Liebhaber zu trennen; aber ihre Hände waren zu vest in einander geschlossen, und sechs oder sieben Kavalier, die bisher gleichgültige Zuschauer der Proceßion zu seyn schienen, traten hervor, und jeder, die Hand an den Degen gelegt, erklährte, daß, wenn Vorstellungen vergebens seyn sollten, sie bereit wären, ihrem Freunde, der diesem jungen Mädchen angelobt wäre, und der es nie zulassen würde daß man sie zum Nonnen-Stand zwänge, Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen.

Hier nahm der Bischof den alten Vater bey Seite, und sagte ihm, wie ich nachher belehrt wurde, daß kein Kloster (den Gesetzen der Kirche gemäß) berechtigt wäre, seine Tochter anzunehmen, weil ihr Herz bereits versaget wäre; das vernünftigste, was er zu wählen habe, sei, daß er seine Einwilligung darzu

darzu gäbe, weil auch ohne diese vielleicht auf eine minder anständige Art die Heyrath vollzogen werden würde. Dem gemäß, erwiederte der Vater, daß ohnerachtet die Tochter seiner Meinung und ihren Pflichten entgegen handelte, er sich doch ihrer Zuneigung nicht entgegen setzen wolle. Der Bischof veränderte also die Feyerlichkeit, bei welcher er die Zusage zum ehelosen Leben einsetzen sollte, in eine Trauung, zu dem größten Vergnügen der Versammlung, die ihren Beifall nicht verheelen konnte. Mir, meines Theils, machte es eine ungemein große Freude, die Leiden dieser so zärtlich Liebenden beendiget zu sehn.

†

Allerlei über den Menschen.

Aliorum opiniones præteribo: Nam et enumerare illas longum eſt et coarguare.
Seneca.

Man belegt einige moralische Eigenschaften mit dem Namen geselliger Tugenden, ohne anzuzeigen, woher ihnen dieser Name zukomt. So viel ist gewiß, daß sie weder Mutter noch Tochter des gesell-

 schaft-

schaftlichen Lebens sind. Es würde sonst das schwerste Problem seyn, zu zeigen: woher die große Unähnlichkeit zwischen Ursache und Würkung entstanden sei? Nicht, als wenn ich die Gesellschaft für das größte Uebel der Menschheit halte, sondern weil es mir durchaus unbegreiflich ist, wie auch nur das kleinste Uebel statt finden könne, wenn sie eine Tochter der Tugend ist. Ich bin daher geneigt zu glauben: daß die Tugend keinen Anteil an Entstehung der Gesellschaft habe und daß diese mit der Tugend gleich alt, wo nicht älter sei. Nichts ist gewisser, als daß die Begriffe von irgend einem höhern Wesen, mit dem Willen und Vermögen versehen, die Handlungen der Menschen zu bemerken, vor allen Begriffen von Tugend und Laster voran gehen mußten. Die Begriffe des Nutzens und des Nützlichen sind so alt, als das Eigenthum; nur beide sind in dem Schooße der Gesellschaft entsprungen. Man nahm Ordnung und Uebereinstimmung des Mannigfaltigen zu Einem in der Natur wahr, oder glaubte es wenigstens wahrzunehmen; aus diesen folgerte man Absichten und stieg so bis zu einem ersten obersten Endzweck hinauf. Man glaubte annehmen zu können: daß dieser oberste Endzweck die Würkung eines vernünftigen Willens seyn müsse und nannte die Uebereinstimmung

mung mit demselben, Tugend, und die Abweichung, Laster. So unterstüzte eine Idee die andre, bis daraus ein aneinanderhangendes System der Theologie und Moral ward. Ich will hier nicht untersuchen, was in diesen Systemen Wahrheit, was Hypothese sei? so viel ist gewiß: ehe der Begrif von Tugend unter den Menschen bestehen konte, mußte der Begrif einer Gottheit schon etablirt seyn. Die ältesten Urkunden, mit den neuern Erfahrungen der Reisenden verglichen, stimmen darinnen überein: daß, jemehr der Zustand eines Volks sich der Wildheit nähert, um so viel unbekannter ihnen die Begriffe von einer Gottheit, von Tugend und Laster sind. Nichts beweiset diesen Saz volkommner, als die Sprache der Amerikaner, wo es bis auf den gegenwärtigen Tag an Worten mangelt, dergleichen Begriffe zu bezeichnen. Was den Menschen zu allererst zu interessiren scheint, ist die Stimme des Bedürfnisses. Der Reichthum der Natur und die Leichtigkeit, dasselbe zu befriedigen, erweitern die Sphäre des menschlichen Wirkungskreises und haben ihn auch würklich von Stuffe zu Stuffe zu der Höhe hinauf geführt, auf welcher gegenwärtig der policirte Europäer steht. Schon der Name selbst entscheidet für die Vermuthung, daß die Tugend eine Pflanze sey, die zuerst

in

in dem Boden der Gesellschaft aufkeimte. Wir nennen Nationen, die in einer beständigen bürgerlichen Verfaßung leben, gesittete Völker und sezzen sie den ungesitteten oder Wilden entgegen. Tugend scheint also mehr ein Verdienst des Bürgers, als des Menschen zu seyn. Das Recht ist nur angewandte, modificirte Moral. Jezt ist es klar, warum noch nie die ersten Gründe des Rechts und der Sittlichkeit aufgefunden sind, da man doch wenigstens eben so emsig darnach gesucht hat, als nach dem Stein der Weisen. Recht und Tugend hängt von der Staatsverfassung und diese von dem Klima, dem Genie der Nation und tausend andern zufälligen Umständen ab. Nicht die Abweichung von der allgemeinen Meinung, sondern von der Wahrheit ist Heterodoxie; und dieses ist selten das Anteil des grossen Haufens. Ich könte hier ein ansehnliches Verzeichnis von Wahrheiten liefern, die man bestritten, verschrien und endlich aufgenommen hat. Doch ich kehre von meiner Ausschweifung zurück. Der Mensch der Natur erkent kein andres Gesez als: Lebe der Natur gemäs. Dieses übertrat er nicht eher, als bis er ein Mitglied der Gesellschaft ward. Allein seitdem er die Sphäre seiner Kunsttriebe so sehr erweitert sieht, daß man über die Gränzen derselben immer zweifelhafter wird,

werden die Rechte der Natur immer mehr einge- schränkt. Die Kunst würkt schon vor unsrer Geburt auf uns, und nur das, was sie nicht vermag, über- läßt sie der weisern Natur. Eifersüchtig, ihre usurpir- ten Rechte zu erhalten und sich neue über das Ver- fahren der Natur anzumassen, arbeitet sie nun schon seit Jahrtausenden an der Zerstörung des menschlichen Geschlechts. Es sind nie mehr Krüppel und unvol- kommene Menschen geboren worden, als seit dem die Kunst uns bekleidet und an unsrer Gestalt gebessert hat. Alle die wohlthätigen Kräfte, die die Natur zum Heil der Menschen hervor bringt, werden durch die Kunst erst in Gift verwandelt, ehe wir sie ge- niessen.

Menschen werdet weise! wolt ihr glücklich seyn, kehrt in den Schoos der Natur zurück. Den ersten Schritt zu Errichtung einer Gesellschaft veranlaßte der Nuzzen und der Vorteil, den die Menschen in der Vereinigung ihrer Kräfte und der größern Leich- tigkeit ihre Bedürfnisse zu befriedigen fanden. Dieses durfte nicht durch tiefsinnige Schlüsse hervorgebracht werden, es ward unmittelbar empfunden. Es bedarf zur Wahrnehmung unsrer Vorteile beinahe nichts weiter als Instinkt. Wenn wir aber in unsrem ge-

genwär-

genwärtigen Zustand durch denselben irre geleitet werden, so ist dieses kein Wunder; es würde ein Wunder seyn, wenn es nicht geschähe. Unsre Bestimmung als Bürger stimmt so wenig mit den Absichten der Natur überein, wir sind so weit von ihren weisen Vorschriften abgewichen, wir haben uns einen so ungeheuren Troß von neuen Bedürfnissen aufgebürdet, wir haben unsre Kunstfähigkeiten so sehr auf Kosten der Natur erhöht, und dennoch ist die vereinte Macht der Erziehung, Gewohnheit und des Vorurteils nicht vermögend gewesen, das Ansehn der Natur auszurotten.

Es bedurfte bei den Stiftern der ersten Gesellschaft keiner außerordentlichen Kunstfähigkeiten; ihr Instinkt, der rein und unvermischt war, leitete sie zu ihrer Absicht sicher genug. Die Erfahrung lehrt uns: daß wir durch die Veränderung unsres Zustandes einen grossen Theil unsrer natürlichen Fähigkeiten zu gebrauchen verlernt haben; und mit dieser Ausartung haben wir selbst unsre Hausthiere angesteckt. Wir haben Natur für Kunst vertauscht, und kaum steht es in unsrer Macht, die wir noch die menschliche Natur in ihren verschiednen Stuffen der Vollkommenheit anschauen können, zu beurteilen: ob wir durch

den Tausch gewonnen oder verloren haben. Aber es wird eine Zeit kommen, wo das Heiligthum der Natur vor aller Nachforschung verschlossen seyn wird und wo die Nachwelt sich nicht wird vereinigen können; ob wir betrogen sind, oder: ob wir haben betrügen wollen?

Nachschrift.

Ohne Zuthun des Verfassers, hat sich dieser Aufsatz mehrere Jahre hindurch in fremden Händen erhalten, ohne sein Zuthun erscheint er iezt im Publiko. Er ist zu unbedeutend, um etwas darüber zu sagen; seitdem er aber dem Verfasser wieder zu Gesicht gekommen ist, hat sich manches von neuem in seinem Kopf eingefunden, was er, wenn das Publikum nichts dagegen hat, gelegentlich hier einrükken lassen wird.

Inhalt.

Das

preußische Tempe

Achtes Stück.

Augstmonat 1781.

Ueber den Mistel und die immergrünende Eiche zu Romove.

Der Mistel, Viscum auch Viscus, poln. Aniota oder Imiota ist eine bekannte Baumstaude, welche fast auf allen Arten von Bäumen auch sogar auf den Fichten wächst; dieses Gewächs hat die bewunderungswürdige Eigenschaft, daß sein Kern nicht aus der Erde sondern aus der Rinde eines Baums hervorkeimt, aufwächst, grünt, blüht und Früchte trägt, und seinen Nahrungssaft blos aus dem Baum erhält, ohne daß das bittre, süße oder harzige Wesen deßelben eine Aenderung in ihm hervorbrächte. *)

*) Ein mir bekannter glaubwürdiger Naturforscher versichert, in Preußen vier Abartungen des Mistels entdeckt zu haben. Anm. d. H.

Das eigenthümlichste deßelben ist, daß es gegen die Art aller andern Gewächse im Christmonathe blüht, und daß seine Beeren bey der strengsten Kälte zur Reife kommen.

Es ist zu bedauren, daß die Naturforscher auf dieses sonderbare Gewächs keine größere Aufmerksamkeit verwenden. Die wenigen, welche davon geschrieben, lehren blos daraus den Vogelleim zu verfertigen; eine Sache, die eben für den Naturforscher nicht wichtig ist. Eine englische ins deutsche übersetzte Abhandlung empfiehlt den Mistel, der auf den Eichen wächst, gegen die Epilepsie oder fallende Sucht. Wenn dieser Umstand gegründet und durch mehrere Erfahrungen bestätiget würde; so würde dieses allein schon hinreichend, dem Mistel einen großen Werth beylegen.

Allein dieser Umstand verdient noch Bestätigung, und dann wüßte ich auch nicht, warum blos der Mistel auf den Eichenbäumen diesen Vorzug haben sollte; es müßte denn dasjenige bey ihm gelten, was man bey einigen andern offizinellen Kräutern annimmt, wo manche aus den Bergen, manche wieder aus den Thälern für kräftiger gehalten werden.

Woher

Woher aber diese besondere Eigenschaft des Mistels entstehe, wäre noch zu untersuchen, weil die Verschiedenheit des Nahrungssaftes, welchen er aus den Bäumen erhält, nur ohngefähr auf die Weise auf ihn wirken kann, wie die Verschiedenheit des Erdbodens auf eine darinn wachsende Pflanze, und sodann müßte auch angemerkt werden, wozu er von jedem Baum am tauglichsten wäre.

Der Landwirth sucht ihn, so gut er kann, zu benutzen; grün abgenommen ist er für junge Ziegen und Lämmer ein angenehmes Futter, und in Gegenden, wo er häufig wächst, wird er in den Stuben unter die Balken gesteckt und gedörret, sodann nebst den zarten Stengeln in Stampen klein gestoßen und auf angefeuchteten Hechsel gestreut, welches Futter nicht nur die jungen Kälber begierig fressen, sondern auch darnach besonders gedeihen und fett werden.

Dies letztere hat mich auf den Gedanken gebracht, daß der Mistel in der Dörrsucht nützlich seyn könnte. Versuche habe ich zwar nicht angestellt. Daß er aber dem Menschen nicht schadet, ist ausgemacht; denn man hat Beyspiele, daß er zur Zeit des Getreidemangels von armen Leuten gedörrt und

klein gestoßen mit etwas Roggenmehl vermischt, ohne Nachtheil zum Brodt genommen sey.

In Preußen ist der Mistel nicht in allen Gegenden gleich häufig In der hiesigen Gegend *) wird er nur selten angetroffen, und ich habe bemerkt, daß er an den Orten, wo sich Droßeln, Seidenschwänze und andre von Qvitschen und Kaddigbeeren nährende Vögel häufig befinden, am häufigsten anzutreffen ist. Daß die Droßel den Mistel durch ihren Auswurf verpflanzt und hiedurch das Sprüchwort Turdus cacat sibi exitium veranlaßt, dieses wird, ob solches gleich Scaliger nicht zugeben will, durch die Erfahrung bestätigt, und es ist also wahrscheinlich, daß die Vögel, welche sich von den Beeren des Mistels nähren, ein gleiches thun.

Die Engländer wollen zwar behaupten, daß man den Mistel durch Einsenkung der Körner unter die Baumrinde auf alle Bäume im Garten verpflanzen, und also auch im Winter zum Vergnügen einen grünen Garten sich verschaffen könne. Um dieses zu versuchen, habe ich nach der gegebenen Anweisung in meinem Garten kleine Einschnitte in die Rinde ver-

schie-

*) Zwischen Soldau und Neidenburg.

schiedener Bäume gemacht, Körner auch ganze Mistelbeeren hineingelegt, und damit sie der Regen nicht ausspülen könnte, mit Bast verbunden. Allein ich habe ohne, daß ich einen Grund davon anzugeben weiß, meinen Zweck nicht erhalten können.

Daß aber der Mistel den Bäumen nicht als eine Schmarotzerpflanze Schaden thue, weil er im Winter und folglich zu einer Zeit, da der Baum den wenigsten Saft besitzt, Blüthe und Früchte trägt, dieses widerlegt die Erfahrung, weil ich Bäume gesehen, die jährlich mit einer großen Menge Mistel beladen waren, ohne hiedurch etwas von ihrem Wachsthum und Munterkeit einzubüßen.

Da ich nun manche Bäume gesehen, die wegen der darauf wachsenden Mistel im Winter völlig grünten; so hat mich dieses auf den Gedanken gebracht, daß die Eiche zu Romove, welche nach dem Zeugniß des Henneberger's *6* Ellen im Durchschnitt enthielt, oder wie er sich ausdrückt qveer über gemessen und die laut den Nachrichten unserer Geschichtschreiber Winter und Sommer grüne bleibt, ein mit Misteln vorzüglich stark bewachsener Baum gewesen.

Henneberger schreibt zwar in der Erklärung der pr. Landtafeln pag. 465. daß die Eiche auch im Winter ihr eigen Laub behalten und grün geblieben. Wenn diese Eiche wirklich ihr eigen Laub auch im Winter behalten hätte; so wäre meine Meinung widerlegt; aber man weiß, wie wenig Henneberger die Sachen untersuchte, die er beschrieb, und wie viele Fabeln er nach bloßem Hörensagen aufnahm. Er beruft sich hiebey auf den Simon Grunau, und weil ich diese seltne Handschrift nicht zu Rathe ziehen kann; so bleib ich ungewiß, ob Grunau sagt, daß die Eiche ihr eigen Laub behalten oder nicht vielmehr, daß solche im Winter grün geblieben, welches letztere durch die Mistein leicht möglich wäre.

Der spätere aber gründlichere Geschichtschreiber Hartknoch schreibt nur in seiner zu dem Dusburg angehängten Dissertation, de locis divino cultui dicatis p. III. §. 3. daß diese Eiche auch im Winter grün geblieben, nicht aber, daß sie ihr eigen Laub behalten: scheint aber auch, weil er sagt: et quod majorem meretur admirationem, in hieme quoque haec quercus Romoveana viridis

dis conspiciebatur, die Sache für etwas sehr wunderbares gehalten zu haben.

Henneberger nennt diesen Baum geradezu eine teufelische Eiche, und unser sonst scharfsinnige Hartknoch schreibt ihm am angeführten Orte treulich nach: Hoc vero diabolica factum esse arte, certum habeo. Dies einzige könnte ihn entschuldigen, daß er zu einer Zeit lebte, wo Hexen-Prozesse im Schwange waren, und wo man, so bald man ein Ding nicht natürlich erklären konnte, dem Teufel die Schuld gab und die Sache sodann für abgethan hielt.

So viel ist gewiß, daß wenn die Eiche zu Romove und die übrigen schwedischen Bäume, welche Hartknoch anführt, ihr eigen Laub im Winter behalten, dieses sicher von einer natürlichen Ursache hergerührt. Wollte man die häufigen Opfer oder das immerwährende Feuer, welches die Götzendiener allhier unterhalten, in Anschlag bringen; *) so entsteht die Frage: ob dieser Baum nicht schon immergrünend gewesen, ehe noch der Götzendienst daselbst

 ange-

*) S. D. Arnoldts Kirchengeschichte des Königreichs Preußen, 1 Buch 1 Cap. §. 17.

angestellet worden? Ich muthmaße, daß eben dieses ausserordentliche Grün, die Heiden, welche keiner nähern Untersuchung fähig waren, dahin verleitet habe, unter diesen noch durch seine dicke und ausgebreiteten Aeste hiezu schicklichem Baume ihren Götzendienst anzurichten, ihre Götter aufzustellen und an diesem Orte den Wohnsitz ihres Criwe oder obersten Priester zu erbauen. *)

Hätte dieser Baum nun sein eigen Laub behalten, so müßte entweder immer daßelbe Laub darauf geblieben seyn, welches unmöglich ist, oder er müßte zweymal im Jahre, nehmlich im Frühling und Herbst, frisches Laub bekommen haben, welches ebenfals den Gesetzen der Natur widerspricht. Ich schreibe dieses Grün der darauf befindlichen Mistel zu, und finde meinen Grund in der Geschichte des Baumes selbst. Denn Henneberger sagt, daß die Eiche zu Romove so dicht gewesen, daß weder Regen noch Schnee hat hindurch kommen können. Und Hartknoch bedient sich beynahe eben derselben Worte.

*) Weil bey den Celten die Eichenmisteln als etwas Heiliges betrachtet wurden, so kann dieses selbst hiezu beygetragen haben. Anm. d. H.

rc. *) Nun ist freylich ein dichter Baum ein Schutz für den Regen, diese Dichtheit wird aber um so viel vermehrt, als die Aeste stärker in einander geschlungen sind, und dieses wird man an keinem Baum stärker antreffen, als an solchen, die über und über mit Mistel bezogen. Und aus eben dem Grunde begeben sich bey übler Witterung viele Vögel auf dergleichen Bäume, besonders diejenigen, welche die Mistelbeeren freßen, weil solche allhier außer dem Schutz vor dem Regen auch ihr Futter antreffen; diese Vögel aber verpflanzen den Mistel alsdenn so häufig, daß ein solcher Baum selbst im Frühlinge ein größeres Grün von der Mistel als seinen eigenen Blättern erhält, zumal wenn noch einige mißliche Umstände dazu kommen. Denn ohngeachtet der Härte des Eichenholzes ist das Laub sehr zart, und bey einem mäßigen Nachtfroste, der zur Zeit, da die Bäume grünen und blühen, in Preußen nicht selten ist, wird das Laub der Eiche, ob sie gleich am spätsten ausschlägt, oftmals schwarz und so dürre, daß es sich mit den Fingern zerreiben läßt. Wenn nun die Eiche durch einen solchen Frost ihr Laub verloren,

 und

*) Haec quercus fuit in summitate latissima, et ramis mutuo inter se nexis adeo impervio, vt pluvia per ramos et folia nullo modo potuerit penetrare.

und daßelbe zum zweytenmale erhält; so fallen die Käfer, welche um diese Zeit kommen, vorzüglich darauf, so daß sie oftmals alles Laub völlig abzehren. Die Mistelstaude aber ist beyden Plagen nicht unterworfen.

Wir kennen zu unsern Zeiten noch die Mistel so wenig, und sie war also den alten Preußen gewiß noch weniger bekannt. Es ist aber die Gewohnheit der Menschen, ein jedes seltnes und ungewöhnliches Ding, zumal wenn sie den natürlichen Grund davon nicht erklären können, als etwas außerordentliches zu betrachten und eine besondere Anhänglichkeit dafür zu hegen. Dies war auch der Fall bey unsern alten Preußen und unsre vormaligen Geschichtschreiber, welche die Sache nicht genau untersuchten, den Götzendienst verabscheuten und denselben noch auf alle mögliche Art anschwärzten, machten sich kein Bedenken daraus, auch hier dem Teufel eine Sache zuzueignen, welche ihren natürlichen Grund hatte.

M. Kurella.

Noch einige Nachrichten von Herrn Hofrath Reifstein, zur Ergänzung des im sechsten Stück des preuß. Tempe befindlichen Aufsatzes.

Herr Reifstein war etwa 7 Jahre auf der Universität gewesen, als er den Antrag erhielte einen jungen Baron aus Danzig auf seinen Reisen zu begleiten, welchen er auch annahm. Er gieng daher mit demselben 1744 nach Berlin. Da der Baron aber häuslicher Umstände wegen nach Danzig zurückkehren muste: so blieb Hr. Reifstein in Berlin, wo er sich ein Jahr aufhielt, bis er 1745 auf Gottscheds Empfehlung als Pagenhofmeister nach Cassel gieng. Hier erhielt er den Charakter als Hessen-Casselscher Rath und die Anwartschaft auf die Stelle, welche nachher Prof. Raspe bekleidete. Im J. 1758 gieng er der damahligen Kriegsunruhen wegen mit dem Casselschen Hofe nach Bremen und bald darauf wurde er Führer des jetzigen K. Dän. Cammerherrn Grafen Friedrich Ulrich zu Lynar, welchen er auch auf seinen Reisen begleitete. Mit dem-

demselben durchreisete er von 1760 bis 1762 Deutschland, Frankreich, die Schweitz und Italien. In Rom war Winkelman, dessen Freundschaft Hr. Reiffstein bald gewann, ihr Führer, und Hr. Reiffstein, der schon vorher ein Mann von Geschmack, ein großer Liebhaber der schönen Künste und ein geschickter Zeichner war, ließ sich von den unzähligen Merkwürdigkeiten Roms und von Winkelman, dem größten Kenner derselben, so sehr einnehmen, daß er den Entschluß faßte, sich daselbst niederzulassen, ohne nur einmal nach Deutschland zurückzukehren. Er bat daher den Vater seines untergebenen Grafen um dessen Genehmigung, erhielt dieselbe in Florenz, wohin er den Grafen von Rom aus noch begleitet hatte und kehrte sogleich nach Rom zurück. Hier widmete er sich ganz dem Studium des Alterthums und untersuchte mit Winkelman, der seiner in seinen Briefen sehr oft und sehr rühmlich, als seines Freundes und eines biedern und kunsterfahrnen Mannes erwähnt, die Römischen und Herkulanischen Alterthümer. Unter vielen Versuchen, die er zur Aufnahme der Künste anstellte, gelang es ihm die verlohren gegangene Kunst wieder zu erfinden, das Glas so hart zu machen, daß es sich eben so, wie ein Diamant behandeln und schleifen läßt. Einigen Nachrichten

richten zu folge hat er diese Erfindung anfänglich der Akademie der Wissenschaften zu Berlin angetragen, nachher aber, da er sich wegen der Prämie nicht hat einigen können, den Engländern für eine Prämie von 100 Pfund Sterling überlassen, doch hat er sich ausgebeten die Kunst nicht eher, als nach seinem Tode bekannt zu machen. Von dieser seiner Wiedererfindung der alten Glaskunst befindet sich eine Nachricht in (Winkelmans) Anmerkungen über die (von ihm 1764 zu Dresden herausgegebene) Geschichte der Kunst des Alterthums 1. Th. Dresden 1767. S 9. Da diese Nachricht vielen unbekannt seyn dürfte und selbst in der neuen Ausgabe der Geschichte der Kunst, Wien 1776. nicht genuzt worden ist: so wird niemanden, wie ich hoffe, die Anführung dieser kurzen Nachricht unangenehm seyn. Hr. Winkelman sagt:

„Der Wunsch, daß besagte eben so schöne, „als nützliche Glaskunst wieder aufleben möchte, hat „einen Liebhaber von Versuchen zur Aufnahme ver„schiedener Künste, Hrn. Rath Reifstein, aus „Preußen, (welcher jetzo in Rom lebet) gereitzt, selbst „Hand anzulegen. Es ist demselben gelungen ver„schiedene Gattungen oberwehnter Künste, sonderlich „hoch-

„hochgeschnittene Steine in Glas in zwo oder mehr
„Farben dergestalt nachzuahmen, daß man sich
„nicht entsehen würde, dieselben als würkliche Stei-
„ne am Finger zu tragen. Er hat seine Versuche
„bereits bis zu Cameen von einem halben Palme ge-
„trieben und da diese Arbeit aller Kenner Beifall er-
„halten hat; er auch kürzlich durch den Durchlauch-
„tigsten Fürsten von Anhalt Dessau, welcher die Be-
„wunderung fremder Länder, die er durchreiset, ge-
„worden, großmüthig unterstützt ist: so fährt er
„fort, größere Versuche nach besonders dazu verfer-
„tigten Modellen von Cameen in der Größe eines
„Palms zu liefern und wird sich nachher an Gefäße
„selbst wagen. Auf dem bishero eingeschlagenem
„Wege haben sich bereits manche Erscheinungen von
„Arten, die den Alten unbekant gewesen zu seyn
„scheinen, geäußert, unter welchen eine der erstern
„diese war, Cameen zwischen zwei Gläser einzu-
„schmelzen und die schönsten Stücke, die auf erhobe-
„nen oder hohl geschnittenen Steinen befindlich sind,
„wie die Insecten im durchsichtigen Bernsteine er-
„scheinen zu lassen, woselbst sie vor aller fernern
„Zerstörung und Beschädigung gewisser maßen gesi-
„chert sind und Jahrhunderte hindurch im Wasser
„oder in der Erde fortdauren können."

Kardi-

Kardinal Albani war sein großer Gönner und nach Winkelmans Tode solte er dessen Stelle erhalten, welche er aber verbat, weil er nicht zur Römischen Kirche treten wolte. Er wird jetzt in Rom für den vornehmsten Alterthumskenner gehalten und ist besonders mit Fremden beschäftigt, deren Cicerone er ist. Auch ist er Kommißionnaire des Rußischen und Badenschen Hofes. Von beiden Höfen geniest er Pensionen und vom erstern hat er den Charakter eines Hofraths. Im vorigen Jahr (1780.) kaufte er laut öffentlichen Nachrichten für die Rußische Kaiserin sämtliche vom verstorbenen Ritter Mengs hinterlassene Zeichnungen.

Von seinen Schriften ist mir nur so viel bekannt, daß er viele kleine Aufsätze und einige Abhandlungen über die Mahlerei und Mischung der Farben herausgegeben haben soll. Auch hat er noch bei seinem Aufenthalte in Cassel seines Freundes, des Hofrath Arkenholtz Historische Merkwürdigkeiten der Königin Christina von Schweden übersetzt und die in diesem Werke vorkommenden Vignetten und Münzen gezeichnet. Diese Uebersetzung ist den deutschen Gesellschaften zu Königsberg und Göttingen, deren Mitglied er war zugeeignet.

Wie

Wie sehr wäre es zu wünschen, daß wir von diesem berühmten Kenner der Künste und Alterthümer, der die Ehre Preußens in Rom ist, ausführliche Nachrichten erhielten!

Goldbeck.

Noch einige wenige Nachrichten von Bayer, zu Ergänzung und Berichtigung des im sechsten Stück des Preuß. Tempe befindlichen Aufsatzes.

Bayer stamte aus einer Ungarschen Familie her. Sein Großvater, ein gelehrter Prediger in Ungarn, der auf deutschen Universitäten studiert, und promovirt hatte, wurde vom Kaiser Leopold in den Ungarschen Adelstand erhoben. Nach seinem erfolgten Absterben gieng dessen hinterlassene Familie nach Danzig, wo sie Anverwandten hatte. Hier widmete sich der Vater des sel. Prof. Bayer's der Mahlerkunst, und ließ sich hierauf in Königsberg nieder.

Der

Der sel. Prof. Bayer wurde wegen seiner ausgebreiteten Kenntniße überall hochgeschätzt. Besonders bewunderte man an ihm seine Stärke in den orientalischen Sprachen. Er verstand, wie er solches selbst den Seinigen versicherte, zwei und dreyßig Sprachen, nur die französische nicht, welches ihm hernach sehr leid that, daher er sie auch noch lernen wollte. Seine Kenntniß der Chinesischen *) Sprache, die er zwar nicht sprechen, aber schreiben konnte, bewunderten und schäzten selbst die chinesischen Abgesandten, welche bei seinem damaligen Aufenthalte in St. Petersburg einige male an den Russischen Hof geschickt wurden, so sehr, daß sie ihm bei ihrer zweiten Ankunft Geschenke von porzellanenen Aufsäzen mitbrachten, welche sich noch in den Händen seiner Familie befinden. Eine Probe sonderbarer Chinesischer Höflichkeit kann ich nicht unangeführt lassen. Die Chinesischen Gesandten glaubten einen so gelehrten Mann wie Bayer war, der so viele

*) Ich schreibe dies Wort so, wie es sonst und auch noch in vielen Schriften (z. B. im D. Mus. 1781. St. 6. S. 505.) geschrieben wird, wo auch angeführt wird, daß die Deutschen am Kap und in Batavia noch immer: Chinesen, nicht Sinesen oder Schinesen, sagen.

viele Kenntniße in ihrer Sprache hatte, durch die ihm ertheilten Lobsprüche noch nicht genug geehrt zu haben. Sie übersandten daher, als sie in China angekommen waren, mit dem feinen Thee, den sie an die Ruß. Kaiserin zu schicken hatten, auch ein Blatt voll geschriebener oder vielmehr gemahlter Chinesischer Charaktere mit dem Beyfügen, daß der gelehrte Professor es wohl übersetzen würde. Die Kaiserin schickte es also dem Prof. Bayer zu, mit dem Befehl es zu übersetzen. Wie erschrack aber der gute Mann, als er fand, daß dieses Blatt nichts als Lobsprüche auf ihn selbst enthielt. Dies setzte ihn in die äußerste Verlegenheit, denn er befürchtete, daß seine Weigerung dies Blatt zu übersetzen eben so, wie eine getreue ihm anbefohlne Uebersetzung ihm zum Nachtheil gereichen würde. Er nahm daher seine Zuflucht zum Grafen Ostermann und frug denselben um Rath, welcher denn dahin ausfiel, daß er den Kaiserlichen Befehl befolgen müsse, indem der Inhalt dieses Blatts der Monarchin wahrscheinlicher weise bereits bekannt wäre und Sie sich nur das Vergnügen hätte machen wollen, die Absicht der Chineser zu begünstigen.

Graf Ostermann war Bayers besonderer Gönner und Beschützer. Die damalige Lage der

deut-

deutschen Gelehrten in St. Petersburg war nicht die angenehmste, Neid und Kabale herschten sowohl am Hofe als bei der Akademie; und Prof. Bayer befürchtete nicht ohne Ursache, ein Opfer derselben zu werden. Graf Ostermann allein schützte ihn noch immer, daß er es nicht ward. Eine so peinliche Lage war dem Prof. Bayer höchst unangenehm und er sehnte sich daher nach seinem Vaterlande zurück. Indeßen ob er gleich verschiedene male um seine Erlassung anhielt, auch nur unter der Bedingung nach St. Petersburg gegangen war, daß es ihm nach einigen bestimmten (wo ich nicht irre, sieben) Jahren, wenn es ihm in St. Petersburg nicht länger gefiele, frei stehen sollte, seine Stelle nieder zu legen und Rußland zu verlassen; so konnte er dennoch diese Erlaubniß nie erhalten. Man wollte ihn nicht gerne verliehren, man vermehrte sein Gehalt ansehnlich und gab ihm die Hofnung, daß nach ein paar Jahren sein Wunsch erfüllt werden sollte, welches aber ohnerachtet seines wiederholten Ansuchens, nie geschah. Und doch wurde sein Wunsch immer sehnlicher, da seine Lage immer unangenehmer wurde. Er war eigentlich Professor der Alterthümer. Auf einmal erhielt er vom Hofe den Befehl an der Rußischen Geschichte zu arbeiten. Ein

Gelehrter, der den Prof. Bayer neidete und ihn gerne stürzen wollte, hatte es durch gelegentliche Aeußerungen dahin gebracht. Er gab vor: Prof. Bayer schade seiner Gesundheit gar zu sehr durch das eifrige Studium der Sprachen, die doch von geringem Nutzen wären. Er würde sich besser zu einem Historiographen schicken und da er hiedurch von den Sprachgrübeleien abgezogen werden: so würde es auch seiner Gesundheit zuträglich seyn. Man fand diesen Vorschlag ganz gut und dem Prof. Bayer wurden also aus dem Archiv die Schriften anvertrauet, die zu seiner neuen Arbeit nöthig waren. Bayer merkte die feine Falle, die ihm gelegt wurde. Er wußte gewiß, daß wenn er eine treue glaubwürdige Geschichte schriebe — und eine andere wollte er nicht schreiben, dies ihn unglücklich machen würde. Und dennoch sah er nicht ab, wie er sich füglich von dieser ihm anbefohlnen Arbeit würde losmachen können. Er wandte sich wieder an seinen Beschützer, den Graf Ostermann, welcher ihm rieth, diese ihm aufgetragene Arbeit nicht abzulehnen, sie aber vorläufig liegen zu lassen und nur seine akademischen Arbeiten fortzusetzen. Bayer that dies und hofte, daß er seinen wiederholten Bitten und den ihm wiederholentlich ertheilten Versprechungen gemäs

seine

seine Erlassung erhalten und dadurch zugleich einer so gefährlichen Arbeit entgehen würde. In dieser Hoffnung schickte er schon 1737 seine Bibliothek nach Königsberg voraus und glaubte 1738 auch diese seine geliebte Vaterstadt wiedersehn zu können. Ehe er aber noch die Erlaubniß dazu erhielt, starb er, dieser würdige Gelehrte in seinen besten Jahren, an einer fliegenden Gicht im Kopfe. Seine Witwe erhielt endlich nach seinem Tode die Erlaubniß mit ihren beiden Töchtern in ihr Vaterland zurückzukehren. Söhne hat er nicht hinterlassen.

Seine Bibliothek und seine mehresten Handschriften wurden für 700 Rthlr. an den Doktor Medic. Gerdes in England verkauft, der aber auch bald nachher starb. Man weiß also nicht, wo seine Manuscripte geblieben sind.

Für die Akademie der Wissensch. in St. Petersburg verfertigte er ein Chinesisches Lexicon in verschiedenen Bänden, welches noch bei derselben befindlich ist. Ein noch vollständigeres verfertigte er nachher für sich selbst, wovon 1736, wie er an den sel. Prof. Hanow in Danzig schrieb, 20 Folianten in Charta magna fertig waren. Dieses Werk war

 viele

viele Jahre nach seinem Tode in den Händen seiner Familie und ist erst seit etwa einem Jahre in der Königsbergschen Rathsbibliothek vorhanden, wohin es von den Seinigen nicht sowohl verkauft, als vielmehr geschenkt worden. Es sind 18 Folio Bände prächtig gebunden und von ihm mit eigener Hand sehr sorgfältig und sauber auf das größeste Royal-Papier geschrieben. Außerdem sind noch einige ungebundene Hefte dieses Lexicons dabei befindlich, welches wohl die beiden andern Bände seyn werden, wenn nicht etwan davon etwas verlohren gegangen ist.

Von seinen gelehrten Arbeiten verdient noch angemerkt zu werden, daß er in den Commentariis Academiae Scient. Imperial. Petropolitanae Tom. III. p. 389. Tom. IV. p. 289. zuerst das vollständige und ächte samskretanische Syllabarium geliefert habe, wobey er nicht Handschriften, sondern den Druckcharakter zum Grunde gelegt, wie dies Hr. Pr. Hißmann im Göttingschen Magazin der Wiss. und Litterat. 1. B. S. 280 und 292. anführt.

Zu den angeführten von ihm herausgegebenen Schriften gehören noch Antiphonis Rhamnusii orationes, welche er zu Königsberg 1719 und 1724.

in

in 8. herausgegeben; viele Aufsätze in dem Erläuterten und Gelehrten Preußen unter andern die Lebensbeschreibungen Dach's, Brisman's, Otter's, Poliander's und des Hohemeisters Herman von Salza; imgleichen Paradoxa de originibus Prussicis in den Act. Boruss. T. I. etc.

Goldbeck.

Der König von Siam eine morgenländische Fabel.

Aus dem Englischen.

Hadan, der König von Golconda, wegen seiner Tugend und Landesliebe berühmt, hatte einen Sohn, den er mit vieler Sorgfalt erzog; weil er indeßen fürchtete, daß Hoheit und Vergnügen des Hofes ihn von dem Pfade der Tugend ableiten könnten, sendete er ihn zu Selim, einem ehemaligen Minister, der den Eitelkeiten der Welt entsagt hatte, und in einer Hütte am Fuß des Gebirges, jenseit des Ganges wohnte. Selim bemühete sich aufs eifrigste, den

Prinzen in allen zur Regierung gehörigen Dingen zu unterrichten, und war vornemlich darauf bedacht, ihm die Tugend einzuprägen. Hier genoß der Prinz ohne innere Vorwürfe das Vergnügen, betrachtete die Wunder der Natur, und dankte unaufhörlich dem wohlthätigen Beherrscher der Welt.

Da sie von aller Gesellschaft ausgeschlossen waren, führte ihn der Eremit oftermalen in eine große Wildniß, wo die Paradiesvögel nisteten, und ihre melodische Gesänge hören ließen, um ihn zu vergnügen. Eines Abends, da sie zurückgingen, lief ein Löwe aus der Wildniß, den eine Schlange von ungeheurer Größe verfolgte, die das edelmütige Thier einholte und sich wenige Schritte von ihnen um dasselbe wund. Alles Streben des Löwen, sich von diesem schreckbaren Thiere zu befreien, war vergebens; der Prinz, vom Mitleiden gerührt, trat hervor zu seiner Hülfe, und mit einem glücklichen Hiebe seines Schwerdts theilte er die Schlange in zwey Theile, wodurch er also das Thier befreite. Aber zu ihrer größten Verwunderung vereinigten sich die Theile und umwunden den Prinzen, hätten ihn auch, schon im Begrif, seine Brust zu umschlingen, ohne Zweifel zu Tode gedrücket, wenn Selim nicht

sein

sein Schwerdt gezogen, und durch einen andern Streich den Kopf der Schlange abgeschlagen hätte. Er durchschnitte darauf die übrigen Theile, die den Prinzen umwunden hatten, der Löwe aber ergrif den Kopf, rannte davon, zermalmte ihn mit seinen Klauen, und trampelte die Stücke mit seinen Vorderklauen fest, nachdem er von einem gewißen Kraut gefressen hatte. Beyde, der Prinz und der Eremit bemerkten die Handlungen des Thieres, aber glücklicherweise, da sie nach den Theilen der Schlange sahen, sahen sie selbige sich gegeneinander bewegen: Um nun einer zweiten Vereinigung zuvorzukommen, zerhauten sie dieselbe in kleine Stücke, und streuten sie auf die Ebene aus; der Löwe folgte ihnen stets. Sie hatten kaum damit geendiget, so bemerkten sie, daß sie aufschwollen. Der Löwe lief mit eben der Geschwindigkeit, als von der Schlange verfolgt, über das Feld, und kehrte augenblicklich mit einigen Blättern vom vorgedachten Kraut im Munde wieder, welche er zu ihren Füßen legte. Mit diesen Blättern rieben sie sich und der Geschwulst vertheilte sich zusehends. Der Löwe schmeichelte ihnen auf alle ersinnliche Weise, kroch auf seinem Bauche, leckte ihre Füße, ging mit verschiedenen Geberden um sie herum, und gab ihnen Zeichen, daß sie ihm in die

Wildniß folgen sollten. Nachdem sie nun einige Zeit den Wald durchkreuzt hatten, führte er sie an einen großen Teich, in welchen er sich herein stürzte und in die Runde schwamm. Er näherte sich oftermalen dem Lande und schien sie mit dazu einzuladen. Sie gingen bis an das Ufer des Teiches, aber ihre Füße berührten nicht eher das Wasser, bis sie sich auf einem herrlichen Platze befanden, in dessen Mitte ein cristallner Springbrunnen und neben bey, auf einem auserlesenen schönen Bette, ein Mann in königlicher Kleidung im tiefen Schlafe lag. Sobald der Löwe diesen sahe, flog er voll Wuth auf ihn, riß ihn in Stücken, und nahm seine Gestalt an. Drauf näherte er sich dem Prinzen und dem Eremiten, und bat, sie möchten die üble Meinung von dieser That, welche bey ihnen eine Furcht, und von seiner Verwandlung, welche ohne Zweifel ein Staunen erregen möchte, so lange fahren laßen, bis er sie von seiner Geschichte belehrete. Dann setzte er sich an den Fuß des Springbrunnens und erzählte, wie folget:

Wißet, meine edelmüthige Beschützer und Befreyer, daß ich diesen Platz bebauet, und ihn zu einem Erholungsorte von den Beschwerden der königlichen Würden auserkohren hatte. Ich war der

König

König von Siam, der reichste an Geld und Volke seit Menschen Denken. In meinem achtzehnten Jahre verlor ich meinen Vater, einen mehr seiner Tugend, als des hohen Ranges wegen geschätzten Prinzen, und ich kann mit Recht behaupten, daß das mir von ihm hinterlaßene Königreich auf keine Weise den Verlust seiner Befehle, Beispiele und Wachsamkeit, über meine junge Tage, ersetzten. Hätte er bis zu meinen reifern Jahren gelebet, so hätte er mich in dem Wege der Tugend festgestellet, in welchem er frühzeitig meine Schritte leitete, von welchen ich aber durch meine Leidenschaften zu geschwinde fortgerißen wurde, weil die Heuchler durch ihre verderbliche Schmeicheley mein Gemüthe verdarben, mit falscher Einbildung mich aufbliesen und mein thörichtes Herz durch Stolz in der Art vergifteten, daß ich die Götter verachtete, von meinen Untergebenen göttliche Ehre erpreßte, und zuletzt die gerechte Strafe meiner großen Schwachheiten ertragen mußte.

Sobald ich die Regierung in die Hände bekam, wählte ich einen neuen Rath von lauter jungen und geistvollen Edlen, weil meines Vaters Räthe mir viel zu finster waren; einige hatten den Verstand,

stand, für ihre Sicherheit dadurch zu sorgen, daß sie, weil sie mich von meinen Maasregeln nicht abbringen konnten, sich vom Hofe entfernten; andere aber, die mich feuriger liebten, verfolgten mich, (so wie ich mich dazumalen auszudrücken pflegte,) mit ihren getreuen und freundschaftlichen Erinnerungen, da sie mir die bösen Folgen meiner unüberlegten Handlungen vor Augen legten, und versuchten, mich wieder auf den Weg der Tugend zu bringen. Ich war indessen zu weit abgewichen; es mißfiel mir ihr dienstfeifriges Bestreben meine Leidenschaften zu zäumen, und es ging so weit, daß ich diese getreue und standhafte Freunde tödten ließ, und dagegen Schlangen in meinen Busen legte, welche durch ihre Schmeicheleyen, die rechtschaffenen, getreuen, edelmüthigen und freundschaftlichen Räthe der Schutzgeister verbannten: weßhalb ich denn die Rache des Himmels gegen mich aufbrachte; und mein unglückliches Volk, jedoch unschuldiger weise, mußte für mein Verbrechen leiden.

Mit Blutvergießen fing ich an, und regierte mit einem eisernen Scepter: Ich gab keinem Gehör, und die Vorsicht hat nie ein größeres Ungeheuer auf den Thron gesetzt, welches die Geissel eines unterdrück-

terdrückten Volkes, das es nicht zu seyn verdiente, gewesen. Da ich hierauf die Schönheit des Königs Senibs Tochter rühmen hörte, begehrte ich sie zur Ehe, wozu ihr Vater gerne willigte. Ich fand, daß der Ruhm ihrer Vollkommenheiten geringer war, als sie's verdiente. Nie war eine vollkommenere Schönheit, strengere Tugend, verbindlichere Gefälligkeit, einnehmenderes Betragen, anlockendere Bescheidenheit oder Majestät mit Süßigkeit vermischt. Sie hatte eine große und edle Seele, ihre Empfindungen waren ihrer Geburt angemessen, sie war edel, freymüthig und erhaben, sie überführte stets mit ihrem Verstande, und ihre Ermahnungen für mein Wohl und des allgemeinen Besten achtete ich so wenig, daß ich alles das, was sie mir zu Gemüthe führte und was ich mit Zärtlichkeit hätte hochschätzen sollen, aus dem Sinn schlug, weil ihre Meinungen meinen Leidenschaften widersprachen. Mit einem Wort sie wurde von meinem Volke verehret, und ich glaubte daß ich in ihr mehr besäße, als die ganze Welt. Rasah, so hieß dieses unschätzbare Weib, lernte mich bald besser kennen, als ich mich selbsten: sie hatte eine durchdringende Beurtheilungskraft, und bestrebte sich aufs äußerste, mich von den Lastern abzuziehen, welche meinen Thron verunehrten, und mir Haß

und Verachtung bey dem Volke zuzogen. Das erste folgte aus dem letztern: denn wenn ein Monarch einmal verachtet wird, so verabscheuen ihn alle, die unter ihm stehen. —

Ich wurde bald gewahr, daß meine Armeen viel zu gering waren, die Herzen meiner Unterthanen zu bändigen, und den Thron festzustellen, dessen mich mein lasterhaftes Leben beraubte. Die Treue des Volks war Ursache, daß viele Jahre verstrichen, bevor es zu Waffen griff, um meiner Frechheit Einhalt zu thun. Mit der Zeit aber, da es der Raubereyen, Grausamkeiten und Wollüste überdrüßig war, wurde Nizam, unter lautem Zurufen, von seinen mißgehandelten Landsleuten zum Feldherrn zu ihrer Befreyung erwählet.

Nizam war ein glücklicher Feldherr und weiser Rathgeber meines Vaters: aber sobald er die lasterhaften Leidenschaften an mir bemerkte, entfernte er sich vom Hofe, gleich nach Besteigung meines Thrones. Dieser Edle hatte viele Vasallen, welche er zusammen rief; und da sich zu ihm andre seines gleichen gesellten, so wurde er bald in den Stand gesetzt, sich an die Spitze einer Armee gegen mich zu

stellen.

stellen. Bey der ersten Nachricht dieser Empörung zog ich meine ganze Macht zusammen und nahm mir vor, das Haupt dieser Empörer aufs nachdrücklichste zu züchtigen. Da ich im vollen Marsch war, um ihn anzugreifen, kam ein Abgesandter vom Nizam und seinen Verschwornen, und überreichte mir eine scharfe Vorstellung, wiewohl sie mit dem mir schuldigem Respect verfaßt war. Indessen brachte mich dies Verfahren so auf, daß ich den Befehl gab, dem Abgesandten den Kopf vor die Füße zu legen: Nasah indessen, welcher ich nichts versagen konnte, trat ins Mittel und rettete sein Leben. Das Urtheil, welches ich gegen den Gesandten fällte, verursachte ein allgemeines Murmeln unter meinen Truppen; sie beschuldigten mich öffentlich einer Grausamkeit, da ich einem rechtmäßigerweise entbrannten Volke, welches die barbarische Ungerechtigkeit lange genug ertragen hatte, alle Hofnung zu einer friedlichen Beylegung benahm, sie fügten hinzu, daß der große Schöpfer des Alls die unzählbaren Menschen nicht in der Absicht geschaffen habe, daß sie dem Eigensinn eines einzigen Mannes zu Willen leben und ihr Leben nach seinem Gefallen aufopfern sollten. Ich wurde von diesem allgemeinen Murren durch meine Spionen benachrichtiget, ließ die Häupter dieser

Miß-

Mißvergnügten sofort einziehen und tödten, ganz entgegen dem Rathe der Nasah, welche mir anrieth, mich dessen unwissend zu stellen und durch Gelindigkeit die Herzen meiner Truppen zu gewinnen. Die strenge Vollführung dieser Befehle gab zu vielen Desertionen Anlaß; und die nächste Nacht ging die Hälfte meines Volks zu den Empörern über. Drey Tage darauf schlug ich in einer weiten Ebene mein Lager auf und war Willens, ohnerachtet der Ueberlegenheit meiner Gegener, sie anzugreifen. Dem zu folge machte ich meine Anstalten, und führte mein Heer zum Angrif; Nizam aber trat vor, und begehrte von mir mit lauter Stimme Mitleiden mit mir selbst und dem unglücklichen Volke, welches ich durch das Recht der Selbsterhaltung zu diesem Mittel angetrieben hätte.

Der vornehmste Adel meines Hofes bat um eine gütliche Behandlung, weil es unmöglich wäre, der ungleich größeren Anzahl, welche von einem tapferen und erfahrnen Soldaten angeführt würde, zu widerstehen. Nasah trat gleichfalls auf diese Seite; allein man predigte tauben Ohren. Ich war so sehr gegen die Frechheit des Nizams erbittert, daß ich nichts als Rache athmete, und den vordersten Glie-

Gliedern zum Angrif Befehl gab. Diese gingen geradezu auf das feindliche Lager; aber statt des Angrifs begrüßten sie die Feinde und stellten sich in ihre Linien. Mit einem Wort, mein ganzes Heer verlies mich, und ich wurde mit Nasah und 50 andern Weibern gefangen genommen, welche meinem Endschluß, mir mein Leben selbst zu nehmen, zuvorgekommen waren. Indem ich mich in dieser Lage befand, kam Nizam gegen mich, fiel auf sein Gesicht vor mir nieder und sagte: „Herr! glaubet nicht, in die Gewalt eurer Feinde gefallen zu seyn, Ihr seyd in den Händen eurer getreuen Diener und Unterthanen: nicht als Gefangener, sondern als gesetzmäßiger Monarch, um zu befehlen und Gehorsam zu verlangen. Wir fordern nur eine Sache von euch, nemlich daß ihr die Talente, mit welchen ihr begabet seyd, aufwecket, und den Ermahnungen der Vernunft Gehör gebt." Nizam, sagt' ich, die Versicherungen der ergebenen Treue sind in Rücksicht unser beyderseitigen Umstände übel angebracht. Die Demüthigung eines Empörers, der seinen unumschränkten Gebieter gefangen hält, ist eine Verspottung.

Entfernt sey es von mir, antwortete der Greis, Gedanken von Aufruhr zu nähren. Nein Herr,

 ich

ich bin kein Empörer und Ihr seyd kein Gefangener. Diejenige sind die Empörer, die sind eure Feinde, die eure Jugend mißbrauchten, eure Vernunft in Fesseln hielten, die euch an den Rand des Abgrundes führten, und zuletzt treulos wurden. Gegen diese kehret eure Rache, welche durch Schmeicheln und Rauben das blühendeste Königreich verwüstet haben. — Aber sie sollen der Strafe ihrer gehäuften Verbrechen nicht entfliehen. Mit diesen Worten entfernte er sich von mir und ließ alle die Heuchler, die mich boshafter weise hintergangen hatten, tödten. Nach diesem kam er mit andern aus meinem Rath und verlangte, ich sollte an die Spitze des vereinigten Heeres treten und zum Marsch Befehle geben; wobey er betheuerte, daß er nichts als meine Ehre und die allgemeine Wohlfahrt vor Augen habe. Er bat zugleich, alles Vergangene zu vergessen und zu vergeben, die Regierung wieder anzunehmen, Nasah mit zu Rathe zu ziehen, und sein Vertrauen auf ihre ergebene Treue zu setzen. Da ich nun wußte, daß ich ihr Gefangener war, so nahm ich meine Zuflucht zur Verstellung, ließ Vergebung bekannt machen, zog die Königin mit zu Rathe, und lenkte meinen Weg nach meiner Hauptstadt. So bald wir dahin kamen, begehrte Nizam,

sich

sich vom Hofe zu entfernen, und nachdem ich gerne darein willigte, so zog er mit seiner gewöhnlichen Mannschaft nach Hause. Ich bemerkte eine große Munterkeit unter meinen Unterthanen: ein jeder suchte sich vor dem andern hervorzuthun. Allein ich hatte keine Freude daran, weil ich mich als einen Gefangenen meiner Unterthanen betrachtete, und da ichs nicht verschmerzen konnte, daß Nizam zu Waffen gegen mich gegriffen, und die andre Große mich so böslich verlaßen hatten, so sann ich beständig auf Rache über die mir zugefügte Beleidigungen. Es verstrich ein Jahr, während dem ich die Sättigung meiner Rache überlegte. Nach Verlauf der Zeit, als ich fast verzweifelte, daß es nicht in meiner Gewalt sey, meine Rache auf die verhaßten Köpfe auszugiessen, kam ein Zauberer an meinen Hof. Ich empfing ihn mit offenen Armen, bey mir selbst denkend, daß mich das Glück jezt in den Stand sezte, die Ruhe meines Gemüths wiederzufinden, und meine verlohrne Freyheit wieder zu erlangen.

Diesen Bösewicht nahm ich als meinen Busenfreund auf, und erzählte ihm meine Unruhe. Er rieth mir, meine böse Absichten geheim zu halten; ganz genau nach den Vorschlägen meiner Räthe zu

 regie-

regieren, Liebe gegen meine Unterhanen und Abscheu gegen mein voriges Leben zu heucheln; er würde alsdenn ohne Zweifel ein Mittel erfinden, die Feinde in meine Hände zu liefern, und mir die Süßigkeit einer unumschränkten Herrschaft zu verschaffen.

Ohne meine Erlaubniß in meinen Pallast zu kommen, wurde bey Todes Strafe untersaget, und mein Rath hielt darauf, daß dieser Befehl auf das genaueste erfüllt wurde. In der That, ich war in jeder Sache so unumschränkt, als je einer gewesen, nur hatte ich keine Macht, Unrecht zu thun: Diese Einschränkung indessen, welche ein guter Prinz nie hätte empfinden, oder die ihm wenigstens keine Unruhe hätte verursachen können, war mir unerträglich.

Der Zauberer, Namens Marob, war der einzige, der einen freyen Zutritt in meinen Pallast hatte. Er hielte sich ganze Tage lang bey mir auf, und ich gab ihm ein Mädchen von ausserordentlicher Schönheit zum Weibe. Er fand Wege, sich in mein Herz einzuwinden und ohne ihn war ich nie ruhig. Da er öfters mit Nasah war, und ganz frey mit ihr umging, so verliebte er sich in ihre Schönheit und erklärte ihr seine Leidenschaft. Aus Verstand ver-

heim-

heimlichte sie mir diese Liebeserklärung, indessen drohete sie ihm, mir seine verbrecherische Flammen zu entdecken, wodurch er so erschrecket wurde, daß er bey sich selbsten beschloß, den Folgen meiner Rache zuvorzukommen.

Den nemlichen Tag, da er meiner liebsten Königin diese undankvolle Erklärung der Liebe that, kam er zu mir und sagte, nunmehr sey die Zeit der Rache gegen meine Feinde herangekommen, setzte aber dabey hinzu, daß ich ihm ohne Ausnahme in allem folgen müßte, widrigenfalls das Uebel, so andern bereitet wäre, auf unsere eigene Häupter zurückfallen, und mein unausweichbares Verderben durch ihn erfolgen würde.

Voller Freuden über diese Nachricht, versprach ich ihm ganz genau seinen Einschärfungen nachzuleben.

„Befiehl also deinen Jägern, sagte er, einen
„Löwen unverzüglich zu tödten, das Blut zu
„schonen und das Thier in die Zimmer deines
„Pallasts zu bringen: verbiete zugleich, kein
„Frauenzimmer vor dich zu laßen."

Diese Vorsicht brauchte er aus Furcht, daß die Kö-

 nigin,

nigin, wenn ich mit ihr zusammen käme, mir seine Schurkenmäßige Anfälle auf ihre Ehre entdecken würde.

Meine Jäger brachten folgenden Morgen einen Löwen in meinen Pallast, den sie mit großer Mühe gegriffen hatten, und der so wohl erhalten war, daß der Zauberer ihn noch lebendig empfing. — Alles mußte sich entfernen: Marob schnitt die Kehle des Löwen auf, und ich mußte auf seinen Befehl von dem dampfenden Blute trinken; darauf bestrich er mich vom Haupt bis zu den Füßen, balgte den Löwen ab, warf das Fell auf seinen linken Arm, führte mich bey seiner Rechten in den Garten, der von keinem Orte des Pallastes übersehen werden konnte, und nähte mich mit meiner eignen närrischen Bewilligung in das Fell des Löwen. Darauf befahl er, mich gegen die Sonne zu kehren und zu dreyen malen auf mein Antlitz zu fallen. Zugleich that er selbst das nämliche gegen die Gartenthüre. Nachdem er einige Worte hergemurmelt hatte, entstand ein Teich. Ich rann nach dem Teiche, um mich hereinzustürzen, aber die ungeheure Schlange, welche ihr vernichtet habt, wehrte solches und scheuchte mich vom Ufer fort. Ich ging, um diese niederträchtige

Ver-

Verrätherey laut auszurufen und das Löwenfell abzuwerfen: aber ich fand meine Stimme in ein erschreckbares Brüllen verwandelt, und zerriß mein eigenes Fleisch. Endlich, von meiner unglücklichen Verwandlung überführt, floh ich in die Wildniß und warf mich voller Verzweifelung in den Schatten einer hohen Ceder, meine thörichte Leichtgläubigkeit, die mich in diese elende Umstände gesetzt hatte, bejammernd. Ohngefehr fünf Jahre durchstrich ich die einsame Wüsteneyen, und besuchte öfters den Teich, fand aber stets, daß durch die grausame Wachsamkeit der Schlange jeder Zugang unmöglich gemacht wurde. Nach Verlauf der fünf Jahre lag ich einst am Fuß einer großen Ceder, als plötzlich die Erde erbebte, und eine Stimme, gleich einem Donner, dreimal meinen Namen nannte: „Bist du denn, fragte sie, dummer, als das Thier, in welches du verwandelt bist, oder wünschest du wohl deine vorige Gestalt wieder zu erhalten?" Ich dachte bey mir selbsten: O! daß es möglich wäre. Ich fand, daß meine innere Gedanken bekannt und beantwortet wurden. O was, oder wer du bist, von welchem ich diese aufgehende Hofnung empfange, versetzte ich, fahre fort mit deiner Wohlthat, und lehre mich, wie ich zur Gestalt und Gesellschaft der Menschen kommen

 kann.

kann. Die Stimme erwiederte: schätzest du dich wohl dessen werth, du, der du ein Mensch ja der oberste der Menschen warst, in den Grausamsten der wilden dich verkehrtest, da du die unterscheidende Eigenschaften eines Menschen fortstießest, und wie Thiere deinen Leidenschaften den vollen Zügel schießen ließest? hast du wohl empfunden, oder warst du wohl dankbar für die Vortheile, die die Vorsicht vor andern Menschen über dich schüttete? Statt sie zu preisen, beschimpftest du die huldreiche Hand, die so vielfältig dich segnete.

Durch diesen Vorwurf wurde ich wie vom Donner getroffen; er stellte mir alles Entsetzliche meines vorigen Lebens mit einmal vor Augen und machte mich unfähig in Gedanken zu antworten. Die Stimme fuhr fort: — Konntest du die Ordnung der Natur, die Schöpfung der Himmel, die dich decken; die Erde, die dich getragen und genähret, die wilden Thiere, die dir unterthan waren, konntest du deine wunderbare Gestalt sehen und so thöricht seyn, dir einzubilden, daß sie von sich selbsten ihr Daseyn hatten? Wenn die Vernunft diese Thorheit verwirft, sagt sie dir nicht zu gleicher Zeit, daß sie ihr Daseyn von einer höhern Macht, welche im

Stande ist, sie hervorzubringen, herleiten? Beweiset nicht ihre Hervorbringung eine Allmacht, und die Anordnung eine Allwissenheit eines solchen Daseyns? — Konnte wohl ein anderer Bewegungsgrund als Gnade, die hervorbringende Ursache des Ganzen seyn? und sollten nicht alle Geschöpfe, die ihr Daseyn der Milde dieses höchsten Wesens schuldig sind, die durch sein Erbarmen unterhalten, durch seine Macht geschützet werden, die nicht nur die Bequemlichkeiten, die auch die Vergnügungen des Lebens genießen, sollten sie nicht ihn preisen, ihm danken? Lerne du König von Siam, daß dieses erste Wesen, welches belebet, auch den thörichten Othem zernichten, daß es mit dem Hauche seines Mundes Könige und Prinzen, daß es das ganze menschliche Geschlecht verderben, Himmel und Erde auflösen und in ihr voriges Nichts verwandeln kann. Dein Verbrechen, nicht deine Leichtgläubigkeit, zogen dir dein Unglück zu, und der Höchste, der über dir wachte — entfernte sich von dir mit seiner schirmenden Macht, welche die unglückliche Tugend nie verläßt. Die Stimme entdeckte mir zugleich die verbrecherische Liebe des Zauberers, daß er meine Gestalt, um die Königin Rasah zu betrügen, angenommen habe, ihm auch ohnfehlbar seine niederträchtige Absicht ge-

 lungen

lungen wäre, hätte die Vorsicht nicht, als er sich ihrem Bette näherte, einen tiefen Schlaf über ihn gegossen, daß die Schlange und der Teich die Folgen seiner Zauberkünste wären, und daß, wenn ich die Strafe meiner Verbrechen gelitten, sie ernsthaft bereut und fest bey mir beschlossen hätte, nie zu beleidigen, der große Schöpfer des All sich über mich erbarmen, und meine vorige Gestalt mir wiedergeben würde: — Hier schwieg die Stimme, und indem ich mich mit dem Gesicht auf die Erde warf, leckte ich den Staub, welchen ich so lange unwürdig betreten hatte. Dreymal des Tages fiel ich auf mein Antlitz vor dem Allmächtigen, der alle Dinge regieret, bereute meine begangene Vergehungen, erkannte mit der aufrichtigsten Unterwerfung seine Gerechtigkeit, dankte ihm mit einem reuvollen Herzen für seine gnadenreiche Erinnerungen während den Strafen, und flehte ihn um die fernere Beschirmung der Nasah an. Ungefähr nach zehn Monaten vernahm ich, indem ich den Gesetzgeber der Welt in der niedrigsten Gestalt anbetete, eine Stimme, die mir befahl, mich aufzurichten und einem rollendem Staube zu folgen, welchen ein sanfter Wind durch die Ebenen wehte, weil die Vorsicht mein heißes Flehen erhöret, und die Zeit der Befreyung bestimmt hätte.

hätte. Sie sagte mir, ich würde von der Schlange verfolgt werden, sollte aber nur Gott vertrauen; ich sollte zugleich verhüten, daß die Theile der Schlange, welche von zweyen Männern, die zu meiner Befreyung gesandt wären, würden zerhackt werden, sich nicht vereinigten, sie zeigte mir das Kraut an, welches der, der etwa mit dem vergifteten Blut des Ungeheuers besprützt würde, geniessen sollte. Wenn die Schlange zernichtet wäre, sollt ich in den Teich mich stürzen, weil die Vorsicht mir meinen Feind in die Hände liefern wollte.

Dies ist meine Geschichte; und es bleibt mir nichts übrig, als den allmächtigen Vater des Ganzen zu verehren, und Euch, die er zu Werkzeugen meiner Befreyung gemacht hat, aufrichtig zu danken.

Nach einer kurzen Verweilung bey Hofe des Königs von Siam, kehrten der Prinz Serab und der Einsiedler in ihre einsame Wohnung wohl beschenket zurück. Nachdem sie hierauf sich erholten, sagte der Einsiedler zum Prinzen: Ihr habt, mein Prinz, den Fall eines großen Monarchen gesehen, zugleich die glückliche Folgen der leidenden Unterwerfung in den Willen des machtvollen Schöpfers bemerket.

Wenn

Wenn wir ernsthaft betrachten, daß wir, seine Geschöpfe, ganz unter seiner Gewalt sind, und daß nichts seiner uneingeschränkten Macht widerstehen kann, so ist der vernünftigste Weg, unsere Sorgen zu mindern, und die Bürde unserer Unglücksfälle zu erleichtern, uns seinem Willen mit Gehorsam zu unterwerfen, unserm vergangenem Leben ernstlich nachzuforschen und nachzudenken, was die wohlverdienten Strafen uns zugezogen, indem er kein Vergnügen an dem Elend seiner Geschöpfe hat. Wir können deshalb versichert seyn, daß seine Strafen unserm Verbrechen gleich sind, und daß seine Gnade stets bereit ist, unsere Vergehungen, wenn wir sie aufrichtig bereuen, zu vergeben. Nehmt diesen Vorfall, mein Prinz, sehr wohl zu Herzen, grabet ihn mit unauslöschlichen Buchstaben in Euer Herz, damit das Laster Euch nie von dem Pfade der Tugend ableite, und kein Vergnügen euch verführe, den allmächtigen Schöpfer der Welt zu vergeßen.

Beobachtungen.

Die Musen sind von je her Mädchens, und ich bin immer verliebt gewesen. Wie man doch aber nur stufenweise zum Glück steigt: so war auch meine erste Eroberung nur eine irdische Schöne, deren Gemahl weiland den Frieden am Rheinstrom observirt hatte. So oft ich noch iezt einer Närrin oder einem unmännlichen Mannsbilde über die Achseln sehe, wann sie sich im Spiegel bewundert: so erinnere ich mich auch meines schönen Gesichts, welches damals wunderthätig war, und es iezt nicht mehr ist. Das Andenken davon ist so traurig, wie eine Wallfarth zum heiligen Grabe. Deswegen eile ich, über den Verfall meiner sinnlichen Reize, zu ernsthafteren Beobachtungen, die ich irgend einer frommen Seele empfehle, daß sie einst aus ihnen meinen Lebenslauf an die Nachwelt befördern möge.

Frühzeitig entwickelte sich eine höhere Bestimmung in mir, und ich trug es schon meinem Steckenpferde an, mich nach Paphos zu tragen. Die Entdeckung dieser neuen Welt, wo sich die Amors ihre Pfeile von Rosenstrauch schnitzen, und die Bogen

gen von jungen Reben sich biegen, hat mir manchen Seufzer und manchen Kreuzzug gekostet;

Wie wunderlich war meine Muse doch!
Schon lange sinn ich nach, und sinne noch,
Und kann sie nicht ergründen;
Bei Sonnenschein und Mondenlicht
Rief ich sie an — sie hörte nicht,
Und lies sich nirgends finden.

Oft wenn die Sonne aufgieng und der Morgenwind den Tag in der Laube mir ankündigte, den ich mehr als einmal verschlief; dann wieder in mancher Sommernacht, wenn es im Geisterreiche zu tagen begann,

Dann strich ich eilends durch den nahen Wald;
Schon lange ist der Musen Aufenthalt
Ein dichter Wald gewesen —
Doch, wenn ich ihr entgegen sah:
So kam die alte Silvia
Die Eicheln aufzulesen.

Lange und viel strauchelte mein Pegasus, bis ich jene Gegenden erreichte, wo Gleim, Uz und Gerstenberg ihren Honigseim sammleten. Er wurde gar scheu bei dem Anblick der ersten Grazie, wie

Bileams

Bileams Thier, als es den Geist sah, und kehrte mit mir von der Grenze zurück.

Seit der Zeit dieser verunglückten Seelenwanderung bin ich so mürrisch, wie der alte Orbil ist, wenn er vergebens den Kohlstraus im Vollmonde wittert, und nur selten sitz ich in meinem Lehnstuhle so ungescholten, wie ein Rathsherr, wenn er gespeiset hat. Ein Satyr, der sich meiner bemächtigte, als ich zurückkam, plagt mich unaufhörlich mit seinen Eingebungen. Durch ihn ist mir schon manches gottselige Kopfzeug verdächtig geworden, so wie es mir jenes fromme Gesicht ist, welches man in Kupfer stechen sollte, um den Glauben sichtbar zu machen. Eben dieser Satyr mochte auch wohl auf dem Marmor eines gewissen Hochseligen sitzen, den ich besuchte, und von dem wir Jahrbücher lesen würden, wenn er einen Verleger zum Erben, oder für den Verfasser ein Legat ausgesetzt hätte. Ich stand lange da, und sammlete für den Titel: Leben und Thaten, als ich seinen Nachlaß erblickte, und da sah ich denn:

Vom abgelegten Galla Kleide
Die Sterne weggerückt;

Staub

Staub war die reiche Seide,
Und ihr Verdienst gestickt.

Schnell entwich ich von der Ehrengruft dieser Gebeine, und überließ es dem Cammerdiener, sie zu loben, der ihre Garderobe geerbt hatte.

Auf dem Wege bespritzten mich ein paar muthige Roße. Ich zog ehrerbietig den Huth ab, und sahe hinter ihnen her ihren Klienten, der sich zu freuen schien, daß ich seine Patrone bemerkt hatte. Mein Satyr mag es verantworten, wenn ich hier in den Charakteren, oder bald darauf in der Person geirrt haben sollte, die mir begegnete. Ernsthaft, wie Sokrat, als er Gift trank, und wie der Schwede geputzt, als er aus der Türkei kam, schien sie das Weinhaus zu gereuen, aus welchem sie so eben betend herausstrat, und wohin sie der Versucher geführt hatte. Es ist mir noch, als wenn mir jemand im Vertrauen es sagte, und ich mag es nicht weiter sagen,

Jetzt straft ihn der entweihte Kasten,
So oft er diebisch zu ihm schleicht;
Verschlüßt sich, läßt ihn dürsten, fasten,
Bis er ins Grab sich keicht.

Wenn

Wenn ich den Priester am Altar im Original und seine Kopie vor den Schranken sehe; wenn ich es bemerke, wie einer von den Schaubrodten fett wird, und dieser zwölf Körbe sammlet; wenn ich den Wuchrer noch geehrt sehe, der von den Bedürfnissen des Nächsten wohllebt, und die Procente verschwendet, die er von der Ueppigkeit zieht, dann immer wirkt eine böse Laune in mir. Ich selbst glaube schon wenig davon, was sie mir von den Harlekinaden der Hörsäle und der Schöppenstühle erzählt; daß es falsche Münzer und irrige Gesetzgeber, falsche Propheten und wahnsinnige Zuhörer gebe; alles das sind Fabeln des Satyrs. Mit ihm mag es auch der streitbare Held ausmachen, den ich gewiß übel verstand, als ich den Feldzug des großen Friedrichs musterte, und ein Wer da? den Hauptleuten zurufen hörte, die ihn verewigen. Hätte er sie nicht gekannt; so wäre dieser Ehrenmann von der Klasse gekommen, ehe die neuren Helden zum Vortrage kamen.

Die Verläumdungen meines Satyrs sind allgemein. Er verschreit den Arzt, der aus einem Gläschen weissagt, so wie die Matronen, die den Koffesatz auslegen. An der Toilette der Mädchen von al-

lerlei Geschlecht, zeigt er mir oft den Liebhaber in einem niedlichen Möpschen, und manchen gnädigen Herrn in der Liverei seines Kammerdieners bei einer Hausjungfer.

Auch, daß die fromme Tante,
Für wohlfrisirtes Haar,
Beim Kubach oft entbrannte,
Als sie noch Jungfrau war.

Alles dieses ist der böse Leumund meines Gefährten, der sich bei mir durch den Antheil einschmeichelt, den er an dem Kriege nimmt, den ich mit der Welt und ohne Bundsverwandten führe.

Wenn mich die hämische Bosheit ungereizt lästert, und ihre Zunge den Gift auf die Lilien der Grazie spritzt, die mich Freund nennt; dann entdeckt er ihr den Pöbel, der sich in schimmernde Masken kleidet, und ihr Spott erhält mir unverfälscht ihr rühmliches Herz. Unter seiner Entschädigung höre ich gelassen der Rittergeschichte zu, und manchem Märchen, welches mit Noten auf meinen Namen gebracht wird. Zufrieden mit dem Beifal, den Herz und Freunde mir geben, spiele ich ungesehen die glückliche Rolle, ohne auf den Neugierigen

zu achten, der jenseits dem Vorhange pfeift. Treu meinem Worte, wie meinen Empfindungen, und denen Grundsätzen treu, die ich bewährt fand, lache ich des Müßigganges, der die Regeln meiner Handlungen tadelt, die er nicht kennt, und wenn ich im Zirkel weniger Freunde auf die hochweise Herren, die uns klein finden, herab sehe: so macht es auch mein Satyr, wie der Hirsch in der Fabel des lieben Gleims:

Der Hirsch that einen Seitenblick
Und gieng in dicken Wald zurück.

Diese Beobachtungen überantwortete ich an günstige und ungünstige Leser, mit aller Entsagung, so wie man die Denkmünzen auswürft.

G. F. John.

Das Dörfchen,

eine Idylle aus dem polnischen des Narußewicz.

Adam Narußewicz, ein vormaliger Priester der Gesellschaft Jesu, der sich aber durch seine Verdienste und Kenntnisse zum Bischofe und Ritter des Stanislausordens emporgeschwungen, wird mit unter die größten jeztlebenden Dichter Polens gezählt. Seine Landsleute gedenken seiner nicht anders, als mit den größten Lobsprüchen, und Hofbuchdrucker Gröll versichert, daß seine Werke sich selbst die Aufmerksamkeit des Königs erworben. Er hat sich vorzüglich durch die Zabawy przyiemne y pozyteczne berühmt gemacht: Diese Wochenschrift nahm zu Warschau 1770. ihren Anfang, und hatte den vormaligen Jesuiten und jetzigen Warschauschen Kanonikus Johann Albertrand, Lecktor und Aufseher des Königl. Medaillenkabinets zum Herausgeber. Nachdem dieser aber 1771. aus Polen verreiste; so übernahm Narußewicz die Herausgabe dieser Schrift, welche von ihm im Jahr 1777. mit dem sechszehnten Theil geschlossen wurde. Das nachstehende Gedicht ist aus dieser Sammlung gezogen, und ich habe es deshalb vorzüglich erwählt, weil es auch in den Sielanki polskie, einer auserlesenen Sammlung polnischer

Schä-

Schäfergedichte von ältern und neuern polnischen Dichtern, eine Stelle erhalten hat, obgleich es eine sehr sichtbare Nachahmung von Geßners vortreflicher Idylle der Wunsch ist.

L. v. B.

Dafern mein hartes Mißgeschick mich endlich noch das Ziel meiner Wünsche erreichen ließe — Denn ach! was war bis jetzt mein Streben, mein Beginnen? Nichts als verführerische Schwärmerey, die, in der Phantasie erzeugt, zugleich mit dem leichtbeflügelten Traume beym ersten Anbruch des Tages entflieht. Ja, wenn meine Wünsche in Erfüllung kämen, dann fleht' ich nicht den Himmel um verführerisches Gold, nicht um vergängliche Ehre, nicht ihr Fürsten! um eure sclavische Fesseln in Marmorgebäuden, nicht, daß der Ruhm meinen Namen auf seinem Fittig zur Höhe des Parnassus trüge, und mit seiner schmetternden Trompete künftigen Jahrhunderten und Enkeln verkündigte. Nur einen Winkel verleihet mir. Schon ekelt mich vor jenen Pallästen, die Schmeicheley mit ihren Schlingen umstrickt, wo der Neid, gleich der gierigen Spinne, der Tugend Netze stellt, wo die größere Hummel die kleine Fliege mordet, wo Verdienste keinen Lohn erhalten, wo man oft der Mode wegen mit zum Thoren werden muß. O!

was würd' ich, mit meinem kleinen Dörfchen vergnügt, für ein glückliches kummerfreyes Leben führen, und, mit dem mäßigen Auskommen zufrieden, jenen Erdengöttern ihren irrdischen Himmel nicht beneiden. Hier will ich ein bequemes Häuschen mir aufführen und es rund umher mit schattigen Linden bepflanzen, und diese werden mir bey schwüler Sonnenhitze den leichtbeflügelten Schlaf und die sanften Weste nach meiner Wohnung locken. Nebenbey will ich den Bach mit lebendigen Hecken umfassen, der soll zwischen dem Epheugewölbe murmelnd hervorquillen, und dann zur Labung niedlicher blitzender Fische sich in zwey kleine Behälter herabstürzen. Durch das Verführerische hingelockt, wird hier die schnatternde Ente mit ihren Jungen spielen; bald werden die Täubchen ihr Nest auf den nahgelegenen Aesten erbauen, und bey Stillung des Durstes den Bach umflattern; indeß wird der Hahn mit dem rothen Kamme unter den gluckenden Hünern herumgehn, die Stunden abkrähen und die Veränderung des Wetters besser, als ein gedruckter Allmanach, anzeigen. Ich werde mit dem von ihnen geliebten Futter im Vorhause sitzen, es hinstreun, das gewöhnte Federvieh locken und mich gar nicht wundern, wenn sie sich um ein Körnchen zanken, da vernünftige

Men-

Menschen oft um wichtigere Dinge streiten. Auf den Gipfeln der Bäume werden Vögel sicher und frey bey der Kühle des Morgens und Abends auf den Aesten hüpfen und sich durch wechselseitiges Zwitschern zum Futter und gemeinschaftlichen Gesang' einladen. In einer Ecke meines stillen ungekünstelten Gartens werden die Bienen ihren süßen Honig in die Stöcke tragen. O wie angenehm ist es, diese Republick zu betrachten, die so einig in ihren Theilen und so emsig ist; hier arbeiten alle gemeinschaftlich, sie beschützt ein treuer Rath, wenn ihnen die müßige Wespe den Honig zu entwenden sucht. Einer regiert alle, und nach einer seltenen Güte ist er zugleich König und geliebte Mutter seiner Kinder. Wenn eine fremde Hornisse ihren Fuß hersetzt, gleich wird sie hier von der Wache ihrer beyden Flügel beraubt und die kleinen Krieger setzen ihr von allen Seiten zu, damit sie nie wieder fremdes Gut berühre; denn der erste Anfang alles Glücks war Eintracht mit Fleiß und anhaltender Ordnung verbunden.

Hinten werd ich keinen weitgedehnten Park, sondern ein nützliches Gärtchen, nicht blos der Mode wegen, anlegen, ohne jene meisterhafte Künsteleyen, belaubte Spaliere und künstliche Irrgänge, die Auf-

wand erfordern und keinen Nutzen gewähren. Hier werden reichlich und zu rechter Zeit Aepfel, Birnen, Nüße, Pflaumen und Kirschen gedeihen, hier wird sich auch der Weinstock und die Aprikose befinden. Für meinen Daphnis allein, wenn er mich an Festtägen besucht, spar' ich diese Leckerbissen auf, weil er mir der angenehmste Gast ist. Hier werd ich mich zum vollen Glase setzen, den Arbeiten der Gärtner zusehn und auf ihre einfältigen Gespräche horchen. Bey ihnen wohnt nur Wahrheit; selten findet man Leute, bey denen Reden und Gedanken übereinstimmen, und die nicht zugleich denjenigen, den sie umarmen, durch ihre Umarmung zu ersticken wünschen; sie sind voll niedriger Lügen und scheinen nur tugendhaft. Denn nur da wohnt Tugend und Wahrheit, wo sie mit Einfalt wohnt.

Dich, Harpagon! bitte ich, bleibe ferne von mir und baue ja deine Wohnung nicht neben meiner Hütte hin. Dein ausgezehrtes Gesinde und deine hungrigen Hunde würden über meine Zäune springen und meine Gewächse verderben. Denn wie könnte sich ein Mensch bey dir ernähren, wo selbst der Hund nach eines Fremden rohem Gemüse lüstern ist; wo selbst der unersättlichste Geiz, indem er den

Armen

Armen unterdrückt, aus fremder Habe eignen Vortheil sucht; wo der Nächste für Schmerz blutige Thränen weint, ohne sich die kleinste Gabe zu erringen, wo selbst der Hausherr, deßen Gesinde Gespenstern gleich herum schleicht, sich und jedem andern zum Scheusal wird.

Auch dich, bitte ich, hungriger Litterator, mit der Adlernase, bleibe fern von meiner Hütte! Du würdest mir nur unerhörte Sachen mit düstrer Miene erzählen oder unaufhörlich neue Entwürfe vorlegen, wie ansehnlich etwa des Grosmoguls Verlust seyn würde, wofern ihn Siams König mit seiner Kriegsmacht überzöge, welchen Abbruch der Schach von Persien den Chinesern anthun könnte, wenn er Theepflanzungen in seinen Ländern anlegte, wie man dunkle Nächte ohne Feuer erhellen, und das mittelländische mit dem rothen Meer vereinigen könnte. Denn am Ende würdest du doch durch alles dieses Geschwätze nur eine Mahlzeit oder Allmosen zu erhaschen suchen.

Auch du kurzröckiger Stutzer, zum Pariser masquirt, wohn' immer fern von mir in deinem modischen Pallast. Troz deinen Schulden ist alles bey

 dir

dir geputzt. Kammerdiener und Kammerhusar, Jäger und Stallmeister, ein paar muntre Laquaien, zwey schnellfüßige Läufer, zwey bärtige Pajuken, *) zwey breitschultrige Heiducken, ein Gespann von jener Seite des Meeres und schöne Wagen; aber ihre Verkäufer kommen dir bey Tag und Nacht ungelegen. Ich leihe nicht auf Pfänder und pfleg auch nicht mit Gold bey der Farobanck zu klingern; noch bin ich dessen Freund, den Laster zum Thoren oder deines gleichen gemacht. Fern von mir sey jener niedrige Haufen verworfner Menschen, üppiger Schmaroßer, Tischfreunde, listiger Kundschafter, Betrüger, prahlerischer Spiesgesellen, Spötter, Undankbarer, Spieler und Säufer. O! daß diese nie meine Nachbaren, ja wär es möglich, nie auf der Erde wären.

Aber, wo führt ihr mich hin, traurige Gedanken? Kehrt in mein Dörfchen zurück. Sey du mein nächster Nachbar Daphnis, bester Freund. Von deinen Händen erhielt ich so viel Gutes, daß ich nicht fähig bin, dir gnug zu danken. Als jener Prinz jüngst seine Wollenheerde in die Horden schloß, und dich zum ersten Hirten drüber setzte, da wähltest du

*) Thürsteher in türkischer Kleidung.

du zum Unterhirten mich und zum Gefährten, daß ich die Heerden mit jenem Flötenton belustigte, die ich an der Rhone Ufern lernte, wohin mich einst dein Vater sandt. Gebe der Himmel, daß dieser vortrefliche Hirt, dieser gnädige Vater, von so vielen Guten geliebt, die einzige Stütze unserer Glückseligkeit, der Ernährer so vieler Heerden, dereinst seine reizenden Söhne und Enkel noch erblicke, und dann nur erst mit der geliebten Hälfte zur Ruh' eingehn, wo ewige Sonnen glänzen.

Dir, mein Daphnis, dank ichs, daß meine Lieder jetzt an der Weichsel ertönen und Beyfall erlangen. Denn auf Anreizung deines Geschmacks weih'te ich mich dem Dienste Apollo's. Aufrichtig lieb ich dich dafür, dich sollen meine Gesänge als den Weisesten und den Tugendhaftesten schildern, damit die fernste Nachwelt noch deinen Namen als den Würdigsten preise. Und wenn ich nicht die lautre Wahrheit singe, dann gelinge mir nie ein Lied, dann mög' ich mit der Sackpfeife des Bären, Begleiter werden und nimmer unter dem Schatten der Ulme die sicilische Flöte blasen und die Ziegenheerde weiden.

Mag

Mag immerhin der wilde Uebermuth hinter hohen Glaßfenstern mit seinem Gespann von sechsen zum Grodgerichte *) fahren. Um ihn ist nichts, als Gerassel und Unruhe. Unter meinem ländlichen Dache wird kein Lerm, kein Donner der Brücken gehört; hier werd ich nicht die wolkensteigenden Mauren beneiden, wenn ich Auroren erblicke, oder wenn früh bey der Kühle des Morgens die Sonn' in ihrem goldnen Wagen erscheint. Vom lauten Gesange der Vögel erweckt, werd ich mich unter die gewölbten Gänge meines Gartens begeben, und da mit leichtem freudigen Herzen demjenigen ein Lied anstimmen, der Schöpfer und Beschirmer der ganzen Natur ist: wie er das ganze harmonisch verknüpft, das Wasser zum Eise geformt, das Eis über die Wasser gewölbt, andre Bette für Flüsse, andre für Seen gebildet, dieser Erde das Gras, jener Getreide zu tragen geboten, hier niedriges Strauch, dort hohe Bäume gepflanzt, die Erde hier zu Thälern eingedrückt und dort zu Bergen gethürmet, und doch so alles mit der Kraft seiner Rechten bezeichnet, daß man in so viel tausend verschiedenen Gestalten keinen Widerspruch antrift. Selbst wenn der schöne Abend auf

*) Ein Gericht, unter welches der Adel in Polen gehört, und das nur adeliche Mitglieder hat.

auf der hohen Fläche mit dem Gefolge seiner goldenen Sphären hervortritt, auch alsdann wird sich noch Stoff zum Betrachten und Nachdenken finden, wie sich tausend Welten über meinem Haupte wälzen und jede sich an dem ihr festgesetzten Ort seit undenklichen Jahren in ihrem Kreise bewegt.

Und wer würd' es mir verargen, wenn ich beym sanften Frühlingswetter zum Zeitvertreibe Vögel hasche, oder am verführerischen Haaken, mit süßer Lockspeise bedeckt, Fische aus dem nahen Bach fange, wenn ich die Blume der nahgelegenen Wiese in den Garten verpflanze, wenn ich dem wilden Stamme den Zweig von süßem Obst' einimpfe.

Was sag ich? Bin ich mir selbst gegenwärtig, oder ergötzt mich bloß das Blendwerk eines verführerischen Traums? Ach wie lange schon treibt ein widriges Geschick mein schwankendes Herz umher! Ich strecke meine Hand nach ungewissen Hofnungen aus, und erhalte statt Wirklichkeit nur leere Bilder. Nie ist der Unglückliche mit seinem Schicksal zufrieden. Immer wünscht er, und was er besitzt, der Unglückliche — er sieht das Bild seines Glücks nur durch ein Fernglaß; und wenn es seinen Händen

schon

erreichbar scheint, ob's ihn gleich mit eitlem Scheine lockt, bis endlich der Tod seinem Leben und seinen Wünschen das Ziel vorsteckt.

Die Tugend bleibt das wahre Glück und glücklich ist der, der seine Pflichten erfüllt. Mit seinem Stande zufrieden, ist er in seiner groben Kleidung eben so vergnügt, als in der weichsten Seide.

Dem Großfürsten von Rußland Paul Petrowitsch bey seiner Durchreise mit dem Prinzen Heinrich von Preussen.

Gewidmet im Jahr 1776.

Ein junger Gott — an deines Heinrichs Seite —
Heil dir, Borussia, er zeucht
durch deine Fluren, auf, begleite
ihn mit Triumphgesang! ihr Wälder neigt

Euch ehrerbietig vor dem Göttersohne;
zoll deinen Ambra ihm, o Belt!
Er kömmt von Katharinens Throne
ein Friedensgott der furchterfüllten Welt,

Die

Die vor dem Kriegesungewitter bebte,
womit von Nord und Süden her
auf Stambul Sie herniederschwebte
am Donaustrom und im Aegäermeer,

Wo Eudothea *) auf den schwarzen Wogen
voll Staunens fremde Wimpel sah,
die mit dem Mittagswinde flogen:
„Verwägne, rief die Tochter Protheus da,

„Die ihr mit euren schwimmenden Kastelen
„auf diese Fluten euch gewagt,
„ob ihr in euren Feuerhölen
„von Pol zu Pole Jovis Donner tragt,

„Doch würdet ihr den Klippen, den Orkanen
„in meinem Reiche nicht entgehn,
„wollt ich nicht selbst die Pfade bahnen
„und — Rächerin der Griechen — vor euch ziehn."

Sie zog, wo vormals Agamemnons Schaaren,
vereint zu Troja's Untergang:
Und Orlof stürzte die Barbaren
ins Meer, das unter Donnern sie verschlang,

Indeß

*) Die Tochter Neptuns, die dem Ulyßes auf der Insel Pharos erschien.

Indeß sie landwerts Romanzof bekämpfet,
in ihre Dynastien dringt,
den Uebermuth des Achmets dämpfet
Und zur Verzweiflung seinen Divan bringt,

Daß er, vor Katharinens Thron gebeuget,
sein Unrecht reuevoll erkennt,
und Sie, die gerne Huld erweiset,
den Krieg durchs Weltmeer *) von Europa trennt.

B.

*) Es war damals der Krieg mit den englischen Kolonien in Amerika ausgebrochen.

Inhalt.

Das

preußische Tempe

Neuntes Stück.

Herbstmond 1781.

Nachricht von der Sorbonne.

Die Gesellschaft der Gelehrten unter diesem Nahmen, ist bekannt genung, und in dem Munde eines jeden, der nur irgend etwas gelesen oder gehört hat; daher es vielleicht nicht unangenehm seyn wird, hier eine kurze Nachricht von derselben zu sehen. Sie wurde 1253 zu Paris von Robert von Sorbonne, Canonicus zu Cambrai, gestiftet. Dieser Mann erinnerte sich, nachdem er zu seinem Posten gekommen war, der Schwürigkeiten durch welche er sich bis zu demselben hatte durchwinden müssen. Er dachte also auf ein Mittel, den armen Schülern das Studieren zu erleichtern. Unter allen, glaubte er, würde eine Gesellschaft von gelehrten Weltgeistlichen, die, unbekümmert ihres Unterhalts, die Wissenschaften umsonst lehreten, ihn zunächst zu

seinem Zwecke führen. Seine Kräfte langten allein freylich zu Ausführung dieses Vorhabens bey weitem nicht hin; aber es fanden sich stärkere, die seinen Vorschlag billigten, und mit Hülfe derselben kam er bald zu Stande. Die Thätigsten dabey waren, Wilhelm de Brai, Dechant zu Lion, nachmals Cardinal; Robert de Douai, Canonicus zu Sendis; Gottfried de Bar, Dechant der Kirche zu Paris, nachmals Cardinal; und Wilhelm de Chartres, Caplan Ludwigs des heiligen und Canonicus von S. Quintin. Durch ihre Unterstützung war Robert nun im Stande, die berühmtesten Gottesgelehrten und die fähigsten Schüler auszusuchen. Er wies ihnen ein Haus in der Strasse Deux-Portes an, und so entstand eine Schule, welche lange allein diesen Nahmen führte, sehr berühmt wurde, und noch die einzige ihrer Art ist. Die Sorbonnisten haben sich immer bemüht, ihren Schülern den Weg zur Fürtreflichkeit zu zeigen, und es ist ihnen auch hierinn gelungen, so daß keine Schule blos in einem Fache so viel große Männer aufzuweisen hat, als die Sorbonne. Ihren Ruhm auswärts hat sie vorzüglich dadurch erlangt, daß sie sich unternahm Gewissensfragen zu beantworten; und ihre Bemühung dabey gieng immer dahin,

so zu antworten, daß keiner Schule etwas hinzuzusetzen oder zu verändern, übrig blieb.

Ohngeachtet des großen Ansehens, welches die Sorbonne in Paris und in der ganzen Christenheit behauptet, hat die theologische Facultät zu Paris doch nicht den Rang, den sie auf andern Universitäten genießt. Dies Paradoxon lös't sich aber durch die Geschichte auf. Im zwölften Jahrhunderte lebte Peter Abälard ein großer Lehrer der Philosophie in Paris. Sein Ansehen versammelte eine große Menge Schüler um ihn her, so daß seine Schule die angesehenste in Paris, und in der ganzen Welt war. — Nun entstanden Universitäten, das heißt Gesellschaften von Männern, die sich zusammen verbanden, den ganzen Umfang der menschlichen Erkenntnisse zu lehren. Abälard hatte nicht blos Philosophie, sondern philosophiren gelehrt. Dieser Geist der Philosophie drang auch in die Theologie ein, und man konnte hoffen, in Zukunft vernünftig glauben und handeln zu dörfen. Dies war aber der Staatskunst der Päbste ganz zuwider, welche fürchten mußten, daß ihre Hierarchie durch die Reinigungssucht der Philosophie einen Stoß bekommen würde. Sie nahmen daher die Universi-

täten in ihren Schutz, begnadigten sie mit mancherley Privilegien, behielten sich aber das Recht vor als oberste Wohlthäter, zugleich Befehlshaber über diese neue Anstalten zu seyn. Um nun jenem Unfug der Philosophie vorzubeugen, richteten sie die Facultäten ein, d. h. sie sonderten die gelehrten Kenntnisse von einander ab, und zeichneten einer jeden ihre eigne Gränze vor. Dadurch erreichten sie in der That ihren Zweck, daß die Philosophie in die Theologie sich nicht mischen durfte. Zugleich schrieben sie den Facultäten eine Rangordnung vor, da dann die Philosophie von ihrem Platz weichen und den letzten einnehmen, der Theologie aber den ersten lassen muste. Nur Paris war hierin den Päbsten ungehorsam: es hatte, da diese Anordnungen gemacht wurden, schon eine eingerichtete Universität, die Philosophie stand da wo Abälard sie hingesetzt hatte, oben an, und die Franzosen weigerten sich, als wahre Anhänger der Rechte der gallicanischen Kirche, die alte Ordnung umzustossen; und die theologische Facultät ist in Paris noch immer die letzte.

Man wird schon gemerkt haben, daß die Sorbonne, wo nicht die ganze theologische Facultät allein, so doch einen Theil davon ausmacht. Und so

ist

ist es auch; demohngeachtet ist ihr Ansehen so groß, daß sie der ganzen Facultät ihren Nahmen leihet; und seit der Kirchenversammlung zu Basel nehmen die Doktors und Baccalaurei von Paris, oft den Tittel: Doktors und Baccalaurei der Sorbonne an, wenn sie gleich keine Mitglieder dieses Hauses sind.

Robert von Sorbonne theilte die Glieder seiner Gesellschaft, die nur Doktors und Baccalaurei seyn durften, in hospites und socios ein. Um zu jenem Nahmen zu kommen muste man 1) ein Baccalaureus seyn, 2) Einen Satz vertheidigen, der nach dem Nahmen des Stifters, Thesis robertina, hieß, und durch die Mehrheit der Stimmen in drey verschiedenen Wahlen ausgehoben werden. Diese wohnen in dem Hause der Sorbonne, wie die übrigen Doktors und Baccalaurei, sie werden dort unterhalten; haben das Recht, den Büchersaal zu nützen, ohne jedoch einen Schlüssel dazu zu haben, und geniessen alle übrigen Vortheile und Rechte; ausser daß sie keine Stimme in Versammlungen haben, und nach einer gewissen Zeit fortzugehen verbunden sind. Um ein socius zu werden, muste man durch die Robertina und die drey Wahlen erst ein hospes ge-

 worden

worden seyn; dann eine philosophische Vorlesung umsonst halten, und endlich in zwo andern Wahlen aufgenommen seyn. Beyde Arten der Mitglieder konnten aber aus jedem Lande und aus jedem Volk seyn.

Die Freygelder bekommen nur die socii, auch diese nicht durchgehends, sondern nur die, so keine vierzig pariser Livres jährlicher Einkünfte hatten, und hießen, so lange sie dieses Beneficium genossen, Bursalen, so bald sie sich so viel erworben hatten, daß sie von ihrem Eigenthum vierzig Livres einnehmen konnten, hörten sie auf, Bursalen zu seyn. Die Freygelder betrugen wöchentlich sechstehalb pariser Sous, und währeten zehn Jahre. Seit der tridentinischen Kirchenversammlung, welche die Geistlichen nöthiget, einen Titel zu haben, um der geistlichen Orden fähig zu werden, haben sich die socii bursales unvermerkt verlohren, weil der Titel, den die Geistlichen führen müssen, fast von eben der Gültigkeit ist, als der, eines Bursalen. Robert schloß die Reichern von seiner Anstalt nicht aus, sie genossen alles so wie die Socii bursales, nur mit dem Unterschiede, daß sie wöchentlich, statt sechstehalb pariser Sous zu bekommen, eben so viel geben mußten, und die hießen Socii non bursales.

Alle

Alle Socii führen den Titel: Doktors und Baccalaurei des Hauses und der Gesellschaft der Sorbonne, da die Hospites nur Doktors oder Baccalaurei des Hauses der Sorbonne heißen. Robert wollte keine Subordination in seiner Anstalt leiden. Er verbot daher den Doktors denen Baccalaureis als Schüler zu begegnen, und diesen, jene als ihre Lehrer anzusehen; weshalb die alten Sorbonnisten sagten: „Wir „sind nicht untereinander wie Doktors und Bacca„laurei, sondern wir sind Mitglieder und gleich.“ Eben aus dieser Ursache kann nie ein Mönch, sey er aus einem Orden, aus welchem er wolle, aufgenommen werden, und ein jeder muß bey seinem Eintritt einen Eid ablegen, daß er sich in keiner Gesellschaft, wo Subordination herrscht, befinde, auch in keine treten wolle. Die Doktors und Baccalaurei haben die Erlaubniß, arme Schüler bey sich zu haben, denen aus dem Schatz des Hauses einiger Vorschub geschieht. Diese Gewohnheit dauert noch fort, und viele dieser armen Studenten sind berühmte Leute geworden.

Die ersten Lehrer der Sorbonne waren Wilhelm von S. Amour, Odon von Douai, Lau-

Laurentius der Engländer, Gerald von Abbeville, Gerhard von Reims u. s. f. Sie lehreten die Theologie umsonst; und von Anfang an bis itzt sind immer wenigstens sechs Lehrer gewesen, welche die verschiedenen Theile der Gottesgelahrtheit umsonst gelehrt haben. Diese oben genannten Lehrer waren sehr reich, hatten mehr als vierzig pariser Livres jährlicher Einkünfte und waren folglich keine Bursalen.

Robert stiftete viele Stellen zur Regierung seines Hauses. Die erste ist die Stelle eines Provisors, der aus den vornehmsten Personen gewählt wird. Die zwote wird von einem Prior bekleidet, und aus den Baccalauren, die Socii sind, ausgehoben. Er führet den Vorsitz bey der Vertheidigung der Robertinarum, bey den Aufnahmen in die Sorbonne, zu welchen er den Tag ansetzet, und überhaupt jedesmal wenn die Gesellschaft beysammen ist: er bekommt jeden Abend den Schlüssel des Hauses und er unterzeichnet die Acten immer zuerst. Die übrigen Stellen sind, der Senior, Conscriptor, die Professoren, der Bibliothekar, der Verwalter u. s. w.

Riche-

Richelieu bauete während seiner Regentschaft das Haus sehr prächtig auf. Es enthält 37 Zimmer, (eins mehr, als das alte Gebäude) und ist mit eben so viel Doktoren als Baccalauren besetzt. Der Ruhm, den die aus diesem Hause entsprungene, Gelehrten bald ausbreiteten, verschaften ihm viele Schenkungen. Robert wandte alles zur Unterstützung der Armen an, und wollte, daß man die Sorbonne, das Haus der Armen nennete. Daher es auch kommt, daß man auf einer großen Anzahl von Handschriften lieset: daß sie den armen Herrn der Sorbonne zugehören. Robert sorgte auch in seinem Hause für eine Bibliothek; in dem Jahre 1290 waren schon über tausend Bände vorhanden, die mehr als 30000 Livres kostete. Von 1292 bis 1338 hatte das Haus der Sorbonne 3812 Livres für Bücher ausgegeben. Man siehet hieraus, daß die Bibliothek der Sorbonne damalen vielleicht die beste in Frankreich gewesen sey. Alle Bücher von einiger Erheblichkeit waren in den Fächern angeschlossen und sehr wohl nach den Materien geordnet, so daß die Grammatic und die schönen Wissenschaften den Anfang machten. Eben so waren die Verzeichnisse geordnet und bey jedem Buche sein Preis bemerket.

Man wird sich wundern, wie die Sorbonne sich itzt schon über fünfhundert Jahre, ohne eine Erschütterung oder Verbesserung ununterbrochen in seinem alten Glanze hat erhalten können. Das Wunder fällt aber weg, so bald wir nachforschen, wie Robert bey seiner Einrichtung zu Werke gegangen. Seine Anstalten waren keine fein abgezogene, eigensinnige, unverdaute Speculationen und Gesezze: er stiftete nicht erst eine Gesellschaft, gab Befehle und ließ sich dann angelegen seyn, sie ausgeführt zu sehen; sondern er regierte sein Institut selbst achtzehn Jahre, und die in dieser Zeit gut gefundene Erfahrungen verwandelten sich selbst in Gesezze.

Robert kaufte auch nahe bey der Sorbonne ein ander Haus, welches er nach dem Muster der Sorbonne, der Philosophie und den schönen Wissenschaften widmete, und es das Collegium von Calvi nannte. Es hieß auch die kleine Sorbonne und wurde gleichfalls eine Erzeugerin großer Männer. Es stand von 1271 bis 1636, da Richelieu es niederreissen lies, um daselbst die Capelle der Sorbonne zu erbauen.

— e.

Ueber die Beschäftigungen und den Zeitvertreib der Weiber.

Eine historische Betrachtung.

In einem jeden Lande, in welchem die Einwohner sich nicht beständig mit Besorgung der Bedürfnisse zu ihrem Unterhalte beschäftigen, werden die Weiber nicht als Mitarbeiter, sondern als der Gegenstand des Vergnügens betrachtet. Wenn wir ausgehen, laßen wir sie zu Hause, damit sie die Früchte unserer Industrie genießen; und wenn wir zurückkehren, legen wir ihnen alles, oftermalen auch uns selbst, zu ihren Füßen, besonders wenn wir dadurch etwas zu ihrer Glückseligkeit beytragen können.

Da die Weiber von der Vorsorge des Unterhalts ausgeschlossen waren, hatten sie viel Zeit übrig, die von den häuslichen Geschäften nicht ausgefüllt werden konnte. Um nun diese Zwischenzeit voll zu machen, wurden verschiedene Arbeiten und Belustigungen erdacht, von welchen einige für Männer und Weiber, andre aber einzig für Weiber waren.

In dem Morgenlande, wo die Weiber von jeder Arbeit ausgeschlossen sind, nicht weil sie hochgeschätzet werden, sondern weil sie bey Arbeit nicht solche zarte Werkzeuge der Wollust seyn könnten, worinnen die Morgenländer die größte Glückseligkeit setzen, werden selbige in Serails und Harems eingeschlossen, wo weder Beschäftigung noch Vergnügen seyn kann, und wo sie den größten Theil der Zeit wegschlummern in einer sorglosen Trägheit, welche die Einwohner am Ganges für eine himmlische Seligkeit halten, die als der Vorschmack der ewigen den Sterblichen zugetheilt ist.

In den frühern Zeiten des Alterthums, schämten sich die Größten solcher Arbeiten nicht, die in unsrigen nur Leute geringen Standes verrichten. Gideon und Araunah arbeiteten in der Haushaltung. Abraham brachte ein Kalb von der Heerde, balgte es ab, und übergab es seiner Gattin zur Anrichtung. Hierauf nahm er Milch, Butter und das angerichtete Kalb, setzte es den Engeln vor und stand unter einem Baum. Diese Gewohnheit wird bis jetzt bey den Morgenländern vorzüglich aber in der Levante beobachtet, wo man oftermalen die Prinzen Lämmer von der Heerde einholen und schlachten siehet, welche

sie

sie alsdenn an ihre Familie geben: da unterdessen die Prinzessinnen Töchter Feuer machen, und die Dienste einer europäischen Küchenmagd verrichten.

Eine andere Beschäftigung der Weiber des frühern Alterthums war, Getreide zu mahlen. Die Alten hatten, so wie es auch noch in verschiedenen Ländern bis jetzt gewöhnlich ist, statt der Mühlen, einen Stein, dessen Obertheil zwey Weiber dreheten, und also damit mahlten. Dieser Gebrauch war in Egypten zu Zeiten des Pharao: denn Moses in der Geschichte der Landesplagen sagt, daß die Erstgeburt im ganzen Lande starb, von Pharao's Erstgeburt die auf dem Throne saß bis zur Erstgeburt der Magd, die die Mühle drehete.

Eben der Gebrauch ist noch bis jetzt in der Levante sowohl als auch in einigen Theilen von Schottland im Schwange, allwo die Weiber einen besondern Gesang zum Vergnügen bey dieser harten Arbeit zu singen pflegen. Wenn die Weiber das Getreide zermalmet hatten, mußten sie davon Brod backen; Sarah mußte auf Befehl ihres Mannes für die, so zum Besuch kamen, Kuchen backen.

Die Viehzucht lieferte den einzigen Unterhalt zu den Zeiten, von welchen wir reden: und weder Rang noch Ansehen machten eine Ausnahme in Ansehung der Weiber, welche auf die Heerden eine Acht haben mußten; sie mußten nehmlich Wasser tragen, das Vieh tränken, und alle andere Dienste solcher Art verrichten. Daher waren statt Häuser bey ihnen Zelter gewöhnlich, weil diese leichter wegzubringen waren. Spinnen und Weben war auch ein Theil der Beschäftigung der Weiber, und seit der Zeit, als die Kleider statt der Felle den Menschen zur Bedeckung wurden, fiel deren Anfertigung auf die Weiber, welche dazumalen auf eine ganz einfache Art webten, indem sie ihre Finger ganz allein statt der Spindel gebrauchten.

In Ländern, wo die Künste noch in der ersten Kindheit sind, ist jeder Mann sein eigener Künstler. Die Männer verfertigen die verschiedene Werkzeuge, zu ihren Arbeiten, und die Weiber beschäftigen sich mit der Bekleidung der Männer und Kinder: Aber zu den Zeiten Mosis schienen die Israeliten höher in den Künsten gekommen zu seyn. Die Kenntniß der Metalle war schon im guten Fortgange: und auch zu Abrahams Zeiten hatten sie schon Werkzeuge

die

die Schaafe zu scheeren: Abraham hatte ein Messer, welches er beym Opfer seines Sohnes Isaaks ge- brauchen wollte. Sie wußten auch schon Gold und Silber zu schätzen; daher läßt es sich schließen, daß sie in damaligen Zeiten mehrere Kenntnisse besaßen, als die Griechen bey dem Trojanischen Kriege, deren Waffen und Schilde nur von Erz gefertigt waren.

Nur solche unvollständige Nachricht sind wir im Stande von den Beschäftigungen der Weiber zu Zeiten der Patriarchen zu geben. Ihre Arten von Zeitvertreib und andern Belustigungen sind noch weit mehr in Finsterniß verhüllet. Fast in jedem Zeitalter und unter jedem Volke, selbst bey dem wildesten, finden wir Ueberbleibsel von singen und tanzen; Gedichte, welche die Nachrichten ihres Vaterlandes enthalten, und Loblieder der Helden waren bey den alten Phöniciern, Arabern, Chinesern, Griechen, Mexikanern ꝛc. gewöhnlich. Das Tanzen ist vielleicht eben so alt, als das Singen, auch sogar bey den wilden Nationen, bey welchen die Musick eine aus- nehmende Kraft zu haben pfleget. Ihre Musick würket oft eine Raserey, und setzet sie in eine solche Bewegung, daß sie athemlos zu Boden fallen. Selbst die Unglücklichen, die unter der Geissel der

europäischen Sklaverey seufzen, von denen man glauben sollte, daß sie allen Arten des Vergnügens und der Glückseligkeit abgestorben wären, werden durch Musick erheitert, und tanzen, als ob ihre Cörper keinen Schmerz, und ihre Herzen keine Sorgen kennten.

Aus diesen und einigen andern Bemerkungen würde es scheinen, daß die Belustigungen der Weiber in den Zeiten, von welchen wir sprechen, sehr einfach gewesen.

Herodotus benachrichtiget uns, daß die Sitten und Beschäftigungen der egyptischen Weiber ganz unterschieden waren, von denen, an welche die Weiber andrer Nationen gewöhnt waren. Diese Weiber, von denen wir reden, beschäftigten sich ausserhalb dem Hause mit Handel, Wandel und dem Feldbau; da hingegen die Männer alle häusliche Arbeiten verrichten mußten. Indessen stimmen wir der Meinung nicht ganz völlig bey; weil aller Wahrscheinlichkeit nach die egyptische Caravanen, in Betrachtung der Wüsteneyen an Egytens Gränzen durch welche sie reisen mußten, nicht aus Weiber bestehen konnten. Die feine Leinwand, wodurch Egypten berühmt war, scheint

scheint nicht von Männern gemacht zu seyn, die vor dergleichen weiblichen Arbeiten einen Abscheu zu haben pflegen. Weil indessen die Beschäftigungen der beyden Geschlechter in Egypten von den Geschichtschreibern in Zweifel und Dunkelheit gelassen werden, so kann man von uns nicht verlangen, diesen Punkt gehörig auseinander gesetzt zu sehen.

Aus dem schwachen Schimmer der alten Geschichte will hervorgehen, daß die öffentlichen Belustigungen der Egyptier eine Art von religiösen Feyerlichkeiten ausmachten, welche sie unter singen und tanzen begingen; die Weiber wurden mit Blumen herrlich ausgezieret, und trugen in ihren Händen eine solche Art des Schmucks, welcher das Fest, das sie feyerten, unterschied. Neben diesen Zusammenkünften pflegten die Weiber vom Range ihre Geburtstage zu feyren. Am Geburtstage einer Königin oder königlichen Tochter Egyptens kam der ganze Hof im herrlichen Aufzuge zusammen, und wünschte Glück der Prinzessin, zu deren Ehre der Tag gefeyert wurde. Andre große Herren folgten dem Beyspiel ihres Prinzen; sie baten ihre Freunde und die, so von ihnen abhingen, zusammen, und feyerten die Geburtstäge ihrer Weiber und Töchter ganz feyerlich. In

Rücksicht der Privatbelustigungen der egyptischen Weiber schweigt die Geschichte gänzlich. Indessen ist es wahrscheinlich, daß bey einem so sehr verfeinerten Volke auch verfeinerte Belustigungen üblich gewesen seyn werden.

Von den Egyptiern bis zu dem Heroischen Zeitalter finden wir von den Beschäftigungen und Vergnügen der Weiber sehr wenige Nachrichten. Die phönicische Weiber, deren Ehemänner wegen Handlung und Schiffahrt bekannt waren, sagt man, hätten Rechnungen geführet, ohne welche die Handlung nicht füglich bestehen kann. Die Lybische Weiber, von eben dem kriegerischen Geiste, als ihre Männer, übten sich in Waffen und Ritterspielen. Selbst ihre Privatbelustigungen waren von der Art, um den kriegerischen Geist beyzubehalten. Das weibliche Geschlecht in diesem Lande feyerte einen Tag zu Ehren der Minerva, an welchem die junge Weiber, in zwo Partheyen gestellt, mit Stecken und Steinen so lange streiten mußten, bis eine Parthey unterlag.

Dieser jährliche Kampf wurde vorbenannter Göttin zu Ehren gehalten, und sie bildeten sich ein, daß die Göttin sich aller Wunden, die sie bey diesem

Ge-

Gefechte erhielten, ganz besonders annehme, und die Verwundeten selbst sterbend nichts davon empfänden; doch sollte das eigentlich nur ein Vorzug derjenigen seyn, welche ihre Keuschheit erhalten hätten.

Es ist glaubwürdig, daß die Wunden selten tödlich gewesen; doch in Fällen, wo dies war, kann man auf den Leichtsinn der Mädchens schließen, welche die unglückseligen Opfer dieses Vergnügens seyn mußten, weil sie nach ihrem Tode das abergläubige Räthsel vor der Welt nicht auflösen, und ihre in Zweifel gezogene Ehre rechtfertigen konnten. Indessen war die Einrichtung vortreflich für Mädchen, die sich den lasterhaften Neigungen ergaben. Sich in dieses Gefechte nicht einzulassen, wurde für ein sicheres Merkmahl der Unkeuschheit gehalten, und an empfangenen Wunden zu sterben, war der sicherste Beweis davon. Deshalb unterstanden sich wenige, die sich des Lasters schuldig wußten, sich in diese Spiele zu mischen, weil es unmöglich schien, der Entdeckung ihres lasterhaften Lebens zu entgehen.

Auf was für Art die Weiber der Sirier, Babilonier, Meder und Perser, sich beschäftigten, ist sehr leicht aufzulösen. Da die Babilonier wegen ih-

rer Manufakturen, künstlicher Ausnähung vortreffli-
cher Kleider, feiner Leinwand, reicher Teppiche und
Tapeten berühmt sind: so können wir leicht schließen,
daß sie sich mit der Anfertigung dieser Sachen so-
wohl, als auch derjenigen, die zur Auszierung ihrer
Persohnen erfordert wurden, beschäftigten. Wir
haben Grund genug zu glauben, daß Nationen,
welche reich und prächtig lebten, mehr Beschäftigun-
gen und Vergnügungen hatten, als diejenige die in
Sorglosigkeit und Ruhe leben.

Bey denen Nationen, von denen wir zeithero
sprachen, konnten wir nicht mehr, als im allge-
meinen, die Geschichte und Belustigungen der Wei-
ber bemerken. Wenn wir uns aber zu näheren Pe-
rioden wenden, können wir genauere Nachrichten
hievon geben. In dem untern Theile Asiens, wo
die Weiber weniger verachtet und vernachläßiget wur-
den, als in den übrigen Gegenden dieses Welttheils,
verrichteten die Weiber vom ersten Range die Dienste
einer Wäscherin. Die griechischen Weiber und Töch-
ter in dem heroischen Zeitpunkt, wurden nicht ein-
fältig erzogen. Penelope, die Gemahlin des berühm-
ten Königs Ulisses wird oft vom Homer am Webe-
stuhl vorgestellet, so daß jeder, so den Homer gele-
sen,

sen, die Geschichte von Penelopens Weben weiß. Eine Geschichte die in unseren neueren Zeiten oft auf die minder arbeitsamere Weiber angewendet wird. Die berühmte Helena, bey ihrer Gefangennehmung beschäftigte sich mit Stückereyen, welche die Schlachten der Griechen und Trojaner vorstellten. Und Andromache, da sie den Tod des Hectors vernahm, stückte die Vorstellung der tragischen Scene, und zierte selbige mit Blumen.

Aber dergleichen Arbeiten und Werke des Geschmacks waren nicht allein die Beschäftigungen dieser Weiber. Die berühmte Andromache, die mit der Nadel den Fall des Helden ihres Vaterlandes zeichnete, schämte sich nicht, die Pferde des Helden zu futtern und in Acht zu halten. Alexander der Große und andere Helden auch Staatsmänner trugen Kleider von ihren Weibern, Töchtern, Schwestern gewebet, und gesponnen; und dies scheint das Werk der Weiber in frühern Zeiten gewesen zu seyn, da wir finden, daß Salomon unter anderen auch die Bekleidung des Ehemannes mit Purpur und Scharlach als eine Arbeit der Weiber herzählet. Die griechische Weiber hatten neben ihren Wohnzimmern, andere, die ihren Arbeiten gewidmet waren. Wenn

diese von ihren Ehemännern vernachläßiget wurden, oder sich nicht mit der Aufsicht des Hauswesens abgeben durften, wurden sie in selbige verwiesen.

Da die griechische Weiber mehrentheils beschäftigt waren, und Beschäftigung das Vergnügen ausschließet; so haben wir Ursache zu glauben, daß sie wenige Arten von Privatbelustigungen kannten, die eigentlich nur bey Geschäftlosen statt finden;

In früheren Zeiten, als die Griechen eine Menge von Beschäftigungen in Plünderung der Nachbahren und Ausübung ihrer Rache fanden, hatten sie wenig Götter, und ausser der Weinlese, zu welcher Zeit sie auch andere gewonnene Früchte sammelten, wenige Feyerlichkeiten. In den letztern Zeiten in welchen sie müßig wurden, weil sie alle die Arbeiten ihren Sclawen auflegten, und sich eine große Anzahl Götter erwählten, stiegen die Feste zur Ehre der Götter zu einer großen Summe, wovon einige mit Tanzen, Schmausen, herrlichen Aufzügen und anderen Feyerlichkeiten begangen wurden: zu dieser Belustigung wurden die Weiber nicht nur zugelassen, sondern sie liessen sich auch als Sänger, Tänzer und Priesterinnen rc. gebrauchen. Wenn dahero die

die Gesetze einer Religion dahin zielen, vorzüglicher das Auge zu unterhalten, als das Herz zu bessern, und statt gesellschaftlicher und moralischer Pflichten, erfreuliche Aufzüge und blendende Ceremonien vorschreiben; so haben die öffentlichen Belustigungen einen großen Antheil daran und werden davon hergeleitet.

Dies scheinet der merkwürdige Fall in Griechenland gewesen zu seyn; wo, ohnerachtet jedes Fest zu Ehren einer Gottheit oder zum Andenken einer mit der Religion verknüpften Sache gestiftet war, man dennoch den eigentlichen Sinn der Stiftung aus den Augen setzte und ihn in eine glänzende Ceremonie verkehrte, mit welcher das Fest begangen wurde.

An Herrn J. G. Schnaase
bei seiner Abreise aus Königsberg 1764.

Die Schatten werden fliehn, die unser Auge banden,
Vieleicht wohl, ehe noch der andre Morgen glänzt,
Vieleicht nicht ehe, bis wir landen:

Uz.

Die Stuffenjahre unsres Geistes sind ein Werk seiner Eitelkeit; ein angenommenes Maas, nach welchem der Jüngling den Traum von künftiger Weisheit auslegt, und das Alter seine Thorheiten eintheilt.

Der Staatsmann brüstet sich in Tressen, wie er in gewirkter Kleidung als Junker stolz that; er zählt seine Clienten, wie er die Tauben zu zählen pflegte, als er noch auf dem Rittersitze des gnädigen Vaters und in der Schule des Wirthschafters war. Der Held träumt seine Feldläger und seine Schlachten; im angeerbten Lehnstuhle trieft sein errungener Lorrbeer zum Kolorit feiger Enkel.

Enkel. Er zeichnet ihnen tausend Entwürfe, bei denen er vergeblich geschwitzt, weil der Frühling die Wege verdarb; und wühlt gleichsam noch einmal auf der Schädelstätte der Krieger unter Todtengebeinen, über die er den Weg zum Gnadenkreuz bahnte — bis er endlich, heiser von der Geschichte seiner Thaten, den väterlichen Pokal, aufs Wohl der Ahnen mit so kaltem Blute ergreift, als wenn er das Jahrfest einer Jagd beginge.

Selbst der Weise, der die Presse des Huts überstanden und mit der Zunge eines Sirachs Sitten feil bietet, wird lüstern nach der Ehre des Götzendienstes, die sich von Neulingen so wohlfeil erkaufen läßt, daß der Preis dafür, weder in die Hände der Polizei noch in die Register der Taxen geräth. Durch logische Kunstgriffe siegt er im Wortstreite, und wird noch einmal ein Schulknabe, der den Tag im Kalender anmerkt, an dem es ihm durch Afterreden gelungen, seinem Gespielen den Esel umzuhängen. Kurz! alle die Namen, welche ihre Bedeutung von den Bedürfnissen der menschlichen Gesellschaft erhalten, haben ihren Werth der Eitelkeit und der Nachsicht zu danken, die wir so gerne für uns hegen und für die, welche unser Fleisch und Gebein sind.

Wir bestimmen das Wachsthum unsres Geistes nach willkührlichen Zeitpunkten; nach gewissen Epochen, in denen der Mensch zweimal ein Kind — einmal ein Jüngling — und einmal ein Mann seyn soll. Noch stolz auf diesen gleissenden Irrthum, fodert ein höherer Richter als die Welt ist — der die Todtenpässe durchstreicht, in welche diese einschrieb: daß wir gelebt hätten — die Rechenschaft unsrer Tagwerke, und wenn wir dann, ohne Brillen auf das Spiel unsrer Jahre zurück sehen: so lehrt uns der vollständige Plan menschlicher Geschichte, daß der Mensch sein ganzes Leben hindurch ein Kind sey. Das Kind stirbt, und das Grab ist — seine zweite Wiege.

So verläßt der Weise und der Thor, die Welt, diese Pflanzschule für die Ewigkeit. Ein gleiches Verderben trift den, der Allmosen austheilt, wie den, der sie empfängt; er sammlet den Cedersprock wie die gemeine Baumrinde — zur Fäulniß. Alles zerfällt. Die Majestät wie der geringste Thürhüter — wird Staub.

Dies ist euer Schicksal, ihr Unbeschnittenen an Herzen und Ohren! hört eure Geschichte,

te, und vergeßt den Traum, der euch aufbläht; den Wahn, der euch täuscht.

Elender Sklave der Eitelkeit! der du deine Blöße mit Patenten zudeckst, in denen die Tugend deiner Vorfahren geschrieben steht, dich reissen Flügel des Windes über den Dunstkreis des großen Haufens, wo sich das Verdienst in Regenkleidern und Rökken von Fellen stößt; Aber wisse! daß du im Zirkelbogen steigest — daß die Grade bestimmt sind, die du durchlaufen sollst — und daß du am Ende der Laufbahn die Sphäre wieder betritst, wo dir oft dein Kammerdiener den Weg vertritt. Gräbst du nach Schätzen? o Crösus! flieh das schimmelnde Gepräge, von dessen Schimmer dein alterndes Auge trieft. Sieh jenen Wald, der vieleicht schon den Sprock für deinen Scheiterhaufen abwirft, wo dich das Feuer verzehret, weil deine Natur nicht zum Verguldeu gemacht ist. Grab' in deinem Herzen. Dies ist ein Bergwerk, in welches man stuffenweise hinab steigen muß, damit man sich nicht zerstümmele, wenn man jählings hinab stürzt.

Und du holder Jüngling, in dessen Männerbrust eine weibische Seele wohnt — der du dich in den

den Rath der Stutzer drengst — und die Ketten küssest, nach welchen der Weisere deine unmündigen Kräfte abwägt; Freund der Wollüste! empfing dich deswegen der Schoos deiner Mutter, daß an dir jedes Mädchen zur Hexe würde? Sieh jenen Greis, dem du vorbeiranschest, ohne ihn zu bemerken; er stüzt auf Krükken die Glieder, die er zu oft auf den Schäferstab lehnte. Voll vom Taumel der Lust, die er aus ungemessenem Kelche eintrank, irrt er jezt in der Wüste seines Lebens fern vom gebahnten Wege, und jedes Sandkorn ist seinem zitternden Fußtritte — ein Stein des Anstosses. Dies ist die Rolle, die du einst auch spielen wirst, wenn das Maas deiner Ausschweifungen gerüttelt seyn und dich das Mädchen verstossen wird, die sich in deine Jugend theilte.

Doch ich verliere mich in dem Schatten, den der Sterbliche wirft, und entferne mich zu weit von dem Denkmale, dem ich das Wort der Freundschaft einzeichnen soll.

Freund! der du von dem Lehrstule zurück tritst, wo dich ein Geist unsres Jahrhunderts, Funks Geist, unterwies — der du die Hütte verlässest, in welcher Vernunft und Offenbahrung

bahrung das Buch der Natur entziffern — und in den Zirkel gehst, wo dir die Gerechtigkeit die geweihte Geissel überantwortet, mit der sie den Missethäter stäupet, und das Salböl, welches sie in die Wunden der Unschuld gießt; Freund unsrer Herzen! fodre dich zuerst vor den Richtstuhl, ehe du von demselben Gerichtstage für deinen Mitbürger ausschreibest; und laß dies deine gröste Weisheit seyn: daß du dich kennest und den Menschen, dessen Schuzheiliger du seyn sollst.

Wafne deine Brust, daß sie nicht der Stolz kleide, oder die Ehrsucht aufblähe, oder die Weichlichkeit welk mache. Kein Arm entblösse wider den Feind der Tugend und Religion den Dolch, den er einst wider Cäsarn führte, der Rom unterdrükte; und dein lezter Gedanke sey noch, der Wunsch jenes Römers in den dich die Bühne einkleidete: Es lebe die Freiheit!

Dann stirb — und ein ehrwürdiger Schatten führe dich in den Tempel, in dessen Vorhöfen Du Thürhüter einst warst.

G. F. John.

Nach-

Nachtrag von preußischen Geschichtschreibern.

Gegenwärtiger Aufsatz soll zur Berichtigung der S. 94. befindlichen Nachricht von preussischen Geschichtschreibern dienen. Die Nachrichten hiezu sind aus dem Hartknoch entlehnt; daher sich diese Berichtigung auch nur bis auf die Zeiten Hartknochs erstreckt.

I. Handschriften.

Liber originis et faeriarum gentis Prutorum in sanguinem Christianam, von Garslaus Probst im Stift Plozko in Masowien. Von Christianus, erstem Bischofe in Preussen, ein Werk, welches also anfängt. Liber filiorum Belial cum suis superstitionibus Bruticae sectionis incipit cum moestitia cordis. Diese beide Handschriften sind uns jezzo nur dem Tittel nach aus den Simon Grunau bekannt. Hartknoch zweifelt, ob sie jemals vorhanden gewesen; seine Zweifel sind freilich gegründet, aber doch nicht so sehr, daß nicht noch Einwendungen dagegen statt finden sollten. Luderus, Herzog zu Braunschweig, des teutschen Ordens Hochmeister,

hat

hat im Jahr 1332. das Leben und die Marter der H. Jungfrau Barbara in deutschen Versen beschrieben. Auf der Schloßbibliotheck zu Königsberg, befinden sich zwar in einer Handschrift einige Erzählungen von dieser Heiligen, die aber in Prosa, und folglich nicht das hie benannte Werk seyn können.

Liber Antiquitatum vitae et mortis gentis Prutenorum ant Prudenorum, iam Prussorum cum insertione novarum Prouinciarum, von M. Alexius Nisiwiz Priester in Thoren. Er hat seine Chronick vom Jahr 1326, da Dusburg aufgehört, angefangen, und bis auf die Zeiten des Hochmeisters Winnreich von Kingral fortgesetzt. Er soll von einem Hofbedienten getödtet seyn, weil er geschrieben, daß sich die Hochmeister mehr um der Preussen Geld, als ihren Glauben und Seligkeit bekümmerten. Alles was man von diesen Geschichtschreiber weiß, ist aus der Vorrede des Simon Grunau bekannt.

Wigand von Marburg, Bruder des deutschen Ordens, soll nach Beispiel des Jeroschin den Dusburg in deutsche Verse übersetzt, und bis 1394 fortgesetzt

gesetzt haben. Caspar Schütz versichert, daß er diese Handschrift besessen, und benutzt habe.

Eine Handschrift von einem Ungenannten, auf der Schloßbibliotheck zu Königsberg; sie ist eine wörtliche zuweilen abgekürzte Uebersetzung des Dusburg, dessen vierter Theil von der ausländischen Geschichte hier, und zwar nicht immer am schicklichsten, mit in den Text gezogen ist; so dann folgt eine kurze Fortsetzung bis aufs 1422ste Jahr, und es ist also diese Schrift vermuthlich unter dem Hochmeister Paul von Rußdorf verfertiget.

Heinrich Caper hat nach dem Berichte des Casper Schütz eine Geschichte seiner Zeit geschrieben, und ist 1457. im 21sten Jahr seines Alters gestorben.

Chronicon der Mönche zu Elbing, ein Werk, worinn nach dem Zeugnisse des C. Schütz Zeitrechnung und Geschichte, verworren und überdies mit Klostermärchens vermengt ist.

Johann Lindau Secretair zu Danzig hat nach dem Berichte des Schütz und Curricke den zu seiner Zeit gewesenen dreyzehnjährigen polnischen Krieg von 1454 beschrieben.

Eine

Eine kurze lateinische Chronick eines Ungenannten auf der altstädtschen Rathsbibliotheck. Es sind die Acta des polnischen Krieges, der unter Marggraf Albrecht geführt, beigefügt. Der Verfasser dieser Chronick war ein eifriger Anhänger des Ordens. Das Werk selbst geht bis auf Martin Truchses von Waghausen, auf den auch 3 Epitaphii, aber von andern Verfassern beigefügt sind. Da aber der damalige ermeländische Bischof Weissselrode als noch lebend angeführt wird, so beweißt dies, daß diese Chronick vor dem Tode des Bischofs, der 1512 erfolgte, geschrieben ist.

Paul, polnischer Kaplan der Altstadt zu Königsberg, hat 1532. eine preußische Chronick, aus vielen andern Schriftstellern zusammen getragen, die sich auf der Altst. Rathsbibliotheck befindet.

Stenzel Burbach hat im sechszehnten Jahrhundert 3 Theile preußischer Geschichte geschrieben, welche bei Gelegenheit, der Religionsstreitigkeiten der Stadt Danzig häufig angeführt sind.

Thomas Treterus Thumherr zu Frauenburg, der 1610 gestorben, hat die vom Johann Creuz-

ners, Dekanus des Domkapitels zu Frauenburg, aus den Annalen des Heilsbergschen Archivs gezogne Geschichte der ermeländischen Bischöffe ins lateinische übersetzt, und Hartknoch legt diesem Werke vieles Lob bei.

Ein Werk, worinn viele Akten und Dokumente, Preussen, vorzüglich Ermeland betreffend, befindlich waren, besaß Hartknoch mit des Treteri vitis episcoporum varmiensium zusammengebunden, und ist ungewiß, ob es von eben diesem Verfasser, oder nicht vielmehr dasjenige Werk gewesen, welches C. Schütz unter dem Tittel: Chronicon, vel Catalogus rerum prutenicarum et praesertim, rerum varmiensium Alexandri Sculteti Canonici varmiensis, anführt.

Johann Leo, Thumherr zu Guttstadt, hat eine preußische Chronick ohngefehr bis 1628, geschrieben, welche zu Hartknochs Zeiten zu Guttstadt befindlich war.

Reinhold Currike hat 1645 eine Beschreibung der Stadt Danzig in vier Theilen verfertigt; im ersten eine topographische Beschreibung und Nachricht vom

vom Ursprung derselben, im zweiten die Regierungsart, im dritten die preußischen Kriege, vorzüglich diejenigen, so Danzig angehen, im vierten die Religionsveränderungen. Der Verfasser, welchen Hartknoch als einen gelehrten Mann rühmt, starb 1667.

Abraham Froth, Schulmeister zu Lesewitz, schrieb 1558 eine preußische Chronick,

desgleichen Georg Piedemann 1586, diese beide sollen sich zu Danzig befinden.

Endlich befindet sich eine Chronick zu Thoren, welche von Salomon Neugebauer herstammt, welcher die historiam Polonicam geschrieben, und also auch vermuthlich der Verfasser dieses Werks ist, welches viele Sammlungen von preußischen Händeln enthält.

Ueberdies nennt Henneberger noch folgende Geschichtschreiber:

Ambrosius Lobwasser, Benedict Weyar, Caspar Schütz aus Königsberg, Georg Dunker Phisikus in Königsberg, Gerstenberger, Hans Haupt, Georg Müller, Hans Feyerabend, Hans Mahlfeld der Annalen geschrieben, Heinrich v. Loren, Johann

Brand aus Königsberg, Johann Bretthan, Prediger der lithauschen Gemeine zu Königsberg.

Bei Caspar Schütz stehen folgende: Georg Mellmann, M. Pater Hummelreich und Bartholomäus Warzmann.

2. gedruckte Geschichtbücher.

Aeneas Sylvius, ermländischer Bischof, der hernach unter dem Nahmen Pius II. Pabst geworden, hat in seiner Descriptione Europae auch eine Beschreibung von Preussen geliefert, welche nachher im ersten Theil des Corporis historiae Polonicae nochmals abgedruckt ist; und nach dem Berichte des Sim. Grunau ist von ihm das Leben der Juta, einer preußischen Heiligen, in lateinischer Sprache gedruckt worden, und Hartknoch sagt, daß er zu Königsberg eine Beschreibung der Tannenbergischen Schlacht im Manuscript gesehen, welcher der Nahme des Aeneas Sylvius vorgesetzt gewesen.

Johann Meletius Erzpriester zu Lück, verdient auch eine Stelle unter den preußischen Geschichtschreibern, wegen eines an den Georg Sabin gerichteten Briefes über die abgöttischen Gebräuche

der

der alten Preussen, der zum erstenmal 1551. gedruckt worden.

Martin Murinus hat eine geschriebene preussische Chronick, ins Polnische übersetzt, die 1606. zu Krakau zum zweitenmal aufgelegt ist.

Cölestin Myslanta Doktor und Professor der Gottesgelahrtheit zu Königsberg, hat die Religion in Preussen, besonders deren Veränderungen zu Königsberg in der Vorbereitung zum Manuale Prutenicum weitläuftig behandelt.

Thomas Clogius schrieb ein Buch unter dem Tittel: Linda Mariana siue, de virgine Lindensi. Er hat darinn verschiedenes über die Religion der Preussen aus dem Grunau und Leo entlehnt; eigentlich aber nur die Wunder der heiligen Linde erzählt.

Johann Caspar Venator, Doktor der Gottesgelahrtheit, deutscher Ordenspriester, geistlicher Rath und Pfarrer zu Mergentheim in Franken, ließ 1680 zu Nürnberg drucken: Historischer Bericht vom marianischen deutschen Ritterorden, des Hospitals unsrer lieben Frauen zu Jerusalem, worinn er alle

Begebenheiten des Ordens in und ausserhalb Preussen, beschrieben.

Im Jahr 1682. ist in dem Kloster Oliva eine Sedes Episcoporum Varmiensium gedruckt worden; sie enthält aber nur das Antritt- und Sterbejahr eines jeden Bischofs, sein in Kupfer gestochnes Wappen und unter demselben in vier Hexametren das Merkwürdigste seines Lebens.

Rousseau.

Noch etwas über sich selbst und von sich selbst. *)

Eine träge Seele, die jede Art von Sorge scheut; ein hitziges, gallichtes Temperament, schnell bewegt, und gegen alles wodurch es bewegt wird, bis zum Uebermaas empfindlich; beyde scheinen sich nicht in einem

*) Zu Ende des vorigen Jahres erschienen zu Genf, angeblich zum erstenmale: Lettres nouvelles de I. I. Rousseau, vier Briefe, worin der Verstorbene einst seinem Freunde, Hrn. v. Malesherbes, die

einem und demselben Charakter mischen zu können, und beyde machen dennoch das Grundgewebe des meinigen aus. Kann ich mir diesen Widerspruch gleich nicht aus Grundursachen auflösen: so ist er doch einmal da, ich fühl ihn, nichts ist gewisser, ja ich kann ihn sogar durch Thatbeweise historisch erhärten.

die Ursachen angab, die ihn, von Paris sich aufs Land zu entfernen vermochten. Diese neuen, unterhaltenden Gemählde von Rousseau's Charakter und Herzen, sind noch nicht so allgemein bekannt, daß nachfolgende Züge daraus den Lesern unwillkommen seyn sollten. Man ist bemüht gewesen, gerade solche auszuheben, die dem aufmerksamen Freunde der rousseauschen Werke, als genetische Erklärung ihrer so hervorstechenden Eigenheiten dienen, und selbst dem scharfsichtigen Menschen und Schriftsteller Beobachter dadurch interessiren konnen, daß sie ihm, was er so gerne hat, einen Anblick gewähren, der ihn, einen der gepriesensten Autoren in der Geburtsstunde des Genies beschleichen läßt — Ein Bericht vom Marquis v. Gerardin, die letzten Lebensumstände seines Gastfreundes betreffend, ist den angezeigten Briefen noch beygefügt, und wird hier ebenfalls mitgetheilet. Ob dieser gleich beynahe nichts enthält, das nicht bereits aus anderweitigen Nachrichten bekannt wäre: so ist er deswegen doch nicht eine ganz leere Zugift. Er enthält manchen, noch ganz unbekannt gewesenen Umstand, und setzt selbst, die durch Zeitungen und Journäle verstreuten Anekdoten auf sehr gefällige Weise in Verbindung und Zusammenhang, daß er also auch schon, als gute Erzählung betrachtet, Anziehendes genug hat.

In meiner Jugend war ich ausnehmend thätig, aber nie als ein anderes Kind. Der Ueberdruß an allem, trieb mich frühe zum lesen. Im sechsten Jahre fiel mir Plutarch in die Hände, und im achten wußt' ich ihn auswendig. Ich las alle Romane; sie entlockten mir Ströme von Thränen in einem Alter, wo das Herz sonst noch keinen Antheil an Romane zu nehmen pflegt. In dem meinigen entstand daher auch dieser bestimmte Hang zum Heroischen und Romantischen, der bis jetzt nur immer mehr und mehr zunahm, und mir vollends alles verekelte, was meinen eignen Träumereyen nicht gleich sah. Als Jüngling glaubt' ich, auch in der würklichen Welt, die nehmlichen Menschen wiederzutreffen, die ich in meinen Büchern kennen gelernet. Ohne Rückhalt überließ ich mich daher jedem, der mir dieses mit einem gewissen Lieblingston einschwatzen konnte, durch den ich stets mich hintergehen laßen. Ich war also ein sehr unerfahrner Thor, aber

Die Sterbensnoth eines jeden Menschen, ist uns immer wichtig genug, auch noch in den Wiederholungen eines zweyten und dritten Nachsprechers anzuhören. Was sollt' es uns also verdriessen, wenn vom sterbenden Rousseau, nach so viel flüchtigen Gerüchten, jezt noch ein Augenzeuge das Wort aufnehmen will?

Z--tt--d.

aber um so viel geschäftiger, als ich es würklich war. — So oft ich zurechtgewiesen wurde, so oft litten auch Geschmack, Neigung, Entwürfe eine Veränderung. Aber bey allen diesen Abänderungen, verlor ich doch nur Zeit und Mühe, denn ich strebte immer nach etwas, das nirgend aufzufinden war, bis ich endlich bey mehr eingesammelter Erfahrung, alle Hofnung, es würklich zu finden, und mit ihr auch das Verlangen aufgab, es noch ferner zu suchen. Erbittert durch alle die Ungerechtigkeiten, die ich als Augenzeuge angesehn; öfters auch durch Verirrungen gebeugt, zu welchen mich Beyspiele oder Macht der Umstände wider Willen hingerissen hatten: fing ich an, Jahrhundert und Zeitgenossen zu verachten, und mein Herz, zu dessen Vergnüglichkeit ich keinen Mittelweg treffen konnte, von aller geselligen Verbindung loßzumachen, und mir eine dafür in der Einbildung zu erträumen, die um so viel reizender war, als ich sie ohne Mühe und Gefahr unterhalten, und stets meinen Bedürfnissen gerecht finden konnte.

So fruchtlos suchte ich also nach vierzig Jahren, die ich eben so mißvergnügt mit mir selbst als mit andern verlebt, diese Bande zu zerreissen, die

 mich

mich an eine Gesellschaft schlossen, die ich so wenig schätzte; die mich an Beschäftigungen fesselte, welche mir desto verhaßter waren, je weniger das Naturbedürfniß, und je mehr leidiger Wahn daran Antheil hatte. Jetzt kam plötzlich ein glückliches Ohngefähr und erleuchtete mich über das alles, was ich sowohl für mich selbst zu beginnen, als in Absicht meiner Mitmenschen zu denken hatte, über welche Herz und Verstand in ewigem Widerspruche waren; wiewohl ich mit allen Gründen sie zu hassen, mich immer noch mächtig zu ihrer Liebe fortgerissen fühlte. Könnte ich Ihnen doch, mein Herr, ganz den Augenblick darstellen, der in meinem Leben eine so merkwürdige Epoche machte, der mir deshalb auch Lebenslang stets gegenwärtig seyn wird.

Ich wollte D****n besuchen, der damals in Vincennes verhaftet war. Auf dem Hinwege blätterte ich in einem Mercure de France, den ich zu mir in die Tasche gesteckt, und gerieth bald auf die Preisfrage der Akademie zu Dijon, welche meine erste Schrift veranlaßt hat. War jemals etwas einer plötzlichen Eingebung gleich, so war es die Bewegung, in die mich die Ansicht dieses Artickels versetzte. Tausendfaches Licht blendete mit einemmale mei-

meinen Geist; Haufenweise schossen mir die lebhaftesten Ideen, mit einer Gewalt und in einem Gewirre zu, daß ich in einen unaussprechlichen Taumel versank. Mein Kopf wurde schwindlicht wie bey einer Trunkenheit; ein gewaltsames Herzklopfen überfiel mich; meine Brust stieg empor; der Othem gebrach mir; ich konnte nicht weiter, und warf mich unter den nächsten Baum hin. Hier brachte ich eine halbe Stunde in so heftiger Bewegung zu, daß ich bey nachmaliger Wiederbesinnung, meine ganze Vorderweste naß von Thränen fand, ob ich gleich nicht gemerkt, daß ich welche vergossen hatte. O mein Herr, hätte ich doch nur das Viertel davon schreiben können, was ich alles unter diesem Baum sahe und empfand. Mit welcher Klarheit würde ich dann alle Widersprüche des Sozialsystems beleuchtet, mit welcher Stärke alle Mißbräuche unserer Anordnungen erwiesen, wie faslich dann nicht dargethan haben; daß der Mensch von Natur gut und nur durch verkehrte Einrichtungen lasterhaft ist. Alles was ich von der Menge dieser großen Wahrheiten, die mich in dieser Viertelstunde unter dem Baume erleuchteten, behalten habe, ist nur sehr schwach in meinen drey Hauptwerken, nehmlich in der „Preisschrift," in der „Untersuchung über die Ungleichheit der Men-

schen"

schen" und im „Emil" verstreut. Diese Schriften gehören unzertrennlich zusammen und machen ein Ganzes aus. Alles übrige aber ist verloren gegangen. Gleich auf der Stelle wurde weiter nichts als die Prosopopöie des **Fabrizius** *) niedergeschrieben. — So wurde ich beynahe wider Willen Autor. Es ist leicht zu erachten, daß mich das Schmeichelhafte des ersten glücklichen Erfolgs, und die Beurtheilungen der Sudler, bald ganz ernstlich ins Gleise brachten. Ob ich würklich *Talent zum Schriftsteller hatte?* weiß ich nicht — So viel weiß ich, daß mir immer eine lebhafte Ueberzeugung, statt Beredsamkeit gedient hat, und ich habe jedesmal matt und elend geschrieben, wenn ich nicht vollkommen überzeugt war. Also ist es vielleicht gar eine geheime Wendung von Eigenliebe, was mich so leidenschaftlich der Wahrheit, oder was ich, für sie hielt, anhangen ließ. Hätte ich blos geschrieben um zu schreiben: so wäre ich wahrlich nie gelesen worden.

Pro-

*) Sie ist den Lesern zu gefallen, die den Discours sur les sciences & les arts nicht gleich zur Hand haben sollten, unten beygerückt.

Prosopopöie des Fabrizius.

„Götter, was sind diese Strohdächer, was,
„diese niedere Heerde geworden, um welche einst
„Mäßigkeit und Tugend wohnte? Welche unselige
„Pracht ist auf Roms alte Einfalt gefolgt? Was
„ist dies für eine Sprache des Auslands? Was sind
„dies für weibische Sitten? Was sollen diese Bild-
„säulen, diese Gemählde, diese Gebäude? Unsinnige
„was habt ihr gethan? Ihr, die Gebieter der Na-
„zionen, ihr habt euch zu Sklaven nichtswürdiger
„Besiegten gemacht! euch beherrschen Redner! Bau-
„künstler, Mahler, Bildhauer und Gaukler zu be-
„reichern, habt ihr Griechenland und Asien mit eu-
„rem Blute getüncht! Ein Flötenspieler reißt alle
„Spolien Karthago's an sich! Römer, auf! eilet
„diese Amphitheater niederzureissen; zerbrechet diese
„Marmorbilder, verbrennet diese Gemählde, verjagt
„diese Sklaven, die euch unterjochen und deren heil-
„lose Künste euch verderben. Laßt anderen den Preis
„eines nichtigen Talents: das einzige Verdienst, das
„Römern ansteht, ist — die Welt zu erobern, und
„über sie als Herrscherin, die Tugend zu krönen.
„Als Cyneas unsern Rath für eine Versammlung
„von Königen hielt: wurde er nicht durch eiteln
„Pomp,

„Pomp, oder gesuchten Prunk geblendet. Er hörte
„nicht eure frostige Beredsamkeit, das Studium und
„der Zauberreiz läppischer Thoren. Nein, was er-
„blickte Cyneas großes und majestätisches? O Bür-
„ger, Bürger, er sahe ein Schauspiel, das euch nie
„eure Reichthümer, nie eure Künste geben werden;
„er sahe das herrlichste, was je die Sonne beglänzt,
„zweyhundert erhabene Männer beysammen, würdig,
„Rom zu gebiethen und den Erdkreis zu beherr-
„schen." —

Des Marquis von Gerardin Bericht von Rousseau's letzten Augenblicken.

Mittwochs, den 1sten Juli 1778. ging Rousseau nach Tische, wie gewöhnlich, mit seinem kleinen Hofmeister *) spazieren. Es war so ausnehmend heiß, daß er mal auf mal stille stehen, und auch seinen Begleiter zum Ausruhen anmahnen mußte, was sonsten nicht geschah. Wie das Kind nachmals erzählte: so hat er sich auch über Anfälle von Kolickschmerzen beklagt, die aber gänzlich vorüber waren, als

*) So nannte er den jüngsten Sohn des Marquis von Gerardin.

als er zum Abendbrod heimkam, daß auch seine Frau nichts davon merkte. Morgens darauf, stand er um die gewöhnliche Zeit auf, spazierte bey Sonnen Aufgang um das Haus, und trank hierauf Kaffe mit Sane in Gesellschaft seiner Frauen.

Als diese eine Weile hernach, um die Stunde, wo sie täglich ihre Wirthschaft beschickte, ausgehen wollte: so trug er ihr auf, im Vorbeygehen einem Schlösser die für ihn gemachte Arbeit zu bezahlen; ihm doch aber ja nichts von seiner Foderung abzuziehn, weil es ihm ein ganz ehrlicher Mann zu seyn schien. So stark war bis auf den letzten Augenblick, das Gefühl von Ehrlichkeit und Gerechtigkeitsliebe bey ihm! — Kaum war seine Frau einige Augenblicke entfernt gewesen, als sie beym Wiederkommen ihren Mann auf einen großen Strohstuhl neben einer Kommode, auf die er den Ellenbogen stützte, sitzen fand. „Lieber — was ist Ihnen?" frug sie ihn „sind Sie nicht wohl? Ich leide" versetzte er „große Beängstigung und Kolickschmerzen!" — Hülfe, ohne ihn zu beunruhigen, herbeyzuschaffen; that seine Frau als ob sie etwas hervorsuchte, und bat indeß die Verwaltersfrau, es auf dem Schlosse zu melden, daß ihr Mann nicht wohl wäre. Frau

von

von Gerardin, der dies zuerst hinterbracht wurde, eilte alsbald herbey. Weil es aber erst 9 Uhr Morgens, und also eine ganz ungewöhnliche Zeit zu einem Besuche von ihr war: so gab sie vor, nachfragen zu kommen, ob der Lärm, der in voriger Nacht im Dorfe gewesen wäre, ihn und seine Frau in der Ruhe gestört hätte? „Ach gnädige Frau" antwortete er ihr hierauf, mit einem äusserst verbindlichen und gerührten Tone, „ich fühle es ganz, wie gütig „Sie sind! Aber Sie sehen, daß ich leide, und es „ist zwiefach peinlich, im Angesicht von Standes„personen Schmerz zu erdulden — Sie selbst gnä„dige Frau, sind auch weder so fester Gesundheit, „noch so untheilnehmenden Herzens, den Anblick „des Leidens ertragen zu können. Verpflichten Sie „also mich und sich, und entfernen sich gefälligst von „hier, um mich mit meiner Frau einige Zeit al„leine zu lassen." Sie that es und verließ ihn sogleich, damit er desto ungehinderter diejenige Beschickung erhalten könnte, welche die Natur der Kolick, über die er sich beschwerte, einzig zu erfordern schien.

So bald er mit seiner Frau alleine war, hieß er sie neben sich sitzen — „Ich gehorche, mein Lieber,

Lieber, hier siz ich! wie ist Ihnen jezt?" — Meine Kolickschmerzen sind sehr heftig. Aber ich bitte dich, Liebe, öfne doch das Fenster, daß ich noch einmal das Grüne sehe. Wie schön es doch ist! — Ach, Bester, sprechen Sie nicht so! — „Liebes Weib" versezte er mit vieler Ruhe „ich habe immer zu Gott gebetet, mich ohne Krankenlager und Aerzte fortzunehmen, und von deinen Händen mir die Augen zudrücken zu lassen. Meine Wünsche werden jezt erhört. Hab' ich dir je Kummer gemacht, oder durch die engere Verflechtung in mein Schicksal Leiden verursacht, die du ohne mich nie gekannt hättest: o so vergieb mir alles! — „Ach, lieber, Bester schrie sie laut auch weinend aus „ich, ich habe dir alle Unruhe und Verlegenheit abzubitten, die ich dir gemacht. Aber warum sagst du mir doch dies alles?" — „Höre, liebes Weib" erwiederte er „ich fühle, daß ich sterbe; aber ich sterbe ruhig. Ich habe nie jemanden übels gewollt, und darf also auch jezt auf Gottes Barmherzigkeit hoffen! Meine Freunde haben mir versprochen, nichts mit den, ihnen anvertrauten Papieren, ohne deine Genehmigung vorzunehmen. Herr von Gerardin wird auch nöthigenfals sie an diese Zusage erinnern. Danke ihm und seiner Gemalin

meinetwegen für alles. Ich laße dich in ihren gütigen Händen zurück, und rechne auf ihre Freundschaft so viel, daß ich die süße Gewißheit mit mir nehme, daß sie dir Vater und Mutter seyn werden. Sag' ihnen, daß ich sie um ein Grab in ihrem Garten bitte, aber keinen besondern Ort dazu bestimme. Mein Souvenir erhält mein kleiner Hofmeister, und Fräulein von Gerardin meine Kräutersammlung. Vertheile Almosen unter die Dorfarmen, daß sie für mich beten; und den guten Leutchen, die ich aneinander verheyrathet, gib das Hochzeitgeschenk, was ich ihnen zugedacht. Ueberdies trag' ich dir noch ausdrücklich auf: meinen Leichnam, durch Kunstverständige öfnen, und darüber ein Protokoll aufsetzen zu laßen. —

Indeß nahmen seine Schmerzen immer mehr zu. Er beklagte sich über heftige Stiche in der Brust, und gewaltige Dröhnungen im Haupte. Seine unglückliche Frau wurde immer trostloser. Und jetzt noch vergas er beym Anblick ihrer Verzweifelung, sein eigenes Leiden, und suchte sie nur aufzurichten. „Wie, meine Beste" sprach er zu ihr „du liebst mich nicht mehr, denn du kannst mein Glück, mein ewiges Glück beweinen, das Menschen fortan nicht

nicht mehr zu stören vermögen? Sieh' doch, wie heiter der Himmel ist!" er wies ihn ihr mit einem Entzücken, das alle seine Geisteskraft zusammenfaßte; „Auch nicht ein einziges Wölkchen an ihm! Ja, ja, die Pforte ist mir dort aufgethan, und Gott erwartet mich!" — Bey diesen Worten sank er auf den Kopf nieder, und zog dabey seine Frau mit sich zu Boden. Sie sucht ihn wieder aufzuhelfen, findet ihn aber starr und sprachlos, erhebt darüber ein Geschrey. Man eilt herzu, nimmt ihn auf, und bringt ihn auf sein Bett. Ich selbst, komme auch herzu; fasse seine Hand, finde noch einige Wärme in ihr, und glaube so gar noch eine Art von Bewegung wahrzunehmen. Die Schleunigkeit dieses schrecklichen Vorfalls, der sich in weniger als einer Viertelstunde ereignete, ließ mir noch immer einen Schein von Hofnung übrig. Ich beschicke den nächsten Wundarzt; Boten müssen nach Paris zu einem Arzt und Freunde von ihm eilen, um ihn augenblicklich herbey zu holen. Ich laufe indeß nach Alcal. volat. fluor, halt es ihm unter die Nase, und füll' ihm auch wiederholentlich davon ein. Alles umsonst! Ach dieser für ihn so sanfte, und für uns so grausame Tod, dieser unersetzliche Verlust war bereits erlitten! Und hat mich sein Beyspiel gleich sterben gelehrt;

so lernte ich doch nicht, mich über seinen Tod zu trösten! —

A sa tombe champêtre accourrez donc sans nombre,
Vous enfans, qu'il aima; ne craignez point son ombre;
Aprochez, folâtrez sous ces arbres naissans,
Il va sourire encore à vos jeux innocens.

M. Roucher.

Die neusten Gebräuche von Paris. *)

In großen Häusern ist es Sitte, mit dem Degen an der Seite zu essen. Zu Ende der Mahlzeit geht man ohne weitere Komplimente davon. Der Dame des Hauses liegt es dann ob, das Verschwinden des

*) Aus dem Tableau de Paris. Die Zeitungen eignen dieses mit vieler Freymüthigkeit und Wärme des Herzens geschriebene Werk, Herrn Mercier zu. Es hat in und ausser Frankreich viel Aufsehen erregt, und einige unserer Leser dürften vielleicht auf einige Proben daraus begierig seyn. Man hat also gesucht, ihren Wünschen durch nachstehende Rapsodie daraus, zuvorzukommen.

des Gastes zu bemerken, und ihm einen unverständlichen Schrei nachzurufen. Er antwortet hierauf mit einem blos einsilbigten Laut, muß aber acht oder zehn Tage nachher, wenn er nicht für ungesittet erklärt werden soll, sich in diesem Hause wieder sehen lassen.

Keinem ehrlichen Manne, der seine Bedienung nicht selbst hat, wollte ich rathen in irgend ein großes Haus zu Mittage zu gehen. Man bekommt daselbst nur aus Gnaden der Domestiken zu trinken. Auf ein bescheidenes Fodern, werden sie sich auf ihrem Absatz herumdrehen, nach der Schenke laufen, und einem andern zu trinken bringen. Bald wird euer Hals so dürr seyn, daß ihr nicht mehr laut zu fodern vermögt: man wird jetzt euren flehenden Blick, nicht besser als vorhin eure Bitte verstehn. Euer Gaumen wird endlich im brennendsten Durste verlechzen, und nichts mehr auf der Tafel für sich geniesbar finden: ihr müßt euch schon bis zu Ende der Mahlzeit gedulden, um euch dann allererst mit einem großen Glaße Wasser zu erlaben. Man hat diese Methode erdacht, um gewissermassen jeden von seiner Tafel auszuschliessen, der keine Bediente hat; und auf diese Weise wissen die Rei-

 chen

chen ihren Tisch, für einen zu ansehnlichen Zuspruch zu sichern.

Selten thun die Reichen eine gute Mahlzeit; denn sie haben immer schon zum voraus gegessen, und sich sonach allen Wohlschmack verdorben. Daher sieht man auch öfters den Herrn des Hauses, an einer sehr lekkeren Tafel, traurig seine Milch langsam einschlurfen.

Wenig Häuser zu Paris sind reich genug, um ein Mittag- und Abendmahl zugleich auszurichten. Die Justitz schmaußt also zu Mittage und das Finanzwesen zu Abend. Was ein vornehmer Herr ist, geht erst halb vier des Nachmittags zu Tische.

Es ist nichts seltenes, bey den glänzendsten Gastmahlen der Großen und Reichen, Damen zu sehen, die blos Wasser trinken, und von zwanzig ausgesuchten Essen nicht ein einziges kosten, welche vielmehr die ganze Zeit mit Gähnen und Beschweren über ihren Magen hinbringen. Leute, die ihren bon ton gerne überall aufführen mögen, ahmen ihnen hierinnen nach, und schlagen aus guter Lebensart allen Wein aus.

Wenn

Wenn man ein Jahr hingehen lassen, ohne ein Haus zu besuchen, worinn man sonst Zutritt gehabt: so muß man sich hier aufs neue von jemanden vorstellen lassen, der dabey zugleich unsere Entschuldigungen macht. Man schützt gewöhnlich eine Abwesenheit auf dem Lande, oder eine Reise vor, und die Dame, die uns das ganze Jahr hindurch im Schauspiel gesehn, thut als ob sie alles für baar aufnehme. —

In der Provinz schreyt man in gesellschaftlichen Unterhaltungen; zu Paris spricht man leise. Man nennt hier alles was Frau ist, Madam, und dies geht von der Herzogin an, bis auf die Sträusserweiber herab. Bald wird man's auch nur einführen müssen, die Demoiselles, Madam zu betitteln, weil man bey so viel alten Jungfern, alle Augenblick irre gemacht wird.

Wenn es bey Madame noch früh' ist; so haben nur gute Freunde und die kleinen Hunde Erlaubniß, hereinzutreten. Die Laden sind in dieser Frühzeit nur halb geöfnet, und sie fängt sich allemal mit dem Glokkenschlage 11 an.

Einige Damen zu Paris, stehen erst gegen Abend auf, und gehen mit Aufgang der Morgenröthe schlafen. Eine Gewohnheit, die vorzüglich eine jede Dame annimmt, die zugleich ein schöner Geist ist, und deshalb auch eine Lampe genannt wird.

Die Pariserinnen sind hager, und haben im dreißigsten Jahre keinen Busen mehr. Sie gerathen in Verzweifelung, wenn sie fett zu werden anfangen, und trinken dann Weineßig, um ihre Taille zu erhalten.

Der Ton unserer Damen von Stande ist ausnehmend frei; der Ton großer Herren hingegen um so viel wohlanständiger.

Man nimt jezt alles auf Kredit, und ohne ihn würde der Kaufmann nichts absezzen. Er will sich also auch schon lieber einigem Verlust aussezzen, als sein volles Waarenlager zuschließen. Im Verkauf schlägt er immer etwas vor, damit er seinen erlittenen Verlust nachmals im Buch übergehen könne.

Unsre

Unsre Gedanken werden jetzt so fein, und verflüchtigen sich dergestalt, daß nichts übrig bleibt. Chemie ist heuer die Modewissenschaft, die am meisten im Schwange ist.

Niemand liest mehr um zu lernen, sondern zu kritikakeln.

Unsere jungen Herren haben den Montagne und Montesquieu in ihren Schränken, aber die Bände sind noch ganz ungebraucht.

Ein Werk von vielen Bänden, wird zu Paris nie eher gelesen, bis die Provinz oder irgend ein Fremder über seinen Werth Entscheidung gethan hat.

Der Luxus hat die Meublen zum Hauptgegenstande des Aufwands gemacht. Alle sechs Jahre verändert man sein Ameublement, um sich nach den Phantasien der neuesten Eleganz einzurichten. Die Bette müssen prächtig aufgeschmückt, alle Gemächer ausgetäfelt und aufs herrlichste lakiert und vergoldet seyn.

Z—tt—d.

(Wird fortgesetzt.)

Neuste Neuigkeit von Muhme Gans.

Ein historisch = ökonomischer Versuch über die Natur und Nutzbarkeit dieses Thieres.

In König Adlers wohlgepriesnem Staat',
War einst das Uebel eingerissen,
Daß um die Brutzeit früh und spat,
Apollons Vögel sich mit bunten Elstern bissen.
Der König kümmerte sich nichts darum,
Und überhaupt war's niemals seine Weise,
Im Fluge seiner Sonnenreise,
Sich aufzuhalten ob dem Zirpen jeder Meise;
Er hielte ja ein Ministerium,
Und dieses machte sonst bald alle Zänker stumm,
Besonders wenn sich hart vor seinen Thüren,
Die Tobsucht lies von ihrer Wuth regieren.
Denn unter uns gesagt, fern vom Pallast
Der hochbetrauten Excellenzen,
Da hatt' es nie mit ihrem Eifer Hast;
Ja dort wies öfterer den widerwärtgen Gast,
Das Krall = und Schnabelrecht zurück in seine Grenzen.

So lag die Sache, als der Zwist
Beregter Vögel ausgebrochen:
Man neckte, rupfte sich, zerstörte manch Genist,
Manch Junges ward mit unter aufgespießt,
Im Publiko ward pro und contra drob gesprochen.
Das meiste litt die Elsternzunft dabey.
Denn weil die Glieder gar zu leidig schwäzten,
Und mit siegpralendem Geschrey,
Wenn gleich mit kahlem Schopf auf jedes Dach sich
setzten:
So wußte männiglich, wie's um die Herren sey,
Und fand nicht selten gar ein sonderes Ergötzen,
Auf eigne Kosten sie in Thätigkeit zu setzen.
Dergleichen Kurzweil trieb man lange Zeit,
Bis das geschwätzge Volk einst voll Behäglichkeit,
Zum Tempel des Apolls spazierte,
Und hier um das Indigenat,
Und Stimm' und Sitz' im großen Rath
Der Schwäne des Olymps ambirte
Da trat ein muntrer Sperber auf,
Und machte über dies Begehren seine Glossen;
Ließ seinen Impromtü's im Eifer freyen Lauf,
Daß Plattitüden auch zuweilen unterflossen.
Des ward der Elstern Aldermann
Gar grimmiglich erboßt, fing zornig an zu gaxen,

Und endlich gar, wozu doch Wuth verleiten kann?
Mit seinem Widerpart sich öffentlich zu baxen.
Der ganzen Nachbarschaft behagte dieser Spas;
Nicht so der Muhme Gans, die auch unferne
In einem wohlgeflochtnen Korbe saß,
Und ihre Metzen Haber gerne
In ungestörter Rast, von jedem Lermen ferne,
Halb zwischen Traum und Wachen fras,
Und eines feinen Rumfs dabey genas.

Sie blinzte beym Turnei der streitentflammten
Ritter,
Von einem Mittagsschläfchen aufgeweckt,
Durch ihres Nestes dichtgeschlossenes Gegitter,
Und wurde gleich von Ahndungen geschreckt,
Es könnt' ein Bürgerkrieg den Staat in Flammen
setzen,
Ja ihre Gansheit gar am Ende selbst verletzen.

Der Hang zur Faulheit, wie ein Weiser
spricht,
Hat stets die Federkraft des Thätigseyns getrieben! —
Es brachte Muhme Gans auch aus dem Gleich-
gewicht,
So gerne sie auch sonst in träger Rast geblieben. —
Mit

Mit Feldgeschrey, als wär' ein Kapitolium
Jetzt abermals von Galliern zu retten;
Als legten Feinde schon das halbe Reich in Ketten,
Drang sie ins Ministerium.
Erlauchte thaten da den Bauch fein zierlich glätten,
Besannen sich und horchten dann,
Des Mühmchens Angstgekreisch gar gravitätisch an.

Des Schubuts Excellenz, die durch gepriesne
Gaben,
Besonders auch durch Küch' und Kellerey,
Und ihre stete Neckerey
Mit der wohlwürdgen Zunft der Krähen und der Raben,
Schon weit und breit durch Stadt und Land,
In segensvollen Ruf gekommen,
Hat bey sothaner Sachen Stand,
Den Vorsitz und das Wort genommen.

„Ihr, Base, seyd ein wachsam Vieh!“
Beliebt' es endlich ihr, zu dekretiren;
„Dies können euch die ärgsten Kritici,
„Nach strenger Wahrheit nicht negiren.
„Zuförderst danken wir für eure Müh',
„Daß ihr — wie's euch denn auch pflichtschuldigst
will gebühren,

„Zur

„Zur Steu'r und Wehr des hohen Landesrechts,
„Zu Nutz und Frommen des befiederten Geschlechts
„Uns hochverordnete habt wollen admoniren.
„Darum und alldieweil sey's euch hiemit,
„Ganz ernstlich angesagt und aufgegeben,
„Bemerkten Streit, bey dem das Land schon sichtbar litt,
„Nach bestem Wissen und Vermögen aufzuheben."

In Kraft des hohen Auftrags schritt,
Jetzt Muhme Gans gar streng' zu Werke.
Man hört sie schnarren, schmälen, drohn;
Und, daß doch ihres Witzes Stärke
Bey ihrer neuen Macht ja männiglich bemerke:
So sprach sie selbst im hohen Zensorton
Bey jedem Laut den Schwänen Hohn. —

In kurzer Zeit vernahm man Mühmchens Preis,
Von jedem Zaun, von jeder Hecke schallen,
Die Elstern schienen sich hiebey recht zu gefallen,
Und haranguirten Schaarenweis.
Apollons Vögelschaar hat nichts dazu gesprochen,
Man sagt, sie glaubte jetzt vollkommen sich gerochen.

* * *.

An Herrn Grafen zu Dohna.

Streit nicht — wenn seiner Siege Zahl
Des Kriegers tapfrer Arm in jeder Narbe zeiget
Und wenn er, stolzer drauf als auf ein Ehrenmahl,
Für kein Verdienst nunmehr sein trotzig Haupt ver-
neiget.
Flog jedem Streich, den er empfing,
Nicht tolle Ruhmbegier und wilde Wuth entgegen,
Und gab, so weit er selbst auch Noth und Tod
verhing,
Geschonter Menschheit Ruf ihm guter Menschen Segen;

Dann bleibe vollends unberührt,
Von gar zu schneller Hand ihm Ruhm und Ehre
stehen,
Eh wird der Geist vergehn, der unser Thun regiert,
Als seiner Thaten Glanz in diesem Geist vergehen.
Zu gleicher Unvergänglichkeit
Laß unbestritten auch des Mannes Ruhm gelangen,
Der Tag und Nacht verwacht; durch Wunder seiner
Zeit
Den Dank der künftigen gedoppelt zu empfangen.

Wie? oder sind es Wunder nicht,
Wenn menschlicher Verstand durchs Reich der Zukunft ziehet,
Ihr Gutes schon benützt, mit ihren Uebeln ficht,
Eh noch ein blöder Aug' den Keim von beyden siehet?
Wenn er ein tief verwüstet Land
Zum Garten Gottes schaft, der Gottes Menschen nähret,
Daß, wer beym ersten Blick dies arme Land verkannt,
Beym zweyten schon erstaunt den neuen Schöpfer ehret?

Ja, ungeschmälert sey sein Ruhm,
Doch ungeschmälert auch des stillen Weisen Ehre,
Der immer als bedingt verlieh'nes Eigenthum,
Das stets mit ihm zugleich auch andern angehöre,
Der Väter unbescholtnes Gut,
Den Adel, den sie ihm an Seel und Leib gegeben,
So unbescholten braucht, als fing' ihr eigen Blut,
Nach grauer Zeit noch an in seiner Brust zu leben.

O Graf,

O Graf, erweitre dies Geschlecht,
Laß noch einmal der Welt durch Dich die Seelen
sehen,
Die so durch innern Werth, durch Treue, Lieb und
Recht
Sich über andrer Glück zu deinem Glück erhöhen.

An den kleinen Franz 1780.

Walle hin bey frohen Jugendspielen
Kleiner Freund! auf deinem Blumenpfad,
Da dein Herz noch jede Lust zu fühlen,
Jeden Schmerz zu scheuchen, Kräfte hat.

Noch winkt überall dir das Vergnügen,
Noch ist dir die Welt ein Rosenbeet,
Dessen Duft mit vollen Athemzügen
Zephirs Fittig dir entgegen weht.

Rosen aber, haben ihre Dornen —
Sichtbar, wenn der Herbst den Busch entblößt.
Wirst's erfahren, wenn du im verworr'nen
Labirinth des Lebens weiter gehst.

Schlürf' so lang die Quelle rinnt, den süssen
Freudennecktar, der so schön berauscht;
Nur zu früh wirst du's erfahren müssen,
Daß die Schlange unter Blumen lauscht.

Unter Blumen lauscht sie — und vergebens
Strebt der Jüngling, ihren Biß zu fliehn —
Selbst das höchste reinste Glück des Lebens,
Selbst die Liebe birget Gift für ihn.

Möcht es nie in deinen Adern wühlen!
Ach! sobald die Zauberin sich naht,
Ist's vorbey mit allen Jugendspielen
Auf des Lebens erstem Blumenpfad.

Herklots.

Der Knabe.

Das schöne Buch! wie fleissig will ich lesen,
Was Leibniz ehmals für ein Mann
Und wer noch sonst ein großer Mann gewesen,
Seitdem die Welt begann.

Wer

Wer ruft mich da? kaum weiß ich mich zu fassen —
Mein Hannchen ruft — o schwere Wahl!
Ich muß fürwahr das Buch hier liegen lassen;
Sie ruft zum zweyten mal.

Herklots.

An Selinens Gartenlaube
in N—cken 1765.

Zu der ich oft mit nie bereutem Schritte
Der Stadt entfloh — du einsam fromme Hütte,
Die mich in Mutterarme rief,
Wie wohl mir! wenn an deinem Beete,
Ich fern vom Prachtgeräusch der Städte,
In süsser sanfter Ruh auf Rosen schlief.
Da, wo ich unter tausend Blumen wählte,
Am Ziergeländer Trauben durstig zählte,
Erwachte mancher holde Trieb,
Der meiner jugendlichen Seele
Beim Nachtgesang der Philomele
Unaufgehellt wie Abenddämrung blieb;

Als aber ich in dichten Birkenlauben,
Berauscht vom Safte edler deutscher Trauben,
Die ersten meiner Lieder sang:
Da hellten sich die dunklen Triebe,
Und was ich da empfand, war — Liebe
Ein Rausch, den ich aus Blumenkelchen trank;
Und diesen ersten meiner Triebe
Sah ich im Taumel süsser Liebe,
Sah ich Selinen heut entfliehn.
Noch seh ich traurig nach und weine
Im väterlichen Tannenhaine,
Auf Blumgefilden, die jetzt einsam blühn.
Erhältst du einst vom Gunstgeschikke,
Wirst sie auf dich nur einen ihrer Blikke
Die Scene meines Grams, o Land;
So sei dann ich in müß'gen Stunden,
Für allen Schmerz den ich empfunden,
Nur einmal von Selinen noch genannt.

J. F. John.

An Philaiden 1770.

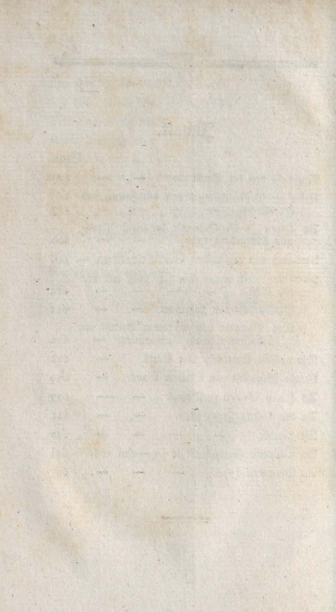
Umsonst, umsonst o Philaide!
Kehrt mein verwaister Blick
Der kummervollen Ahnung müde,
Zur Hofnung gern zurück,
Die gleich Taliens Göttertönen
Oft meinen Schmerz. besiegt,
Falsch ist wie alle Phantasien,
Und wie der Traumgott — lügt.
Kein Auge lächelt mir jezt Wonne
In mein empfindsam Herz;
Fern sind mir wie die Frühlingssonne,
Das Lächlen und der Scherz;
Und ach! die vielgeliebten Tage,
Da mir dein Kanapee,
Olympus war, und du —
Die Mus' die mich begeisterte.
Schon glücklich, wenn zu süßen Träumen
Mich langer Schlaf belauscht;
Wenn unter den geträumten Bäumen
Dein Schatten lieblich rauscht:
Dann duften um mich Myrthensträuche

 Und

Und ihre Cypris lacht,
Die dich, durch ihren Zaubergürtel,
Mir gegenwärtig macht.
Könnt' wachend ich o Philaide!
Noch heute um dich seyn,
Wie gern entsagt ich diesem Liede,
Der Cypris und dem Hain.
Zu großes Glück, dem nicht beschieden
Der wonnetrunken glüht,
Wann ihn dein himmelblaues Auge
Nur nicht auf ewig flieht.

J. F. John.

Inhalt.



Das

preußische Tempe

Zehntes Stück.

Weinmond 1781.

Von einigen Fehlern die bey Erlernung der Musick, besonders des Claviers vermieden werden müssen.

In keinem Jahrhundert ist wohl die Musick allgemeiner gewesen, als in dem gegenwärtigen. Alles, was athmet, singt. Alles was gesunde Arme und Finger hat, geigt oder spielt auf dem Claviere. Nur wenige bringen es so weit, daß sie ein Stück mit Manier und Geschmack vortragen lernen, und die Meisten hören auf, wenn sie von den Eltern wider ihren Willen etliche Jahre dazu angehalten worden, und wenige Stücke unvollkommen in aller Absicht mit undenklicher eigner Qvaal heraus zwingen gelernt und die schöne Zeit unnütz verdorben haben. Es

versteht sich von selbst, daß die etwa gelernten Stücke, sobald die Unterweisung aufhört, alsbald wieder vergessen werden, welches auch ein so großes Unglück eben nicht ist, weil man sonst nichts, als Sänger und Spieler ihre respecktive Gassenhauer und Modetänze daherleyern hören würde.

Sehr zu bedauren ist es, daß man der Mode nicht blos alle seinen natürlichen Geschmack und sein Geld, sondern sogar das unersetzliche Kleinod, die Zeit, tyrannisch aufopfert; und es ist entweder Unverstand oder thörichter Modeeigensinn, wenn Eltern die Kinder zu einer Kunst mit Haaren ziehen, zu der sie keine natürliche Gabe und folglich keine Lust haben. Einige stehen in dem Wahne: ihre Söhne oder Töchter würden in der großen Welt nicht für galant und artig gehalten, wenn sie nicht wenigstens einen Anfang in Erlernung der Musick gemacht hätten und in der Gesellschaft mit einem Rondeau oder einem andern Modenstücke sich könnten hören laßen.

Ich will eben nicht, so hört man oft ganz vernünftige Männer raisonniren, ich will eben nicht, daß mein Sohn ein Musikus, ein großer Virtuos werden soll, wenn er nur zum wenigsten soviel lernt,

daß

daß er davon urtheilen kann und nicht ganz verstummt, wenn von der Kunst die Rede ist. Sie irren sich aber gewaltig; denn wem es an Talent fehlt, der wird nie auf einem Instrumente gehörig etwas spielen, noch weniger aber mit Geschmack über ein musikalisches Stück urtheilen lernen, und wenn auch alle Meister aus Europa ihre Künste in der Unterweisung an ihn verschwendeten.

Zur Musick gehöret vors erste eine natürliche Empfindung von Zusammenstimmung und Gesang oder ein musikalisches Gehör, womit allzeit das schnelle Gefühl des Tacktes verbunden ist; zweytens eine beständige Uebung und nie zu unterlassende Beobachtung der vom Lehrer gezeigten Vortheile; und drittens eine oftmalige Uebung mit Begleitung anderer Instrumente. Alle drey Stücke sind unentbehrlich und es kommt ohne sie kein Schüler zu irgend einer Fertigkeit. Jedermann sieht jedoch hier von selbst, daß das erste, nehmlich das Gehör das unentbehrlichste ist.

Wenn dann nun Eltern überzeugt sind, daß ihr Knabe oder s. f. die erforderlichen Naturgaben zur Musick hat, so ist es durchaus nothwendig, wenn

 er

er nicht sehr aufgehalten oder gar verdorben werden soll, daß ein Meister die Anfangsgründe beybringe, denn es liegt gar viel dran, wie das erste Stück erlernt wird. Hierinn wird nun am meisten gefehlt und es sind die mehresten der Meynung: Im Anfange könne wohl ein mittelmäßiger Spieler Unterricht geben, zu einer Menuet oder Polonöse gehöre eben nicht viel, wenn der Schüler erst diese spielen könne, sey es immer noch Zeit ihn durch einen Meister vollends zustutzen zu laßen. — Ist just verkehrt und eben so viel, als wollte man einen vom Pfuscher im Zuschnitt verdorbenen Rock der geschickten Hand eines Meisters zu vollenden geben.

Wenn der Schüler nicht die ersten Stücke mit der gehörigen Anwendung der Finger auf der Claviatur, wenn er sie nicht mit aller Genauigkeit des Tackts hat spielen lernen und so ein Jahr fortgefahren worden ist, so wird hernach kein Meister der Kunst es dahin bringen, daß der Schüler die einmal angenommenen falschen Finger oder die falsche Applikatur ablege und eine bessere annehme.

Die

Die Vortheile, die aus einer richtigen Applikatur entstehen, sind

Geschwindigkeit, Genauigkeit, Rundung der Passagen und äusserlicher Anstand.

Nichts aber ist einem Anfänger so natürlich, als unrechte Finger zu brauchen. Denn, weil sein Kopf mit den vorgeschriebenen Noten und Aufsuchung der rechten Claven zu sehr beschäftigt ist, vergißt er drüber die Finger abzuwechseln und schreitet lieber mit demselben, gemeiniglich dem Zeigefinger auf den folgenden Clavis. Eben so schwer fällt ihm die Abwechslung in den doppelten Griffen. Er wird daher mit zwey nebeneinanderliegenden Fingern ohne Abwechslung wie eine Krähe forthüpfen, und solche Unart, die anfänglich bequem scheint, in einem Monate sich dermassen angewöhnen, daß er hernach, wenn er eine andere Applikatur annehmen soll, solches noch weit schwerer als den Anfang selbst findet und ehe er die Mühe sich giebt, seine einmal gelernten Stücke noch einmal zu lernen, lieber seine alte Mode beybehält.

Es ist also des Lehrers erstes Augenmerk gleich anfangs die rechten Finger zu zeigen und nicht zuzugeben, daß ein andrer irgend wohin gesetzt werde,

wo er nicht hingehört. Wenn nun so eine Genauigkeit in den ersten 15 bis 20 Stücken beobachtet worden, so fallen alsdann die Finger mechanisch richtig und es würde nunmehr dem Schüler schwer werden, dieselben Passagen mit falschen Fingern zu machen.

Die Bachischen Tabellen thun hiebey vortrefliche Dienste, ein Anfänger aber findet sich schwer in Tabellen und gedruckte Anweisungen; ehe so ein Jüngling mit Abzählung der Finger nach der Nummer zu stande kommt, fallen ihm eine Menge Nebendinge dabey ein, über die er das gegenwärtige vergißt, er muß daher einen Wecker haben, der ihm nicht Zeit läßt, anderweitigen Gedanken Raum zu geben und es ist daher die Anweisung des Lehrers auch bey der Applikatur unentbehrlich und den Tabellen immer weit vorzuziehn. Diese laßen alles mit sich machen und verantworten sich nicht, jener aber erinnert, wenn ein unrechter Finger gebraucht wird, und richtet in einem Jahre durch Fleiß und Eigensinn mehr aus, als alle Tabellen.

Eins von den schwersten Stücken in der Applikatur ist, die gehörige Folge der Finger in den

Laufern

Laufern durch jeden Ton zu wissen und genau herauszubringen; man thut daher wohl, solche anfänglich durch einzelne Octaven üben zu laßen, denn, kommen sodann Laufer vor, die über 2. 3. Octaven oder die Hälfte der Claviatur weggehen, so wird der geschickte Lehrer durch wenige Erinnerung beym Schüler seinen Zweck erreichen, oder ein Schüler, der Talent hat, wechselt wohl für sich allein so lange mit Uebersetzen ab, bis er die leichteste Methode selbst endeckt hat.

Der erste Vortheil einer richtigen Applikatur ist, wie gesagt, die Geschwindigkeit.

Wer eine Meile zu gehen hat, würde sich sehr verspäten und noch mehr ermüden, wenn er die erste Hälfte des Weges auf dem rechten, die andere auf dem linken Fuß hüpfen wollte, und ich brauchs wohl nicht erst zu beweisen, daß er eher und bequemer an Ort und Stelle kommt, wenn er sein natürlich einen Fuß nach dem andern fortsetzt. Eben so ist es mit dem geschickten Gebrauche der Finger auf einem Instrumente; wo würde es möglich seyn nebeneinanderliegende dreymalgestrichne Noten gehörig zu spielen, wenn nicht ein Finger nach dem andern

fiele und die ganze Hand nur allmählig sich fortbewegte.

Ein anderer Vortheil ist die Genauigkeit. Passagen mit gehöriger Geschwindigkeit und den vorgeschriebenen Manieren spielen, heißt genau (oder wenn man will, accurat) spielen; das kann aber ohne richtige Applikatur nicht geschehen. Denn, immer greift man daneben oder schlägt 2 Töne auf einmal an, oder es folgen durch ungeschicktes Uebersetzen eine Menge falscher Töne, daher Unreinigkeit, Mißklang und Disharmonie, Verlegenheit der Zuhörer und ein allgemeines Stirnfurchen: zuweilen beschädigt man sich sogar die Finger an den scharfen Ecken der kurzen Claven, der Spieler bleibt ferner in schweren Passagen hängen und wiederholt sie entweder, oder läßt eine Lücke, oder, was noch schlimmer ist, bleibt gar um einige Viertel zurück.

Die Rundung der Passagen besteht darinn, wenn der Spieler mit dem übersetzen der Finger so fertig und genau ist, daß man nicht hört, wann und wo übergesetzt wird, oder, daß zwischen der abgespielten und anzuspielenden Note keine Lücke oder Leere zu bemerken ist, sondern die Passage die 32 Noten ent-

hält, so klingt, als würde sie von einer Hand mit 32 Fingern gespielt. Wer nicht eine gute Applikatur hat, spielt eine solche Passage ruckweise und so, daß, ob man gleich dem Spieler nicht zusieht, doch wissen kann, wenn seine fünf Finger auf dem Instrumente alle sind.

Der äusserliche Anstand läßt sich am besten beurtheilen, wenn man einen Meister und einen Stümper spielen sieht. Man braucht nicht musikalisch zu seyn, sondern blos einen natürlichen guten Geschmack zu haben, um zu bestimmen, welcher von beyden Meister ist. Es giebt schlecht unterwiesene Spieler und Spielerinnen, denen zuzuhören und zuzusehen, wahre Pönitenz ist. Uebelunterwiesene Hände springen auf der Claviatur hin und her, wie tanzende Marionetten, drücken und schlagen auf die Saiten, daß alle Bedeutung und Schönheit des Stücks verloren geht, die Daumen scheinen ganz verbogen und hängen fast über die Claviatur heraus, Hände und Ellenbogen verdrehen sich; auch der Kopf wendet sich oft rechts und links, zu sehen, ob auch beyde Hände ihrer Schuldigkeit nachkommen. Die Augen sehen starr und erschrocken aus, die Stirn faltet sich, selbst die Nase und der Mund sind

nicht müssig und drücken die innerliche Angst aus; Kurz der ganze Mensch ist in Bewegung, die zuweilen in Convulsion auszuarten scheint. So ein Anstand ist sicherer Beweiß schlechter Unterweisung oder gänzlichen Mangels an Talent. Diejenigen, welche in dem Wahne stehen, daß ein mittelmäßiger Spieler die Anfangsgründe ohne Nachtheil des Schülers beybringen können, mögen zum Theil wohl die Sparsamkeit mit zum Augenmerk haben, weil doch ein Meister viel verlangt; aber auch hierinn thun sie sich großen Schaden. Denn, ein Meister versetzt binnen drey Monaten seinen Schüler in eine ganz andre Lage, als ein mittelmäßiger Spieler, welcher letztere Jahr aus Jahr ein dem Schüler Modetänze und Arietten vorlegt, wobey nichts mehr dazu gelernt wird, ob sich wohl Unerfahrnen damit leicht ein Blendwerk machen läßt.

Auf diese Art informiren solche Leute 5. oder 6. Jahre und kosten mehr und stehlen mehr Zeit, als ein Meister der sich zwar mehr für eine Stunde bezahlen läßt, aber seinen Schüler binnen 2. Jahren in den Stand setzt, durch eigne Uebung weiter zu gehn und seiner zu entbehren. Zu der Gattung schlechter Unterweiser kann man die meisten so genannten

nannten Kunstpfeifer, Herren und Gesellen rechnen, die gemeiniglich auf allen Instrumenten spielen, in keinem etwas vorzügliches leisten und auf dem Claviere das wenigste, dennoch aber, weil es ihnen blos ums Geldverdienen zu thun ist, ohne Bedenken Unterricht geben und zwar für geringe Bezahlung, welches manchen Eltern gnug ist, von ihnen die Naturgaben ihrer Kinder verderben zu laßen. Merken zuweilen Eltern, daß so ein Unterweiser die Gelegenheit nutzt, sich als Pensionair betrachtet und es darauf anlegt, sich so lange, als möglich bezahlen zu laßen, so müßen sie alsdann den Meister, der so einen verdorbenen Schüler zurecht weisen soll, nur desto länger bezahlen, die Unterweisung wird ihm desto saurer und der Schüler wird destomehr geplagt, wenn er nun angenommene geübte und zur Fertigkeit gebrachte Unarten schlechterdings ablegen soll.

Das Ohr eines Maitres ist viel zu delikat, unrechten Tackt, falsche Töne und unreine Harmonie zu dulden, eben so wenig verträgt sein Auge falsche Finger in der Applikatur, und der Ehrgeiz macht es ihm zum Gesetz mit seinem Schüler weiter zu kommen. Daher rührt es, daß die Musickmeister gemeiniglich etwas hitzig und streng, zuweilen unhöf-
lich

lich sind; das muß aber durchaus übersehen werden, denn diese sind eigentlich die rechtschaffenen ehrlichen Leute, denen es Ernst ist, daß ihr Schüler begreiffen und lernen soll. Ein Mann dem es gleichgültig ist, wie seine Anweisung befolgt wird, verräth Laulichkeit in seiner Pflicht und Mangel an Ehrgeiz. Aber die leztern machen ihr Glück am besten, die Eltern hören nicht tadeln nicht schelten, es geschieht dem jungen Herrn und der Demoiselle nicht zu viel, ja mancher bringt sogar die Zeit mit Neuigkeiten und Mährchen aus der Nachbarschaft hin; drüber wird freylich die Stunde über nicht eine Note recht gegriffen und keine Musick gelernt, aber was schadet's, dafür wird man angenehm unterhalten und sieht solchen Leuten mit ihren Stadtnovellen lieber entgegen, als dem ernsthaften Unterweiser, der zu stolz ist, durch solche Mittel sich in Gunst zu setzen.

Wie oft werden verdiente und rechtschaffene Musickmeister gleich Dienstboten abgedankt, weil sie ein wenig zu laut in der Nebenstube geworden waren, wie oft werden sie deswegen von Leuten ins Gesicht getadelt, die ohne alles Verdienst sind und sich wohl Wunder einbilden, wie eine große Wohlthat

that sie einem Mann erzeigen, wenn sie ihm für seine schwere Arbeit Monatlich einen Dukaten bezahlen.

Ein Lehrer, der Geschmack hat, wählt bey seinem Schüler jedes neue Stück, das er ihm vorschreibt mit Ueberlegung und Nachdenken, es ist ihm nicht gleich viel, ob er den Dessauer Marsch oder ein anderes Stückchen von der Gasse aufgreift. Er nimmt, sobald sein Schüler einige Fertigkeit hat, eine Violine mit oder singt dazu, damit zeitig der Tackt gelernt werde, er übt ihn im Trio, damit er genöthigt ist, seine eigene Melodie zu spielen und für sich selbst zu pausiren. Der Stümper, der blos das Geld für die Marque zum Augenmerk hat, nimmt alles das nicht in acht, wie ers denn auch nicht versteht.

Es ist oben gesagt worden: „Zur Musick gehöre eine natürliche Empfindung von Zusammenstimmung und Gesang oder ein musikalisches Gehör.“ Nicht jedes Ohr empfindet das Rührende, Schöne und Erhabene in der Wahl, Abwechslung und Harmonie der Töne. Was ist rührender und hinreissender als der Tod Jesu von Graun und das Stabat

mater

mater von Pergolese? Aber davon empfindet ein unmusikalisches Gehör nichts, und so jemand den andern Zuhörern zu gefallen, oder weil es in einem Conzerte einmal Mode ist, zu empfinden, sich stellt, als würde er gerührt, so kann man gewiß glauben, daß er sich verstellt. Leicht aber ist es zu entdecken, wer ein musikalisches Gehör hat; es entdeckt sich sogar von selbst. Das Kind von 5. Jahren singt die gehörten Melodien kurzer Lieder tacktmäßig, denn die es nicht singen können, haben auch von Natur keinen Tackt. Eltern haben die beste Gelegenheit an den Kindern solches zu bemerken, wenn sie bey ihren Privatandachten und beym Gesange der Choräle auf sie Achtung geben. Singen sie die Kirchengesänge, deren Melodien oft schwer genug sind, richtig mit, so ist es der Mühe werth, die Kosten an die Erlernung der Musick zu wenden, denn es kostet wenig Geld, wenig Zeit, wenig Mühe. Sind Eltern nicht im Stande es selbst zu beurtheilen, so thun sie wohl, es von einem Maitre beurtheilen zu laßen; dieser wird ihnen die Wahrheit nicht verschweigen. Denn findet er Genie, so weiß er, daß er Ehre einlegen und sein Unterricht leicht und angenehm seyn werde; findet er keins, so kennt er die Marter, die sein Scholar und die Pein, die er selbst dabey auszustehn

haben

haben wird, gar zu gut, als daß er nicht auch hier widerrathen sollte. Glaubt man aber dennoch, daß ein Mann, der Profession von der Musick macht und davon lebt, aus Eigennuß die Wahrheit verschweigen möchte, so giebt es ja Kenner von Musick und sogenannte Dilettanten in Menge, die man entscheiden laßen kann. Diese Vorsicht aber gebraucht man gemeiniglich gar nicht, sondern viele glauben mit einer Hand voll Geld Wunder zu thun. Viele sind so einfältig, vom Fleiße und der Zeit sich große Hofnung zu machen oder meynen: die Menschen haben von Natur zu allen Dingen einerley Geschicklichkeit, oder: Ein Meister verstehe solche geheime Künste, alle Schwürigkeiten der Natur zu überwinden, oder: das Genie werde sich noch wohl mit der Zeit finden: Lauter leere Hofnungen, wodurch dem menschlichen Geschlecht großer Schade zugefügt wird, weil etliche tausend Knaben und Mädchen gezwungen werden, ihre Seelenkräfte ohne Nutzen auf etwas zu verschwenden, die sie auf etwas anders mit Freude, mit eignem und anderer großen Vortheil würden haben verwenden können.

Man bedenke nur: Ein Mann von mäßigen Glücksumständen hört ein Conzert: es gefällt ihm, wenn

wenn eine Anzahl Jünglinge mit Geschicklichkeit den Bogen führen, und ein jeder für sich im Stande ist, etwas zur Würkung des Schönen im Ganzen und zur Unterhaltung einer großen Gesellschaft beyzutragen, die am Ende wohl gar die Bezauberer froh beklatscht. Das bringt nun den guten Mann ganz aus der Fassung, sein Sohn und seine Tochter sollen durchaus auch Musick lernen. So? Wenn nun aber sie kein Genie haben und zufolge dem auch keine Lust dazu, sondern Abneigung? wenn sies fühlen, ihr Ohr es ihnen sagt, daß sie sie nie lernen würden? — O Possen, aller Anfang ist schwer! Es wird ein Musickmeister angenommen, der für 16. Stunden im Monate 1. Dukaten bekommt, den er auch desto saurer verdient, je weniger Kopf er bey seinem Schüler findet. Ueber das Notenlernen und die Bekanntschaft mit der Lage der Töne auf dem Instrumente gehn 14. Tage hin, nun wird das erste Stück gelernt, dieses kostet 4. Wochen, und nun das andere, dessen Schwürigkeit den Schülern den Kopf so mitnimmt, daß sie das erste drüber vergessen. Endlich nach einem Jahre hat der Maitre in ein schön gebundenes breites Buch, o Wunder, 15. Tänze der verschiedenen Nationen Europens eingeschrieben, von denen nicht einer mit Genauigkeit und Manier gespielt

spielt wird. Drüber fangen aber den Vater an die Dukaten zu reuen, Fritz und Lorchen sollen sich nun selbst forthelfen. Das können und wollen aber Fritz und Lorchen nicht. Also hat Papa 12. Dukaten verloren, seine Kinder um die schöne Zeit gebracht und sie ein Jahr lang geplagt, ja ich sage, gemartert; denn da die Erlernung jeder Wissenschaft Nachdenken erfordert und im Anfange vorzüglich schwer ist, was muß nicht eine solche die Geisteskräfte verzehren und mitnehmen, wozu kein Talent ist, und die man darum haßt und verabscheut, weil man sie wider Willen erlernen muß. In wie weit so eine Raserey auf die Gesundheit Einfluß hat, kann man beym Hrn. Tissot lernen, der in seinem Buche von den Krankheiten der Gelehrten unter andern folgendes sagt: „Die Uebel, welche eine allzugroße Anstrengung bey „den Kindern verursacht, werden dadurch noch vermehrt, wenn sie zu Wissenschaften angehalten wer„den, vor denen sie einen Eckel haben: Und dieses „geschieht in einem jeden Alter, wenn man zu Kopf„arbeiten gezwungen wird, deren Gegenstand miß„fällt: So richten die Uebel, die der Widerwille „noch zu denen hinzufügt, welche die Anstrengung ver„ursacht, den Kranken gar geschwind hin und nur die „Veränderung des Gegenstandes allein kann sie retten.

Solche Schüler sehn ihrem Maitre mit Unwillen und Zittern entgegen. Sie halten ihn vor ihren Feind, sind froh, wenn er nach Verfluß der verwünschten Stunde, nach dem Huthe greift und sehen ihr Instrument mit Grauen und Eckel an, welches ihnen auch nicht zu verdenken ist. Mögen doch immerhin Leute von Vermögen und einer gewißen Condition etwas Geld auf eine solche Probe verwenden. Um die Zeit ist freylich dabey schade. Allein, es bleibt doch noch soviel übrig, daß es im allgemeinen so sehr nicht gemerkt wird. Der Mittelstand aber sollte behutsamer seyn, da ihm das Geld seltener ist und nichts so sehr der Jugend schadet, als wenn die Zeit, in der sie zum Lernen am geschicktesten ist, auf unnöthige Künste unnütz verschwendet wird.

Es war vom Tackte die Rede; — Schnelles Gefühl des Tacktes — Warum schnell? Allerdings. Natürliches Gefühl vom Tackte haben heißt: Ohne jede einzelne Note zählen zu dürfen, es dennoch fühlen, wenn es Zeit ist, anzufangen; dieses Gefühl muß überaus akkurat und schnell seyn. Denn wenn dreymal gestrichene Noten gespielt werden, ist es unmöglich, sie einzeln zu zählen. Gesetzt nun, es sollte

mit

mit einer doppelt und dreyfach gestrichenen Note angefangen werden, da würden eine Menge Noten verloren gehen, wenn sie der Spieler erst zählen sollte und nicht die Natur gleichsam Arme und Finger mechanisch erhöbe und fallen ließe. Der Tackt ist also eine eben so natürliche und zur Musick erforderliche Eigenschaft, als das Gehör, wiewohl man zuweilen an schlecht unterwiesenen Spielern, ob sie wohl ursprünglich gute Köpfe sind, wahrnimmt, daß sie unrichtig pausiren und etwas schwere Passagen im Tackte falsch machen. Solche Leute sind schwer zu verbessern, weil ihre Unterweiser gleich anfangs zu nachsichtig gewesen sind. Sonst möchte ich wohl eine Wette anstellen, daß alle gute Tänzer musikalisches Gehör und alle Musicker wo nicht zierliche doch akkurate Tänzer sind. Man führe mir hier nur nicht das Exerziren der Soldaten zum Gegenbeweiß an, die freylich nach dem Tackte alles thun müßen und thun, wo aber doch auch ein jeder entweder auf den Flügel, oder seinen Nebenmann siehet. Und läßt sich wohl füglich von einer Sache ein Widerspruch hernehmen, bey der die bis zum Eckel gestiegene Genauigkeit durch Mittel erzwungen wird, wovor die menschliche Natur erschrickt.

Daß bey der Musick eine beständige Uebung nothwendig sey, ist überflüßig zu beweisen. Sie schaft in allen Künsten gleiche Vortheile, und es ist unzähligemale gesagt, was etwa hier davon gesagt werden könnte.

Indessen kommt es hier freylich darauf an; ob man die Musick als Hauptstudium betrachte, oder ob man sie zu seiner Erholung treibt. Ists das letztere? Nun, so handeln Sie nach Gefallen. Wer Kopf hat, wird wissen Maaße zu halten. Eben so verhält sichs mit der Beobachtung der vom Lehrer gezeigten Vortheile. Zu jeder Kunst gehören Vortheile, die die Sache erleichtern, wer was lernen will muß der Anweisung folgen. Hierüber läßt sich nichts neues sagen. Von der Uebung aber mit der Begleitung mehrerer Instrumente ist es nicht überflüßig, daß solche zur Genauigkeit im Tackte durchaus nöthig sey. Es giebt Leute, die auf dem Claviere geschwinde Sachen spielen und schwere Sätze herausbringen. Wenn aber der Fall kommt, daß sie in einer Gesellschaft sich mit einem Trio oder einem Conzert hören lassen sollen, das sie für sich allein schon mehrmals ohne Fehler gespielt haben, macht sie der Lermen der Instrumente konfus, sie ängsti-

ängstigen sich wenns Zeit ist, anzufangen, und werden ganz betäubt, wenn sie sich nun allein hören, aller Ohren und Augen auf sie gerichtet sind und die Mitspieler die Tackte nachzählen. Sie zählen, sie schwitzen, zählen in der Angst falsch und kommen heraus. So etwas begegnet ihnen nie, wenn sie oft mit Accompagnement spielen, und genöthigt sind, zuweilen zu pausiren. Niemand hat mehr Tackt, als Organisten, Stadtpfeiffer und Chorschüler, denn sie singen, spielen und geigen beständig in Gesellschaft. Wiewohl mit den beyden erstern die Sache auch gleich im Anfange ernstlich betrieben und der Tackt beynahe auf die Art, wie bey den Soldaten eingeprägt wird, so daß nur der Grad den Unterschied bestimmt.

Bey solchen Methoden aber geht die Delikatesse, das feine und erhabene Gefühl der Leidenschaft, welche die Töne nachahmen, verloren, und die Musick, eine Kunst zu Bildung der Herzen und Erweckung des Geistes vom Himmel herabgesandt, sinkt von ihrer Würde zur Niedrigkeit des gemeinsten Handwerks hernieder.

— ff.

Versuch über das Träumen.

Aus dem Englischen.

Bey den verschiedenen Untersuchungen über die menschliche Natur, hat der berühmte Englische Zuschauer das Träumen nicht übergangen: er hat uns davon verschiedene scharfsinnige und nützliche Bemerkungen gegeben. Da ich Zeit meines Lebens ein grosser Träumer gewesen bin, so habe ich mancherley Bemerkungen über dies Phänomenon gemacht, welche zum Theil neu, und, wie ich glaube, dem Leser nicht unangenehm seyn werden.

Ich will nicht viel Zeit auf die Meinungen der Alten über die Ursache der Träume verschwenden. Epikur bildete sich ein, daß eine unendliche Menge von Bildern sich beständig um uns her in der Luft bewegten; und daß diese Bilder, da sie äußerst fein wären, unsre Körper durchdrängen, und dadurch die Einbildung erhitzten; und dieser Wirkung schreibt er die Gedanken während dem Wachen und Schlafen zu. Aristoteles scheint zu glauben, daß der Eindruck jedes Gegenstandes auf die menschliche Seele,

welcher

welcher einige Zeit, nachdem wir den Gegenstand verlohren, verschwinde, sich im Schlaf der Seele wieder vorstelle.

Ich will sie mit den fünf Arten der Träume, so die Alten glaubten, und vornehmlich durch Macrobius beschrieben worden, nicht unterhalten. Die Träume sind in der That von verschiedener Art und Charaktern: und ich finde keine Ursache, warum selbige nicht eben so gut in 500 als in 5 Arten eingetheilt werden könnten.

Meine eigene Bemerkungen, und zwar so wie sie mir vorkamen, will ich hier anführen.

Einige unserer Träume sind ausnehmend wild und ausschweifend, andre sind regelmäßiger, und dem gemeinen Leben angemessen. Wenn das Gemüth in Ruhe und der Körper gesund ist, sind wir geschickt, von unsrer gewöhnlichen Beschäftigung zu träumen. Eben die Leidenschaften und die Vorwürfe und Ursachen dieser Leidenschaften, die uns wachend regieren, sind im Stande, sich im Schlafe vorzustellen, wiewohl mehrentheils unter angenommener Larve, bey Sorgen schmerzhaft, im Glücke vergnügend.

 Dieses

Dieses nehmen die Poeten wohl in Acht, und wenn sie die Träume ihrer Helden und Heldinnen schildern, sorgen sie vorzüglich für das Passende ihrer Umstände.

Dido, von Aeneas verlassen, träumet daß sie ganz allein wandere, und ihre Trojaner in Wüsten suche.

— — longam incomitata videtur
Jre viam, Tyriosque deserta querere terra;

Eloise, da sie von ihrem Freunde abgesondert ist, träumt, daß sie wiederum glücklich in seiner Gesellschaft sey; aber den Augenblick sagt sie

„Mich deucht, wir wandern durch traurige Einöden, und weinen einander die gemeinschaftlichen Schmerzen zu, da, wo um die runden „Thürme welkender Epheu kriecht, und kühne „Felsen, über die Tiefe herabhängen. Jn dem „Augenblick steigst du in die Höhe, winkest mir „aus dem aetherischen Himmel. — Doch Wolken stellen sich darzwischen, Wellen brausen „und Orkane wüthen.

Bey

Bey dieser Gelegenheit will der Poet nicht die wahren Umstände eines Träumenden beschreiben; er macht selbige nur, zu einer Art von finstrem, allegorischem Beyspiele: und es ist uns sehr willkommen, weil es der Natur angemessen ist. Aus einer Ursache, so in der Folge angeführt wird, läßt sich darthun, daß die Vorsehung es so eingerichtet habe, daß unsere Träume von denen Gedanken, die wir wachend haben, unterschieden seyn sollten: und da wir wißen, daß unsere Leidenschaften einen allgemeinen Bezug auf unsere Denkungsart haben, so dürfen wir uns nicht über die Analisis dieses Phänomenons wundern. Ein aufmerksamer Beobachter, welcher vom Aberglauben entfernt ist, wird finden, daß die Träume nicht auf das Künftige, sondern entweder auf das Vergangene oder Gegenwärtige Bezug haben, auf das Künftige aber nur in so ferne anspielen, als wir uns den Ausgang einer Sache wachend vorgestellt haben. Wenn nun eure Aussichten richtig sind; so kann es sich fügen, daß ihr im Traume den künftigen Ausgang der Sache seht. Zum Beyspiel: wenn ich einen Mann sein Vermögen verschwenden sehe; so kann ich mit Grunde schließen, daß Armuth und widrige Zufälle darauf folgen. Wenn diese Vorstellungen heute meinem Gemüthe

müthe eingeprägt werden; so kann ich mit gewißen augenscheinlichen Umständen träumen, vielleicht sehe ich im Traume diesen Mann in Verzweiflung und Elend. Gesetzt nun, es wird dies in kurzem erfül- let; was für eine Meinung soll ich von meinem Traume haben? Gewiß kann ich den Traum nicht als eine wahrsagende Ursache ansehen, denn ich muß die vorhergegangene Vorstellungen in Erwägung zie- hen, die meine Einbildungskraft rege gemachet haben.

Einige unserer Träume haben entweder we- nige oder gar keine Aehnlichkeit mit Dingen, so uns je aufgestoßen sind. Dieses ist aber nicht gemein, und nur bey kränklichen Umständen gewöhnlich.

Eine Unmäßigkeit jeglicher Art sowohl im Es- sen und Trinken, als Bewegung, macht uns unan- genehme Träume: und daher mag man Müßig- gang, als ein Mittel wider unangenehme Träume empfehlen. Denn, die Stunden welche wir durch- schlafen, machen eine geraume Zeit unseres Lebens aus, und da wir selbige gleichfals angenehm zuzu- bringen wünschen, so verlohnt es sich, daß wir auch die Mittel hiezu gebrauchen. Tugend und Nüchternheit,

Verban-

Verbannung stürmischer Begierden, vergnügte Gesellschaften, und angenehme Beschäftigungen, sind die wirkende Ursachen, die unsere Seele erheitern, und das Blut in Ordnung halten, wodurch angenehme Gedanken des Tages entstehen, und süßes Schlummern, oder ruhige Träume des Nachts.

Die Alten waren der Meinung, daß die Morgenträume am nächsten der Wahrheit kämen. Es ist kein Zweifel, daß der Magen des Morgens durch die vorhergegangene Verdauung und den Schweis mehr zur Kälte geneigt seye als wenn wir zu Bette gehen; und daher ist zu glauben, daß die Träume alsdenn mehr dem gemeinen Leben gemäß sind. Indessen wenn wir die frühern Stunden des Morgens ohne Schlaf zubringen und gleichsam in einen Taumel fallen zu der Zeit, wenn wir sonst aufzustehen pflegen, sind unsere Träume selten angenehm und unser Schlummer ist mehr betäubend, als heilsam zu nennen: daher man vielleicht vermuthen kann, daß die Absicht der Natur dahin zielet, daß wir früher und zu einer gesetzten Stunde aufstehen sollen.

Da unsere Gedanken, während dem Wachen viel von der Beschaffenheit unsers Körpers abhängen;

so

so dürfen wir uns nicht wundern, daß unsre Vorstellungen im Schlafe näheren Einfluß auf den Zustand unsres Körpers haben. Wenn das Bettdecke uns den Mund und die Naselöcher preßt, oder sonsten in unserm Körper eine innere Unordnung herschet, so pflegen wir zu träumen, daß wir mit grosser Unruhe gehen, über schmale und steile Wege, und daß wir Gefahr laufen, ermordet zu werden. Wenn der Zustand unsers Magens und der Eingeweide zu einer convulsivischen Bewegung Gelegenheit giebt, so pflegen wir mit den Zähnen zu knirschen.

Bey kaltem Wetter, wenn wir durch einen Zufall das Bettdecke verlieren, träumen wir zuweilen, daß wir nackt einhergehen. Wenn uns also ein ausserordentlicher Traum aufstößt, dürfen wir nicht glauben, daß er der Vorbothe eines widrigen Zufalls sey, sondern müssen vielmehr zurücksehen, ob wir nicht etwa die Ursachen davon entdecken und ob wir von dieser Entdeckung nicht vielleicht etwas unserer Gesundheit ersprießliches ausfindig machen können. Wenn unser Körper zum Beyspiel mit einem Fieber behaftet ist, so mögen wir träumen, daß wir mit großer Mühe eine Arbeit zu verrichten suchen, ohne zu wissen, warum wir keinen Fortgang darin gewin-

gewinnen. Das mag man denn als eine Warnung ansehen, weniger essen und trinken und seine Zuflucht zu denen Mitteln nehmen, durch welche man den Unbequemlichkeiten, die ihm bevorstehen, zuvorkommen kann. Ueberhaupt, wenn jemand sehr mit unangenehmen Träumen beunruhiget wird, so mag er, wie ich glaube, ganz sicher auf den üblen Zustand einer Seele und seines Körpers schließen, und sich versichern, daß Enthaltsamkeit, Fasten, und Bewegung die zuvorkommenden Mittel der über ihn schwebenden Gefahr sind.

Angenehme Träume sind Zeichen einer guten Gesundheit und müssen wir sie daher als gute Bedeutungen annehmen.

Ich habe bereits bemerket, daß die Träume sowohl moralische als physische Warnungen seyn können. Ich will aber noch einen Schritt weiter gehn und sagen, daß die Träume oftermahlen ein Bild des Charakters geben. Ich will zwar, gleich einigen andern, nicht bekräftigen, daß wir an einem Träumenden eine weit beßere Entdeckung des Temperaments und herrschender Leidenschaften machen können als an einem Wachenden. Denn im Schlaf

sind

sind wir sehr schwache Richter unser selbst, und was um uns ist: und es kann einer von solchen Verbrechen, ohne Vorwürfe träumen, welche er wachend ohne Entsetzen nicht einst gedacht hätte. Doch da verschiedene unserer Leidenschaften von der gemäßigten Beschaffenheit unsers Körpers abhängen, so glaube ich mit Zuverläßigkeit sagen zu können, daß wir durch dasjenige, was schlafend geschieht, unsere herrschende Leidenschaften erkennen, und dadurch nützliche Lehren erhalten, sie nicht zu sehr Meister über uns werden zu lassen. Zum Beyspiel:

Ein Mensch träumet, daß er sehr zornig ist, und eine Person durch einen Streich tödtet. Er erwacht im Schrecken, und bey dem Gedanken des Geschehenen, und der darauf gesetzten Strafe, glaubt er, Ursach zu haben, über den Traum betrübt zu seyn: nach einer kleinen Erholung freut er sich, daß es nur ein Traum gewesen, er wird also den Entschluß fassen, einen solchen Zorn nie über sich herrschen zu lassen, indem selbiger heute oder Morgen ihn zur würklichen Begehung eines Mordes verleiten könnte.

Wenn wir solchen Vortheil vom Träumen herleiten können, so müssen wir Träume für nützlich halten.

halten. Und solche und andre Arten derselben Vortheile können wir mit Zuverläßigkeit den Träumen zuschreiben. Warum sollten wir unsre Verbeßerung durch die Vorstellungen unserer eignen Phantasie, nicht eben so gut als durch Aesopische Fabeln bewürken können?

Eine der vorzüglichsten moralischen Fabeln die ich je gelesen, ist die Nachricht von einem Traum in dem Schwäzer *), welche, ohnerachtet sie die reelste Vorstellung eines wahren Traumes hat, doch die feinste und interessanteste Moral in sich begreifet. Addißon ist der Verfasser davon und ich will mich seiner eigenen Worte bedienen.

„Ich befand mich einst (sagt der Schwäzer) „in unaussprechlichem Schmerz, Todes-Angst, „und solcher Unruhe des Gemüths, daß ich „selbsten an mir verzweifelte. Folgende Gele„genheit war die Ursache davon: In meiner „Jugend, da ich mich bey der Armee befand, „und zu Dover im Quartier lag, verliebte ich „mich in ein schönes junges Mädchen von einer „angese-

*) Eine Engl. Wochenschrift, benannt The Tatler.

„angesehenen Familie und hatte das Vergnü-
„gen, daß meine sehnliche Wünsche begünstigt
„wurden, welche die verworrene Umstände be-
„würkten, von denen ich jezt erzähle. An ei-
„nem angenehmen Abend belustigten wir uns
„mit der Aussicht in die See von einem hohen
„Felsen: und verschleuderten die Zeit unter
„Liebkosungen, welches geschäftige Leute bela-
„chen, Liebenden aber sehr angenehm ist. Un-
„ter diesem unschuldigem Scherz riß sie mir ein
„Papier mit Versen aus der Hand, und ent-
„wischte mit selbigem. Ich folgte ihr: Aber!
„welch ein Schrecken? der Boden sank unter
„ihr und sie fiel von einer solchen Höhe gegen
„die Felsen, daß, wenn ihr Körper auch von Dia-
„manten gewesen wäre, sie doch in einige tau-
„send Stücke hätte zerschmettert werden müssen.
„Der Leser wird sich den Zustand meines Ge-
„müths leichter einbilden können, als daß ich
„ihn beschreiben sollte. Ich sagte zu mir: der
„Himmel selbst kann hier nicht helfen. — Da
„ich aufwachte, war ich entzückt und erstaunt,
„mich aus einer solchen Verlegenheit herausge-
„rissen zu sehen, welche ich den Augenblick zu-
„vor unüberwindlich glaubte.

Lasset

Lasset uns keinen Unterricht verachten, er mag in einer noch so schlechten Gestalt kommen; wenn es gleich ein Traum ist, sucht daraus einen Vortheil zu ziehn; denn sowohl wachend als schlafend sind wir in der Obhut der Vorsicht; und weder träumend noch wachend kann uns ein Gedanke ohne Erlaubniß dessen, dem wir leben und von dem wir unser Dasein haben, entfliehen.

Leute, die viel denken und wenige körperliche Bewegung haben, sind gemeiniglich die größte Träumer, vorzüglich wenn ihre Einbildung lebhaft und das System der Nerven empfindsam ist; welches leztere eine allgemeine Schwachheit der Gelehrten zu seyn pfleget. Der Schlaf des arbeitenden Mannes, ist süß und gesund, und er erinnert sich wenig seiner Träume: denn die Eigenschaften seiner Seele sind wenig wirksam, seine Nerven sind stark und die Sphäre seiner Einbildung enge. Da die Natur nichts vergebens gemachet, so ist es wahrscheinlich, daß der Komplexion einiger Leute das Träumen als ein Gedankenvolles Vergnügen dienlich sey. Einer einzigen Sache nachzuhängen, ist der Vernunft und Gesundheit zuwider, und wenn jemand schwach am Geiste wird, welches oft von einerley Beschäftigung

 ent-

entstehet: so pflegen die Aerzte, Zerstreuungen, Gesellschaften, See- und Land-Reisen auch andre Unternehmungen zu empfehlen, damit das Gemüth aus den schlummernden Ideen gezogen, und mit neuen Bildern erfrischet werde.

„Gehe, sanfter Schwärmer, verlasse die Cy-
„pressen-Hayne und girre nicht mehr bey den
„einsam klagenden Bächen; gehe zu volkreichen
„Oertern und mische dich unters Getümmel der
„Menschen. Mache Entwürfe zu Reichthum,
„Macht und Ehre, dem Verlangen der edleren
„Seelen; verfolge sie bey Tag und Nacht,
„oder hasche nach Auftritten, die dein Auge
„reizen und deine Stunden dir vorbeyschlüpfen
„lassen. Setze dich über Alpen und Appeninen,
„oder was noch abendtheuerlicher ist, begieb
„dich in Gefilde, wo heißer Krieg wüthet,
„die Trompete durch den Aether ertönt und
„schwache Seelen zur Raserey belebet: wo auf
„dem harten Lager des Zeltes und nach be-
„schwerlichen Märschen der Weichling seiner
„Palläste vergißt."

Armtrong.

Leute

Leute, die mehr, als andere, denken, haben mehr Vergnügen nöthig und bedürfen der Abwechselung, so die Träume geben. Es ist gewiß daß Träume oft eine Erholung denjenigen sind, die in widrigen Umständen sich befinden, oder welche lange über unangenehme Gegenstände nachgedacht haben, und von Ideen geplagt werden, von welchen sie sich nicht befreyen können.

Beschwerliche Auftritte und Gefahren sind dem Melancholischen zu empfehlen, und wenn ein Traum solchen Personen, wenn es auch nur auf eine kurze Zeit geschieht, einen neuen Trieb giebt, so kann es ihnen gute Dienste thun, wenn er ihnen gleich an und für sich selbsten unangenehm ist. In der That sind diejenigen sehr selten glücklich im träumen, deren Kräfte durch vieles Denken erschöpft sind.

Ueber den Fall der Römischen Monarchie.

Gute Gesetze sind einer guten Regierung nothwendig; Künste und Wissenschaften befördern das Wohl einer Nation, und Gelehrsamkeit und Polizey verfeinern den menschlichen Charackter: Aber die daraus entstehende Aufnahme eines Volkes, muß die allmählige Folge der guten Sitten seyn, und durch keine ausländische Nahrung oder Beleidigung des Geschmacks unterbrochen werden. Sommerfrüchte kommen durch Kunst im Winter zur Reife: aber die Folge der Jahreszeiten ist nothwendig, daß sie ihre natürliche Gestalt, Würde und eigentlichen Geschmack bekommen. Die Früchte der Wälder, ohneracht et sie nicht so vollkommen scheinen, sind denjenigen vorzuziehen, die durch Kunst ihr vorzeitiges Daseyn haben. Die angebohrne Würde, die angebohrne Sitten, und rohe Tugenden der Barbaren sind weit über die Gelehrsamkeit der Sclaven erhaben. Wenn die Menschen verpflichtet sind von einem Herrn abzuhängen, seinen Schwachheiten zu schmeicheln, und seine

seine saure Blicke zu fürchten; so nimmt Verschlagenheit den Platz der Wissenschaften ein, und Stärke wird in Verrätherey verwandelt; der Geist verlieret seine Stärke, das Herz die edle Empfindung, und ein Mensch wird durch die Verfeinerung erniedriget.

Dieser Grundsatz ist durch nichts so sehr bestätiget, als durch die Geschichte der Römischen Monarchie. Der erniedrigende Einfluß der römischen Herrschaft beförderte mehr ihren Verfall, als sonst eine andere Ursache: Ein scheinbares Glück folgte den Unbequemlichkeiten des Krieges: Die verwüstete Städte wurden erbauet, und neue angelegt: Die Bevölkerung wuchs, die Sitten wurden verfeinert, Künste und Wissenschaften blüheten, aber der kriegerische und unabhängige Geist des Volks war in wenigen Jahrhunderten so erloschen, daß, anstatt den Tod einem sclavischen Leben, gleich ihren Vorfahren, vorzuziehen, man vielmehr ganz geduldig die Raubereyen der Regierung erlitt, und die Abkömmlinge der vortreflichen Feldherren, welche den römischen Legionen unter Cäsar und Germanicus Siege strittig machten, mußten das Opfer eines zusammengeraften Gesindels ohne Disciplin werden. Sie wurden un-

 terjocht

terjocht und alle Provinzen der römischen Monarchie wurden Sclaven der Räuber.

Rom behauptete seine Herrschaft durch die Waffen und Sitten seiner Bürger und die Würde ihrer Denkungsart. Die Liebe für Freyheit und Vaterland; die Begierde nach Ehre; die Menge heroischer Begebenheiten; die Verachtung der Gefahren und des Todes; und vornämlich ihre Kriegszucht; verbreiteten die Siege der Römer. Selbst die Ungerechtigkeiten dieses weitherrschenden Volkes waren mit einer gewissen Majestät erfüllt. Aber die beständige Eifersucht zwischen dem Senat und dem Volke, ohne die Macht abzuringen, mußte unausweichbar die Republick zerstören, sobald ihre Sitten sich veränderten: Und die Veränderung der Sitten mußte von der Plünderung Griechenlandes und Eroberung Asiens verursacht werden.

Der Fall Carthagos und die Vertreibung der Gallier aus Italien, ohnerachtet selbige die zwo glücklichste Thaten der Römer zu seyn scheinen, trugen ebenfalls viel zur Veränderung ihrer Sitten und Minderung des freyen Geistes bey. Da noch Carthago groß war, waren alle seine Rivalen aufmerksam,

sam, entweder um sich zu vertheidigen, oder ihre Feinde zu vernichten. Und so lange die Gallier in Roms Nachbarschaft sich befanden, befürchteten die Bürger gemeinschaftlich die bevorstehende Gefahren; und ihre Furcht wurde niemals schwächer, als da das Volk gar nicht zu regieren war. Stolze bedienten sich seiner Frechheit, und Verräther unterstützten die Verschwornen. Es wurde daher ein Oberhaupt erfordert, um den bürgerlichen Kriegen ein Ende zu machen, und Einigkeit und Stärke im Staate wiederherzustellen. Eigennutz und Eitelkeit machte Hofleute; Furcht und Gewalt Sclaven. Das Volk wurde durch die Mißgunst des Despotismus entwafnet. Verschwendung, Ueppigkeit und fast jedes Laster saßen auf dem Throne.

Eine neue Quelle des Verderbens eröfnete sich von selbsten. Verschiedene Streitigkeiten über die Nachfolge des Throns eröfneten den Armeen die Augen, daß es von ihnen abhänge, Kronen zu vergeben; und sie verkauften selbige daher an den Meistbietenden. Sie spielten eben sowohl mit dem Leben ihrer Prinzen, als sie's ehedem mit den Gesetzen der Republick gemacht hatten. Sie erwählten Kayser, um nur Geld von denselben zu erpressen

 und

und brachten sie um, um nur von den Nachfolgern bestochen zu werden. Kayser wurden Kaysern entgegengesetzt, und Armeen stritten mit Armeen. Mit Gehorsam wurde die Zucht verloren. Kluge Prinzen versuchten die vorige Mannszucht einzuführen, aber vergebens, ihr redlicher Zweck wurde stets der Wuth des gemeinen Soldaten ausgesetzt, und schon der Name einer Mannszucht führte stets einen Aufruhr mit sich. Nun wurde die ehmals freye römische Armee in Miethlinge verwandelt, die aus Provinzen zusammen gezogen, oder von Barbaren erkaufet wurden. Die Soldaten waren nicht mehr die Bürger, zur Vertheidigung ihres Vaterlandes bewafnet, sondern sie waren die Unterdrücker; sie wurden privilegirte Räuber, die durch kein Plündern zu sättigen waren.

Um nun den beständigen Verräthereyen, vorzüglich aber den prätorischen Banden zuvorzukommen, suchten sich die Kayser ihre Söhne, Brüder und solche Personen zur Seite zu setzen, denen sie trauen konnten. Sie theilten und verringerten die prätorische Macht, indem sie vier statt eines einsetzten. Durch diesen Vortheil wurde der Kayserliche Thron befestiget. Die Kayser konnten auf ihrem

Bette

Bette sterben, die Sitten wurden verfeinert, und es wurde weniger Blut vergossen. Aber der Staat wurde mit ungeheuren Ausgaben beschweret und eine neue Art von Unterdrückung wurde errichtet, die der Menschheit weit beschwerlicher als die vorigen wurde. Die Tyranney wurde aus den Händen der Soldaten den Prinzen übergeben: die Ursache und die Art war verändert, aber es war derselbe Effeckt. Von den Wänden eines Pallastes eingeschlossen; von Schmeichlern und Weibern umgeben; in eine morgenländische Wollust versunken; regierten sie durch verborgene und feine Kunstgriffe des Despotismus; unter der Larve der Gerechtigkeit schienen sie die Todesstrafe zu entfernen, um das Leben desto jammervoller zu machen. Man konnte nichts sprechen ohne daß es sogleich hinterbracht wurde; jeder vorzüglich rechtschaffene Mann wurde angeklagt, und sowohl der Feldherr als der Staatsmann wurde das Opfer der Fuchsschwänzer, die weder Verstand hatten, dem Staate zu dienen, noch edelmüthig genug waren, klügre in Diensten des Staats zu leiden.

Die Verlegung des Hofes nach Constantinopel war ein neuer Stoß der römischen Größe und Sicherheit. Denn die alten Legionen, die den Rhein

und die Donau bewachten, wurden nach Osten gezogen, um eine andre Spitze zu decken; und Italien, von Reichthümern und Einwohnern beraubt, gerieth in einen vernichtenden Schlummer. Es wurde mit asiatischem Pomp gleichsam umzäunet, und mit Landhäusern überschwemmt, welche von ihren wollüstigen Eigenthümern nachher verlassen wurden. Dieses ehedem fruchtbare Land war nicht mehr im Stande, sich selbst zu unterhalten, und wenn in Sicilien und Egypten die Erndte fehlschlug, so athmete das römische Volk, nichts, als Aufruhr.

Das Mißvergnügen, das durch die Entfernung des Kayserlichen Hofes entstand, wurde durch die Religion vermehret. Das Christenthum wuchs seit langer Zeit im Reiche an, und bestieg anjetzt den Thron. So wie die Christen ehedem verfolget wurden, so wurden sie nun selbst Verfolger. Die Götter der Römer wurden öffentlich beschimpfet, ihre Statüen wurden zerbrochen. Es wurden Strafen auf den alten Gottesdienst gesetzt; mit Tode wurden die ehmals durch Gesetze bestimmte Opfer bestrafet: Die Siegesaltäre übern Haufen geworfen und in deren Stelle Kreuze errichtet, welche statt der siegenden Adler dienen mußten, unter welchen so viele

Pro-

Provinzen unterjochet waren. Noch mehr: die ausschweifende Heucheley der Königlichen Proseliten ging so weit, daß, da das Reich dem Raube der Feinde bloßgestellet war, kein Mensch als Magistratsperson, als Officier, auch nicht einst als gemeiner Soldat angenommen wurde, der sich nicht zu der neuen Religion bekannte. Es entstund daraus ein unüberwindlicher Haß. Die Heyden beschuldigten die Christen, daß sie die Ursachen des allgemeinen Unglücks wären; und erfreuten sich mitten in ihren Widerwärtigkeiten mit der Meynung, daß die Götter herabgestiegen wären, sich wegen der zerstörten Altäre zu rächen, da eben die Christen aus vollem Halse schrieen, daß die Ueberbleibsel des Heydenthums den Zorn der Allmacht rege gemachet hätten. Beyde Partheyen waren mehr mit Religionsstreitigkeiten, als dem allgemeinen Besten, beschäftiget, und um das Elend des unglücklichen Volks auf das äusserste zu bringen, theilten sich die Christen selbst. Es entstanden neue Secten: neue Streitigkeiten entsprungen; neue Eifersucht und Antipathie wurde ausgebrütet, und gleiche Strafen wurden gegen Ketzer und Heyden gesetzet. Ein allgemeiner Aberglauben erniedrigte die Menschen, und es ging so weit, daß in einer Versammlung der Provinzen vorgetragen

wurde, daß, gleichwie drey Personen in der Gottheit wären, auch drey Kayser seyn müßten. Man kämpfte und verlohr Städte um ein Stück verfaulten Holzes und modernden Gebeines, wovon man glaubte, daß es von einem heiligen Märtyrer herstamme. Die Weichlichkeit dieses Zeitalters wurde mit Heucheley vermischt, so, daß Heerführer sich niedersetzten und weinten, wenn sie ihre Truppen zum Siege führen sollten.

Der Charackter der Völker, mit welchen die Römer streiten sollten, war dem ihrigen just entgegen gesetzt. Die Nordischen Abendtheurer athmeten lauter Krieg. Ihr martialischer Geist war in seiner Stärke; sie suchten ein besseres Clima und ein fruchtbarer Land, als ihre Waldungen und Gebürge waren. Das Schwert war ihre Gerechtsame, und ohne Vorwürfe des Gewissens gebrauchten sie selbiges als das Recht der Natur. Es ist gewiß, daß sie Barbaren waren; aber sie waren weit über die Völker, welche sie überfielen, an Tugenden und Mannhaftigkeit erhaben. Einfach und strenge in ihren Sitten, waren sie mit der Pracht unbekannt. Gehärtet durch Uebungen und Mühseligkeiten, ertrug ihr Körper alles Ungemach; Krieg war ihr Element.

Sie

lachten zu Gefahren, und beym Tode selbst waren Ausdrücke der Freude in ihrem Gesichte. Frey und unabhängig, waren sie dennoch ihren Anführern mit Treue ergeben, weil sie ihnen freywillig und ohne Zwang folgten. Die Vorzüglichsten hatten zu befehlen. Doch dieses waren ihre Tugenden nicht alle. Sie waren getreu dem Ehebette, und unterhielten eine edle Gastfreyheit; sie verabscheuten Verrätherey und Falschheit; besassen dabey verschiedene Maximen der bürgerlichen Klugheit und es fehlte ihnen nichts weiter, als die Verbesserung des Verstandes, welche sie die getreue Grundsätze des gesellschaftlichen Lebens gelehrt hätte.

Was konnten wohl die weibisch ausgearteten Römer einem solchen Volk entgegen setzen? Nichts als Furcht und Thorheit; oder was noch schändlicher ist, Verrätherey. Bald sahen sie, daß ihre Gegner ihnen überlegen waren, und suchten ihre Feinde durch Geld zu bestechen: allein diese Ruhe konnte nicht von langer Dauer seyn, weil diejenige die bezahlt wurden, bessere Bezahlungen erhalten zu können glaubten. Gewalt ist sehr selten mit Gerechtigkeit vereint. Die willkührlichen Beyträge wurden bald in rechtmäßigen Tribut verwandelt; Krieg wurde

in

in dem Ausbleibungsfall angekündigt. Tribut über Tribut wurde erpresset, so lange bis das Reich seiner Schätze beraubet war. Von Römischer Seite dachte man auf andre Mittel dem Verderben des Vaterlandes zuvorzukommen: Eine große Anzahl von barbarischen Truppen wurde in Sold genommen, um sie andern Barbaren entgegen zu setzen. Diese Art von Vertheidigung, die den Vorfahren ganz unbekannt war, diente auf gewisse Augenblicke, beförderte aber zuletzt den Fall. Am Ende waren diese Hülfstruppen die gefährlichsten Feinde des Reichs. Da sie mit der römischen Pracht, Reichthümern und Schwachheiten bekannt wurden, luden sie ihre Landsleute ein, um Beute von einem glücklichen Volke, welches es nicht zu seyn verdiente, zu machen. Sie sahen die wenige Kriegswissenschaft und Zucht, die bey den Römern war, und wenn man ihre natürliche Unerschrockenheit dazu nimmt, so wurden sie unwiderstehliche Feinde. Ein dritter Streich, der unwürdigste des römischen Namens, wurde in der Republick unternommen. Die Kayser ließen die Prinzen und Anführer der Heere umbringen, weil sie ihre Macht furchteten. Man verbarg die Bubenstücke unter der Larve der Freundschaft und beging sie unter dem Schutz der Gastfreyheit, in der Stunde des festlichen Mahles.

Diese

Diese höllische Thaten, welche aus Mangel an Treue und Glauben entstanden, waren die Ursachen des Sturzes der Römer und der Grausamkeiten ihrer Sieger. Diese wurden durch Rache und Durst nach Plündern entflammt. Ohnerachtet sie edel dachten, trauten sie den Versprechungen der Römer nicht, weil die Römer sie betrogen. Wo sie marschirten, war der Weg mit Blut bezeichnet. Die fruchtbarsten und volkreichsten Provinzen wurden zu Einöden gemacht. Italien und selbst Rom wurde oft geplündert.

Ein barbarisches Volk vertrieb das andre, bis Europa von Barbaren überschwemmet und die Nordischen Reiche von Einwohnern entblößt waren.

In weniger, denn hundert Jahren, wurde die Hauptmonarchie der Welt durch die Nordische Angriffe in Nichts verwandelt. Die Westgothen nahmen Spanien in Besitz; die Franken bemächtigten sich Galliens; die Sachsen eroberten die Römische Provinzen in Südbrittanien; die Hunnen Pannonien; die Ostgothen Italien mit den benachbarten Provinzen. Neue Regierungsart, Gesetze und Sprachen wurden eingeführt, und eine allgemeine Veränderung der Europäischen Staaten entstand hieraus.

Etwas von Simon Simonides.

Simon Simonides, den Troß als einen Wiederhersteller der lateinischen Sprache in Polen anführt, ist einer von den ältesten polnischen Dichtern; er war es, der den Namen Sielanki für das polnische Schäfergedicht erfand, welches er von dem russischen Wort Sielo (Dorf) herleitete; seine Werke wurden zum erstenmal in der Zamoiskischen akademischen Druckerey im Jahr 1614 von Martin Lensky gedruckt, und die vierte Auflage ist von Mißler in der Druckerey des Kadettenhauses zu Warschau im Jahr 1769. veranstaltet, und 1778. in die Sielanskie polskie aufgenommen. Virgil ist das Original das er vor Augen hat, und bey nachstehendem Gedichte, welches ich hier zur Probe vorlege, hat er auch die Pharmaceutria desselben nachgeahmt, seinen Gegenstand aber so behandelt, wie Hogarth die Sigismunde, als er dieses Meisterstück des Furino übertreffen wollte, und das liebevollste Geschöpf in einen wüthenden Tieger verwandelte.

Der Zauber.

Schon die dritte Nacht, und mein Mann noch nicht zu Hause? Soll ich nichts Böses argwöhnen? Schwer ist's, auf etwas gutes zu verfallen; ich weiß nicht, wo er weilt. Wer kann so etwas erdulden! drum, Thestilis, bringe das zubereitete herbey, daß wenigstens mein Herz hiein Beruhigung finde. Wollt' er von Hause gehn, dann hätte er nicht heyrathen sollen; dies nagt mich, und ihm wird's auch nicht lieb seyn, auch die ihn mir verführt, soll sich nicht freun. Denn wer andern schadet, mache sich auf eignen Schaden gefaßt — Du Mond sey mein Zeuge, daß mich nur Kummer hiezu zwingt. Böse That heischt bösen Lohn. Nichts hat er wider mich. Von guten Aeltern empfieng er mich und mit reichlicher Aussteuer; Schande mach ich ihm nicht. Bin ich nicht für ihn Frau, Haushälterin und Diener, und er — er achtet dennoch meiner Triebe nicht? Wer Gott und seinen Eid nicht fürchtet, kein Wunder, wenn er seine Frau nicht achtet. Ja, wer Gott nicht kennt, sein Gewissen nicht scheut, der mag sich für die grössere Strenge der Hölle fürchten. Ich weiß, groß ist die Schuld, groß der Schade des Zaubers, aber

mein Kummer kennt keine Grenzen. Es sey! Bist du wieder hier Thestilis? nun so thue, was ich dir gebiethe. Schütte diese Hirsen in den Tiegel, halt sie über die Kohlen, in die Hand nimm den Blasbalg, blase das Feuer an und sprich: Wie diese Hirse im Tiegel herum springt, so mag der Falsche meine Gebieterinn suchen. Bring meinen Mann ins Haus zurück, mächtiger Zauber, denn mein Leiden ist ohne Maas. Daphnis brennt mir die Seele, ich brenne trockne Eschenblätter über sein Haupt. Wie diese Blätter, ohne Asche nachzulassen, in Flammen vergehen, so brenne sein Herz. Bring meinen Mann ins Haus zurück, mächtiger Zauber, denn mein Leiden ist ohne Maas. Ich schmelze Wachs über dem Feuer; wie dieser zerschmilzt, wie der Regen die Erd' erweicht; so mag er schwitzen, so mag er zerrinnen, und dann hämisch sein tugendhaftes Weib verlachen. Bring meinen Mann ins Haus zurück, mächtiger Zauber, denn mein Leiden ist ohne Maas. Ich treibe das Rad herum; wie ich den Faden drehe, so werd' er nach den Wünschen meines Herzens getrieben, er müsse keine Ruhe finden, bis er sich bey mir einstellt; es quäl ihn im Traum', es quäl ihn am Tage. Bring meinen Mann ins Haus zurück, mächtiger Zauber, denn mein Leiden ist ohne Maas.

In diesen Schleyer knüpf ich drey Knoten, und wickle ihn zusammen: so mögen sich seine Gedanken verwickeln. Ich knüpfe ihn nicht eher auf, als bis er erscheint, und selbst seine bösen Thaten verwirft. Bring meinen Mann ins Haus zurück, mächtiger Zauber, denn mein Leiden ist ohne Maas. Eine lebendige Fledermaus ist hier im verklebten Topfe; setze sie aufs Feuer! wie diese hier von allen Seiten brennt, so brenne sein Herz; und wenn ich könnte, höllisches Feuer legt' ich darunter. Bring meinen Mann ins Haus zurück, mächtiger Zauber, denn mein Leiden ist ohne Maas. Mit Hülfe dieser Kräuter erschien den Nachtgeistern meine Nachbarin Baucis, und fuhr auf der Ofengabel zum Fenster hinaus; verbrenne sie alle. Wenn er auch einem widerstände, allen kann er unmöglich. Bring meinen Mann ins Haus zurück, mächtiger Zauber, denn mein Leiden ist ohne Maas. Ich hab ein Tuch von ihm; als ich noch Jungfrau war, da tanzte er mit mir, trocknete den Schweiß von der Stirne, und warf es mir zu; es blieb ungewaschen; jetzt will ich machen, daß Igel aus seinen Schweislöchern fallen. Bring meinen Mann ins Haus zurück, mächtiger Zauber, denn mein Leiden ist ohne Maas. Koche die Grütze auf dem Schoos, die Sache gieng

 gut,

gut. Ohne Feuer auf dem Schooß ist die Grütze gekocht. Gehn wir ihm entgegen, oder irr' ich mich? die Hunde bellen am Zaune, und es ist, als hört ich jemanden an die Pforte schlagen! Folge mit der Grütze. Die Hunde hören auf zu bellen. Er ist's — gewiß er ists. Durch die Witterung haben sie ihn erkannt. Die Strafe wird ihn bessern, wir wollen ihn bewillkommen, oder wir wollen ein wenig warten, bis er sich abkühlt. Er ist müde, es ist ihm recht. Wer nicht freywillig seine Pflichten erfüllt, der muß es durch Zwang. Noch lösche nicht das Feuer aus, noch hilf mir, mächtiger Zauber, laß meinen Schmerz nicht ungestraft seyn. Brenn diese Adern, und sprich: wie diese sich krümmen, so mag sich jedes Gelenk der Verführerin krümmen; sie werde gemartert wie das Herz der Elenden, deren Mann sie verführte. Hilf mein Unrecht rächen, mächtiger Zauber, laß meinen Schmerz nicht ungestraft. Schleppe dieses Tuch hinter dir her und sprich: so mögen die Henker diese Verrätherin durch die Straßen schleppen, ihre Brüste mit glühenden Zangen kneipen, und ihr Fleisch den Hunden vorwerfen. Hilf mein Unrecht rächen, mächtiger Zauber, laß meinen Schmerz nicht unbestraft. Du Eule heulest im Walde, aber du heulest umsonst! soll die-

ser

ser ihre Schandthat nicht offenbar werden? Nein jeder soll ihr mit solchem Geheul nachruffen, daß du eine Schanddirne bist. Hilf mein Unrecht rächen, mächtiger Zauber, laß meinen Schmerz nicht unbestraft. Spey dreymal auf die Erde und fluche. Wie der Speichel auf die Erde fällt, so werde ihr Gesicht gleich von Schwären befallen; und sie mag mit dem ärgsten Bettler auf der Strasse liegen. Es klingt in meinen Ohren; genug des Zaubers. Die Verrätherinn wird gewiß nicht ohne Strafe seyn. Laß uns ihm entgegen eilen. Wie? nur mit einem Schue? Schon jammert er mich. Alles sey ihm verziehn, da ich ihn nun wieder habe.

Etwas von Simeon Zimorowicz.

Wir besizzen noch zwei Werke dieses Dichters. Das erste Sielanki nowe Ruskie (neu rußische Schäfergedichte) wurde in seiner Vaterstadt Lemberg, der Hauptstadt in Rothpreussen, 1663 gedruckt und nachher in die Sielanki polskie aufgenommen. Er sagt in einem Gedichte, welches er dieser Schrift vorgesezt: „daß er seinem Landsmanne Simon Simoni-

„des nachzukommen bestrebt, ihn aber nicht erreicht
„habe, weil er nur blos seinem eigenen Instinkt
„gefolgt und die Sachen so geschildert, wie sie zu
„seiner Zeit in seinem Vaterlande gewesen; da sich
„hingegen Simon Simonides auf den Schwingen
„der Ausländer weit höher erhoben: auch habe er
„nicht wie ein Meßkünstler nur Grundriße geliefert;
„sondern gleich einem aufmerksamen Mahler auch
„die Schilderung des kleinsten Gräschens nicht für
„überflüßig gehalten." In den mehresten seiner
Idyllen bezieht er sich auf den Krieg, welcher zu
seiner Zeit mit den Tartern geführt wurde und be-
jammert die Grausamkeiten und Verwüstungen, wel-
che dieses Volk in seinem Vaterlande angerichtet.
Das zweite seiner Werke scheint mir vorzüglicherer
Aufmerksamkeit würdig. Er hat solches Roxolanki to
jest Ruskie Panny na wesele (die Roxolanerin-
nen, oder die russischen Jungfrauen auf
der Hochzeit) betittelt und es ist wahrscheinlich,
daß er ihnen den Namen der Roxolanerinnen von
dem alten Volke der Roxolaner beigelegt, welches
sich schon zu den Zeiten des Marcus Aurelius mit
einigen andern Völkern verband und den sarmati-
schen Krieg gegen diesen Kaiser führte. Dieses Dra-
ma wurde zu Lemberg 1629 aufgeführt und eben da-
selbst

selbst gedruckt 1654. Man ist die Erhaltung dieser Schrift dem Joseph Epifanias Minasowicz, einem Kanonikus zu Kiow, schuldig, der auch selbst verschiedene Schäfergedichte geschrieben und Bions Klage der Venus über den Adonis in polnische Verse übersetzt hat. Auffallend ist es in diesen Roxolanerinnen, daß weder Plan noch Verwickelung darinn anzutreffen ist; sondern aus einem Chor von Jünglingen und Mädchen tritt einer nach dem andern auf und recitirt ein kleines lyrisches Gedicht, welches bald elegisch, bald moralisch ist. Jedes dieser Gedichte hat ein andres Metrum und der künstliche Versbau nebst der harmonischen Sprache dieses Dichters, verdienen den größten Beifall. Man kann oft zehn und mehr Zeilen lesen, ohne ein Wort anzutreffen, welches sich auf einen Konsonanten endigte. Beides meinen Lesern in der Uebersetzung mitzutheilen, übersteigt meine Fähigkeit. Ich begnüge mich also damit, sie in nachstehenden Proben so genau, als möglich, mit dem Ausdrucke meines Dichters bekannt zu machen.

I.

Wie nun, durch Feuer vom Himmel erwärmt, die Schneegebürge sich in die Flüsse hinabstürzen! Wo sonst der Wagen über das Eis hinfuhr, schwimmt

jezzo das schwer befrachtete Schif. Durch nächtlichen Thau erquickt, entfaltet izt der entblätterte Eichenwald sein Laub. Die Nachtigall begrüßt aus belaubten Gebüschen, so bald Aurora hervortritt, den kommenden Frühling. Ueberall tönet Freude in der Luft und dem sangreichen Walde. Die Veilchen selbst erheben ihr Haupt aus der Erde, die schönen Tage zu sehen. Und wer sollte hier gleich leblosen Steinen fühllos bleiben, und nicht den Kummer in Freude verwandeln, die jede Stunde zuführt. Drum eile schleunigst herbei, mein Geliebter; denn nur Dir bin ich getreu und ohne Dich bringt mir die froheste Jahrszeit kein Vergnügen.

II.

Dreimal beglücktes Alter der Jugend, das noch unter zärtlicher Bewachung dahin wandelt. Du bleibst gewiß die glücklichste Zeit. Dich allein vermeidet der geflügelte Götterknabe, dieser grausame Schüz und listige Mörder. Oder, wenn er sich zu dir gesellt, spannt er den goldenen Köcher ab und legt die giftigen Pfeile bei Seite, wandelt mit dir in der Kühle des Abends, badet mit dir in klaren Gewässern und wohnt deinen Tänzen und Gesängen bei. Laß guter Phöbus, laß jene unerbittli-

che

che Göttinnen meinen Lebensfaden nur langsam spinnen, laß mich der Jugend noch in meinem Alter genießen.

III.

Geliebtes Gärtchen, mit den schönsten Blumen besetzt, dich pflanzte die Hand eines lieben Mädchens. Für dich eilet froh der Frühling, für dich brennt den ganzen Tag die Sonne, für dich erwärmt Zephir die Luft, dich befeuchtet Hesper mit Thau. Nymphen sind deine Gäste und die Blumengöttinn deine Wirthin, dich besucht Pallas und Paphia. Jeder junge edle Russe eilt zu dir und sucht und findt in dir Vergnügen, dich sieht jedes edle Fräulein gern. Du weißt alle Zärtlichkeiten der Mädchen; in deinen Gängen erschallen die Klagen der Jünglinge in sanften Melodien. Am Tage hörst du die Lieder der Mädchen und in der Nacht die Klagen der Nachtigall. Du zeigst den Augen die schönsten Gestalten und verbreitest den herrlichsten Duft. Gärtchen, mein Vergnügen! schenk mir die schönen Blümchen, die du trägest, daß ich einen Kranz winde und meinem Geliebten ihn verehre. Niemand erhält von mir diesen Kranz, als mein einzig Geliebter, der mir seit zweien Sommern unwieder-

wiederbringlich verlohren ist. Du ächzt im kühlen Grabe; doch bring ich dir noch Blumen. Nimm einzig Geliebter! nimm diesen Blumenkranz von mir. Wie Rosen schwach und zerbrechlich sind, wie der unaufhaltbare Fluß mit schnellem Laufe sich ins Meer stürzt; so vergänglich sind wir, so schnell fließt unsre kurze Lebenszeit, und ein Theil davon mit jedem Tage dahin; wir wissen nicht die Stunde, wann wir Staub werden.

IV.

Wie mit dem Frühling die Freude herbeieilt und die Wälder sich mit grünem Laube decken! Die Wiese im Blumenkleide beut uns Vergnügen und von der Heide ertönt der Vögel Wechselgesang. Freude schallt aus dem lauten Rufe der Nachtigall und lächelt aus den Feldern entgegen. Die Flüsse schlüpfen über die glatten Steine hinweg und Hand in Hand geschlungen tanzen die Nymphen des Waldes nach der Leyer des Satyrs. Ueberall wohnt Vergnügen und Freude. Nur von dir allein, Damon, will der düstre Kummer selbst im schönsten Frühlinge nicht weichen. Beim Auf- und Untergange der goldenen Sonne wird bei dir durch Schwermuth die schwarze Sorg erzeugt. Bist du

so

so von Kummer überwältigt, daß weder der angenehme Wechsel der Jahrszeit und ein gefälliger Schlaf, noch ein freundschaftlicher Rausch und die Harmonie der Tonkunst dich seiner entledigen kann? Ergieb dich dem Kummer nicht ganz; ihn mindert die Zeit, und der Schmerz des standhaften Dulders wird oft in Freude verkehrt.

V.

Lebe wohl! dreimal geliebter Blumenkranz, von wohlriechenden Blumen gewunden, und mit der schamhaften Lilie durchflochten. Deinethalben verscheucht' ich den Schlaf und stand in der Dämmerung auf. Als ich Blümchen für dich suchte, da wurden meine Füße von klarem Thau benetzt. Als ich das halbgeöfnete Röschen pflückte, tranken Dornen mein Blut und doch war ich geduldig genug, dich zu flechten. Als ich dich vollendet hatte, schmückte ich mit dir mein aufgeflochtenes Haar. Aber als die Rosen der Sonn entgegen dufteten; sengte die Sonne sie, daß sie welketen, und die rothen Nelken erblichen. Lebe wohl geliebter Blumenkranz, ich segne dich, auf immer segne ich dich. Lebe wohl Kränzchen; lebe wohl auf ewig!

VI.

Auge des Himmels, einziges Kleinod, flammende Lampe des großen Weltkreises, Vater der hellen Sterne. So bald dein Feuer entbrennt, fliehen die nächtlichen Nebel. So bald du deine Schultern aus dem Perlenbette hebst, mit deinen Saphiraugen die Welt anlächelst und deine glühende Locken entfaltest; reißt du der Erde die nächtliche Larve herunter und schenkst ihr Tagesklarheit und Glanz. Durch dich erhalten die kahlen Bäume Laub; du ziehst den nakten Feldern ein buntes Blumenkleid an; durch dich bereitet der Sommer dem Ackersmann volle Aehren. Du machst den Herbst an Obst, Früchten und Trauben reich. Wenn du am niedrigsten über uns stehst, bringt uns der Nordwind silbernen Schnee; dann hemst du der schnellen Flüsse Lauf und bedrückest die tiefsten Gewässer. Nicht das Feld, nicht den Bienengarten empfehl' ich deiner Pflege, noch bitte ich, daß du den Wein in meinen Gärten gedeihen lassest. Aber in den Zirkel wünsch ich mich, den du um den Weltkreis wallest, damit ich die Lobgesänge auf meinen Freund vernehme, da wo der kalte Boreas fliegt, wo du des Morgens mit deinem Rosenantlitz den Euxin und harten Delier bescheinest, und am Ende deines Laufs mit blassem Gesicht auf Iberien blickst.

An

An Sophiens Geburtstage
von ihrem Bräutigam gesungen.

Schön sind, wann Stürme, Reif und Schnee
verschwunden,
des holden Frühlings frohbelebte Stunden,
wann in dem neugeschafnen Hain der Nachtigallen
Gesänge schallen;

Schön sind die Tage, wann die Aehren reifen,
wann sich die Früchte nun mit Gold durchstreifen,
wann Hofnung ihren Strahl, wohin man blicket,
entgegen schicket;

Schön, wann des Jahres Reichthum eingenommen,
die braunen Schnitter von dem Felde kommen,
zu frohen Tänzen bey des Mondes Blicken
sich anzuschicken.

Doch schöner, meinem sehnlichsten Verlangen
erwünschter, wehrt mit Opfern zu empfangen,
der Tag, der mir mein ganzes Glück erkohren,
der dich gebohren,

Dich,

Dich, der die Tugend ihren Reiz verleihet,
die Blumen einst auf meine Pfade streuet,
und Rosenfarbe, wo sie mich begleitet,
um mich verbreitet.

Dereinst, o Tag der lauten Wonne, findet
dein Morgenstrahl, der dich der Welt verkündet,
mich an Sophiens Busen angeschmieget
und eingewieget;

O! zöge dich das Opfer meiner Lieder
noch oft aus deinem Reihentanz hernieder!
wie wollten wir dich unter Scherz und Küßen
festlich begrüßen!

B.

Inhalt.

Seite.

Das

preußische Tempe

Eilftes Stück.

Windmond 1781.

Bayki y Przypowieſci, na cztery części podzielone.

— ſuſpicione ſi quis errabit ſua,
Et rapiet ad ſe, quod erit comune omnium:
Stulte nudabit animi conſcientiam.

Phaedr. ad Eutich. Lib. III.

Za Przywileiem w Warſzawie 1779.

Diese Fabeln und Einfälle, wie der Titel heißt, haben den Fürsten Bischof von Ermeland zum Verfasser; Der Stof der Fabeln ist meistens aus dem Aesop und Phädrus, oft auch aus Gellert und Lichtwehr entlehnt; der Vortrag aber giebt ihnen den Reiz der Neuheit. Leichter Witz, feine Satire, zierlicher und präciser Ausdruck zeichnen sich darinn

vorzüglich aus. Möchten sie in den nachstehenden Proben des Uebersetzers nicht ganz verloren gegangen seyn!

Eingang.

Es war ein Jüngling einst, der fromm und ehrbar lebte;
Ein Greis, der niemals pocht', ohn Ursach niemals schalt;
Ein Reicher, dessen Gold die Armen unterstützte;
Ein Autor, dem der Ruhm des andern Freude war;
Ein Zöllner, der nicht stahl; ein Schuster der nie zechte;
Ein Krieger, der nie prahlt', ein Mörder der nie raubt';
Ein Rath von schlichtem Sinn, und ohne Eigendünkel;
Ein Dichter, der allein der Wahrheit treu verblieb.
Und Fabel dieß? — Verzeiht, daß ichs zur Fabel rechne.

Der alte Hund.

So lang er Hasen fing, so lang er Enten brachte;
Belohnete der Herr auch Kastans Schmeicheleyn.
Nachdem das Alter ihn zur Jagd untauglich machte;
So mußte er im Stall des Vieh es Hüter seyn.
Aus Mitleid reichte ihm der Schafner Krumen dar,
Der in Jugend auch Administrator war.

Zwey Hunde.

„Ich friere vor der Thür; du liegst im weichen Bette;
„Wie kömmt das?" frug den Mops der Doge an der Kette:
„Die Antwort," sprach der Mops, „ist eine leichte Sache,
„Du dienst getreu, indem ich nur ein Spåschen mache."

Die Bücher.

In einem Büchersaal, wo? laß ich ungesaget,
Da zankten einstens sich, — erzählen kann ichs nicht,
Die Bücher insgesammt in den verschiednen Sprachen.
Der Bibliothekar tritt in den Saal, — und frägt

Die Kronick um den Grund: die spricht: Wir zankten drüber,
Daß du mich ohne Scheu zum Allmanach gesellt.
„Nach Ordnung," sprach er, „hab ich alles eingerichtet,
„Er lügt von Künftigkeit, du von Vergangenheit."

Der Herr und sein Hund.

Es bellt der muntre Hund, der Dieb wird abgeschrecket;
Man schlägt ihn Morgens drauf, weil er den Herrn gewecket.
Geruhig schläft er nun. Das Haus bestiehlt ein Dieb;
Man schlägt ihn abermals, weil er geruhig blieb.

Der Ochse, ein Minister.

Es präsidirte einst der Ochse als Minister,
Da ging es langsam zwar, doch ordentlich einher;
Doch weil das Einerley dem Löwen schlecht behagte;
Bekam den Platz der Aff, des Königs Harlekin.

Zufrie-

Zufrieden war der Hof, zufrieden alle Länder;
Doch Anfangs leider! nur; denn Ordnung war dahin:
Herr und Minister lacht; doch weinten Unterthanen.
Und da sich immer noch des Landes Kummer mehrt,
Setzt man den Affen ab. Dem Uebel abzuhelfen,
Wählt man den Meister Fuchs, der Hof und Land verrieth: —
Kurz, der Verräther nicht, auch nicht der Lustigmacher, —
Der Ochs behauptete den Platz und — Ordnung war.

Die Gesundheit und ein Arzt.

Hört ein ganz unglaublich Ding! Leute, höret mich!
Die Gesundheit und ein Arzt trafen einstens sich,
Er, begierig, in die Stadt, sie heraus zu gehen:
Und der arme Docktor bebt, nahe sie zu sehen;
Aengstlich und mit Stottern frägt er: „wo gehst du hin?
Lächelnd spricht sie: „Wo von dir ich am fernsten bin."

Die Gutthat.

Des Wolfes Mildigkeit ward von dem Schaaf
gepriesen;
Erstaunend frug der Fuchs: Wodurch er sie bewiesen?
Sehr deutlich, spricht das Schaaf, weil er nicht
viel begehrt,
Er konnt mich fressen und hat nur mein Lamm
verzehrt.

Ueber Aberglauben und Unglauben.

Vor einigen Tagen hörte ich die Frage aufwerfen: ob Aberglauben oder Unglauben dem menschlichen Verstande angemessener, und welches von diesen beyden Uebeln dem Menschengeschlechte am wenigsten schädlich sey? Die mehresten Stimmen fielen zum Vortheile des Unglaubens aus. Weil sie zu laut und ihrer zu viel waren, um gleich das Gegentheil behaupten zu können; so warf ich nachstehende Betrachtungen hin, um selbst über diese Sache ein desto sicheres Urtheil festzusetzen.

Der Unglaube erhielt sich nur bey äusserst wenigen Völkerschaften, und zwar nur bey solchen, deren Zustand dem thierischen am nächsten kömmt. Ja, es ist noch immer die Untersuchung übrig: ob nicht vielleicht die wenige Bekanntschaft, die wir mit diesen Völkern haben, uns mit ihren abergläubischen Gebräuchen und Sitten unbekannt gelassen? Aber, wenn wir auch dasjenige, was bey den mehresten Menschen geschieht, nicht immer für das Schicklichste und Angemessenste halten können; so wird man doch wenigstens zugeben, daß Denken und Schlüßen die geziemende Eigenschaften eines vernünftigen Wesens sind. Der Götzendienst aller Völker ist ohnstreitig das Resultat gewisser Uebertretungen. Der Pelasjer und Jonier erblickte das stürmende Meer mit seinen schäumenden Wogen: — eine solche Erscheinung war ihm unerklärbar: — menschliche Kräfte waren zu Erregung derselben unzulänglich, und so abstrahirte er sich ein Wesen höherer Art, Posidon, den Wellenschäumer. Der Peruaner fühlte in einem günstigen Klima den gütigen Einfluß der Sonne; es war ihm unmöglich, sich dasjenige Wesen als leblos zu denken, welches so unzähligen Dingen Leben und Kraft ertheilte und so entstand bey ihm die Verehrung dieses Gestirns, als eine Folge der Ueberlegung.

 In

In beyden Fällen war Aberglaube, der aber immer weit schicklicher, als der Stumpfsinn des Ungläubigen ist, dessen Verstand beynahe aller Anstrengung unfähig scheint, weil er nie, obgleich ihn so viele äusserliche Gegenstände dazu anreizten, zu dem geringsten Nachdenken bewogen wurde. Der Aberglaube stieg unter den Völkern des Alterthums, bis ihr Geist einen gehörigen Grad von Kultur erhielt und das Falsche vieler vorherigen Meinungen einsah. Demohngeachtet hielten doch die Scharfsinnigsten der damaligen Zeiten diejenigen Gebräuche und Ueberlieferungen für völlig falsch, gestanden dieses auch (wie noch einige Spuren mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit darthun) in ihren Misterien dem besten und vernünftigsten Theil ihrer Mitbürger; aber ob sie gleich das Läppische oftmals einsahen; so theilten sie es doch dem großen Haufen nicht mit: denn zum wenigsten schienen diese Dinge zur Erhaltung der Gesetze, der einmal eingeführten Sitten und zur Verknüpfung des allgemeinen Ganzen ungemein beförderlich. Dieses war vielleicht ein eben so starker Grund, einen weisen Sokrates gleich dem Diagoras von Rhodus und andern, welche damals Angriffe auf die Religion thaten, zu verfolgen, als die Anhänglichkeit für das veraltete Vorurtheil. Im ersten Fragment des Ungenannten:

ten: Von Verfolgung der Deisten, bewundert der Verfasser, daß man alle diejenigen noch gedul⸗det, die sich zu irgend einer Secte bekannt; hinge⸗gen alle diejenigen auf das heftigste verfolgt, die sich zu gar keiner Parthey gehalten. So scheint dieser Haß auch darinn seinen Grund zu haben, daß der⸗jenige allen Verbindungen und allem Verstande zu entsagen scheint, der alle angenommene, so oft be⸗strittene und doch für Wahrheit erklärte Meinungen insgesammt des Nachdenkens und Glaubens unwerth erklärt. In der That, sind gleiche Meinungen, be⸗sonders in einer so wichtigen Sache, als die Reli⸗gion ist, das stärkste Band der bürgerlichen Gesell⸗schaft. Ohne sie wäre Israel unterdrückt und ohne sie wäre nie von bloßen Nomaden ein mächtiges Ka⸗lifat gestiftet worden. Wenn Menschen vereint un⸗tereinander leben: so entstehen daraus Vortheile, die bey einer abgesonderten Lebensart unmöglich erwach⸗sen können: der Stärkere schützt den Schwächern und der Einfältigere wird durch den Rath des Klü⸗gern gelenkt; der eine kann seinen Ueberfluß gegen eine Sache vertauschen, die sein Nachbar entbehren kann und die er ohne diesen Nachbar entbehren würde. Die größere Versammlung der Menschen an einem Orte hat selbst für die Bevölkerung des Lan⸗

 des

des Vortheile; der Kranke, der in Einsamkeit ver- schmachten würde, findet Unterstützung; Lob, Reiz zu edlen Handlungen und das mehreste Gute würde ohne ein geselliges Leben nimmermehr bestehen. Und wenn Gleichheit der Meinungen der Hauptgrund zur Beförderung der Geselligkeit ist; so wird selbst der lächerlichste heydnische Aberglaube in dieser Rücksicht sein Verächtliches verlieren: und daß dieses in der That sich so verhalte, beweisen die oftmals bis zur Verschwendung getriebene Armenanstalten in denjeni- gen Ländern, wo die Intoleranz noch am stärksten ist; und der Mangel des gegenseitigen Zutrauens und die Kälte gegen Unglückliche in denjenigen Län- dern, wo man gegen die Religion am gleichgültig- sten denkt. Freylich hat der Aberglauben auch unsäg- lichen Schaden veranlaßt; ganze Staaten entvölkert; Kinder gegen ihre Väter und Brüder gegen Brüder gehetzt. Kreuzfahrten und Auto da Fe's, Einfälle raubgieriger Sarazenen und Tartarn, nebst unzähli- chen andern Brandmalen der Menschheit wurden durch das Privilegium des Aberglaubens authorisirt. Sollte man aber wohl alle Pferde umbringen, weil viele Reuter gestürzt und sich beschädigt, und weil durch ihre Vermittelung viele tausend Menschen in Schlachten umgekommen? Sollte man, weil ein

Anhän-

Anhänger des Omar den Nachfolger des Ali haßt, mit beyden Secten auch die Verträglichkeit aus der Welt wünschen wollen, worinn die Anhänger einer und ebenderselben Secte leben? Die unter uns lebende Juden, deren Religion beynahe durchgängig für den größten Aberglauben erklärt wird, geben in dieser Sache das augenscheinlichste Beyspiel. Wenn sie ihren Glauben mit einem völligen Unglauben umtauschen wollten; so würde die Verachtung und der Haß der Christen dadurch nicht im geringsten schwinden. Sie selbst aber, die sich, ihres Wuchers ohngeachtet, durch wechselseitigen Beystand die Härte ihres Schicksals zu vermindern, ihre Arme zu versorgen, und dem Gesetz ihrer Väter nachzukommen suchen, würden eine völlige Gleichgültigkeit gegen einander beobachten. Ein jeder wird sich als dasjenige Wesen betrachten, gegen welches er eine Pflicht zu beobachten hat. Ein jedes Verbrechen, das ihm Nutzen bringt, wird ihm erlaubt scheinen. Haß und Verachtung, die er jetzo in Hofnung ewiger Belohnung geduldig erträgt, wird in ihm den Trieb zur Rache entzünden, die vielleicht durch einmal eingeimpfte Furchtsamkeit noch desto listiger und heimtückischer werden dürfte. Dieses wären Folgen des Unglaubens und woher denn also könnte aus ihm

Vor-

Vortheile für das Menschengeschlecht entsprießen? und woher der Eifer, mit dem manche unserer neumodischen Missionarien ihn zu predigen suchen? Mögen sie immerhin auf ihre Rechnung von der Religion denken, was sie wollen; nur möchte sie die Achtung für die Ruhe und den Wohlstand ihres Nächsten wenigstens an der Ausbreitung ihrer Meinungen hindern!

L. v. B.

Von den Letten.

Eintheilung des Landes und summarische Geschichte der Letten bis auf gegenwärtige Zeit.

Das Land, welches von den Letten bewohnt wird, wurde vormals unter dem Namen Liefland völlig mit einbegriffen. Die Einwohner wurden Liven genannt, sind aber nachmals von den Letten verdrängt worden und den Namen von Liefland leitet Schlözer in seiner nordischen Geschichte S. 303. von dem Worte Liw her, welches in ihrer Spra-

che

che Sand bedeutet; Liefland wurde damals in vier Provinzen eingetheilt; 1. Lettland, wovon der Grund der Benennung schon angezeigt worden, 2. Esthen oder Esthland. Schlözer hält diesen Namen für germanisch und glaubt, daß die Einwohner sich solchen nicht selbst gegeben, sondern von den Deutschen erhalten. Im Lettischen wird dieses Land Jgaunu Seme (das Land der Eroberer) auch Jgaunseme (das eroberte Land) genannt, weil sie solches den Letten abgenommen. Siehe Schlözers nord. Gesch. 302 und 319. 3. Kurland. Die Herleitung des Namens Kurland läßt sich schwer bestimmen. Die Einwohner hießen bei den Alten Chori auch Corsi, der letzte Namen stimmt mit Kurszei, den ihnen unsere Lithauer geben, beßer überein. Thumman leitet in seinen Untersuchungen p. 24. das Wort aus dem Finnischen her, wo Curi ein Land bedeutet, das einen andern zur Seite hervorragt. 4. Semgallen, welches Wort in der Landessprache Landes-Ende bedeutet. S. Ostermeyers Ged. v. d alt. Bewoh. Preussens p. 29. Nach Lettland brachten den ersten Saamen des Christenthums einige bremische oder, wie andere wollen, lübeckische Kaufleute, die im Jahr 1158. dahin kamen. Der erste Bischof war Meinhard von Segeberg ein Augustiner-

gustinermönch, in Kurland aber stiftete Woldemar II. König von Dännemark, das erste Bisthum in der Stadt Pilten, die er daselbst erbauet hatte und laut dem Zeugniße des Pontanus war Ernemodus der erste Bischof daselbst. Bertholdus, der Nachfolger des Meinhard, erbaute 1169. die Stadt Riga und wurde zuerst Bischof, nachhero Erzbischof von Riga genannt. Sein Nachfolger war Albert, der im Jahr 1204. mit päbstlicher Bewilligung den Orden der Schwerdträger stiftete. Dieser Orden sollte die Heiden durch Krieg zum christlichen Glauben zwingen. Der erste Ordensmeister war Vinno; und sein Nachfolger Volqvinus suchte schon 1132. den Orden der Schwerdträger, mit denen damals in Preussen befindlichen Marianern oder Kreuzherrn zu vereinigen und diese Vereinigung kam 1238. mit Bewilligung des Pabstes Gregorius IX. und des deutschen Kaisers Friedrich II. zu Stande. Seit dieser Zeit hieß das Oberhaupt der Schwerdträger Landsordensmeister von Liefland; er hing vom Hochmeister in Preussen ab, mußte demselben einen jährlichen Tribut bezahlen und wurde gemeiniglich in Preussen von dem Hochmeister und den Ordensgebietigern im großen Capitel zu dieser Würde bestellt. Seine Residenz war Riga, nachher Windau

und

und nach einigen Schriftstellern auch noch andere Oerter. Dietrich von Gröningen, der dritte Ordensmeister grif zuerst die Kurländer an und Conrad von Mandern erbaute 1269. die jezzige Hauptstadt Mitau. Die Semgaller thaten besonders tapfern Widerstand und wurden erst im Jahr 1288. durch den Conrad von Herzogenstein völlig unter den Gehorsam des Ordens gebracht. Im Jahr 1513. wurde Markgraf Albrecht Hochmeister des deutschen Ordens; als dieser zu dem Kriege mit Polen Geld nöthig hatte, so kaufte sich der damalige Ordensmeister von Liefland Walther von Plettenberg von der Oberherrschaft des deutschen Ordens los und wurde vom Kaiser Karl V. zum Fürsten des römischen Reichs erklärt. Unter Wilhelm von Plettenberg breitete sich die lutherische Religion in diesen Gegenden aus und im Jahr 1558. kündigte der Czar von Moskau, Basilowiz, den Liefländern den Krieg an. Der Ordensmeister vertheidigte sich mit vielem Muth, aber die Russen nahmen einen Theil des Landes in Besiz. Unter seinem Nachfolger Gotthard Kettler im Jahr 1560. sezte sich Herzog Magnus, ein Bruder des Königs von Dännemark, in diesen Gegenden fest, indem er die beiden Bischofthümer Dörpt und Curland an sich kaufte. Die Stadt Reval gab

sich

sich aus Furcht für den Russen unter den Schutz des Königs von Schweden Erichs XIV. Gotthard Kettler begab sich selbst 1561. unter den Schutz des Königs von Polen Sigismund August, indem er über Liefland das dominium vtile und über Curland und Semgallen das dominium directum als ein weltlicher Fürst von der Krone Polen erhielt, worauf denn die Herzoge aus dem Kettlerischen Stamme nachfolgten. In Liefland hatten indessen die Schweden und Polen den Russen tapfern Widerstand gethan und der Friede selbst erfolgte im Jahr 1582; als aber zwischen Polen und Schweden durch die Streitigkeiten des Hauses Wasa die bekannte Trennung entstand, wurde es wieder der Schauplatz eines neuen Krieges. Gustav Adolph nahm 1621. Riga ein und ganz Liefland wurde endlich den Schweden im Frieden zu Oliva 1660. völlig abgetreten. Als Karl XI. dem liefländischen Adel viele Güter einzog; so entstanden wiederum neue Unruhen im Lande, welches auch bald darauf von den Russen und Polen angegriffen wurde. Karl XII. vertrieb zwar seine Feinde; als er aber in Sachsen, Schlesien und Polen war, drang Peter der große wieder von neuem in Liefland ein, bemächtigte sich desselben, und Riga, das den längsten Widerstand

gethan,

gethan, mußte sich auch, nachdem Karl XII. die Schlacht bei Pultava verlohren hatte, an die Russen ergeben. Im Nystädschen Frieden 1721. traten die Schweden endlich ganz Liefland an Rußland ab. Die benachbarten Russen nahmen hierauf auch Antheil an den curischen Angelegenheiten. Der Herzog Friedrich Wilhelm von Curland vermählte sich mit der rußischen Prinzeßin Anna und starb 1711. ohne Kinder. Herzog Ferdinand war hierauf der letzte aus dem Kettlerischen Stamme; er war der katholischen Religion zugethan, lebte mit den Ständen in schlechtem Vernehmen und hielt sich meistentheils außer Landes in Danzig auf. Schon bei seinen Lebzeiten wurde Graf Moritz von Sachsen zu seinem Nachfolger erwählt; allein die Polen erklärten diese Wahl für ungültig und als sich derselben zu widersetzen auch rußische Truppen ins Land rückten; so mußte Graf Moritz Curland verlassen. Die verwittwete Herzogin Anna kam 1730. auf den rußischen Thron und durch ihre Vermittelung wurde das Herzogthum Johann Ernst Grafen von Biron zu Theil. Dieser wurde 1740. zu Petersburg gefangen genommen und nach Siberien gebracht; das Herzogthum selbst nachher von den Polen für ein erledigtes Lehn erklärt und 1758. dem polnischen Prinzen Karl ertheilt.

Es ward aber der Herzog Johann Ernst mit Hülfe rußischer Truppen 1762. wieder in das Herzogthum eingesetzt, welches er endlich seinem Prinzen Peter dem jezzigen Herzoge 1769. abtrat. *A. 787.*

Fortgesetzte Auszüge aus dem Tableau de Paris.

Ein Mann, der in Paris zu Denken versteht, braucht nicht außerhalb den Ringmauren dieser Stadt zu gehn, um Menschen andrer Weltgegenden kennen zu lernen. Er kann zur Kenntniß des ganzen Menschengeschlechts gelangen, wenn er die Individua studirt, die in dieser unermeßlichen Hauptstadt wimmeln. Man findt da eben so gut den Asiaten, der sich den ausgeschlagnen Tag hindurch auf übereinandergepolsterten Kissen reckt, als den Lapländer, der in engen Hütten vegetirt, den Japaner, der sich beim geringsten Streite den Bauch aufreißt eben so gut, wie der Esquimaux, der die Zeit nicht weiß, in der er lebt; findt Neger, die nicht schwarz sind und Quacker, die ihren Degen an der Seite tragen.

Man

Man sieht die Sitten, Gebräuche und Karakter der entferntesten Völker; den herumziehenden Araber, der einen Tag wie den andern die Wälle stampft, und den Hottentotten, den müßigen Indier, der in Buden, auf Straßen und Kaffeehäusern sein Wesen treibt. Hier wohnt der mitleidige Perser, der Dürftigen unter die Arme greift, dort nicht weit von ihm ein Menschenfresser von Wuchrer. Man stößt eben so häufig auf Brachmannen und Fakirs, die sich mit ihren täglichen Andachtsübungen plagen, als auf Grönländer, die weder Priester noch Altäre haben, und was man vom üppigen Babylon sagt, wird jeden Abend in einem der Harmonie gewidmeten Tempel zur Wirklichkeit gebracht.

* * *

Will man Paris nach seiner physischen Beschaffenheit kennen lernen, so darf man nur die Thürme zu unsrer lieben Frauen besteigen. Die Stadt ist rund wie eine Citrone; der Gips, der zu zwey Drittel der Stadt verbraucht ist, zeigt, daß sie von Kreide erbaut worden und auf Kreide ruht. Der unaufhörliche Rauch, der sich aus unzähligen Schorsteinen erhebt, verbirgt dem Auge die Spitzen

der Thürme; man sieht ihn wie eine Wolke, die sich über die Häuser zusammenzieht und man kann selbst von der Ausdünstung dieser Stadt sagen, daß sie sichtlich wird.

Durch den Fluß, der hindurch fließt, zerfällt sie gleichsam in zwey gleiche Theile, doch werden die mehresten Häuser seit einigen Jahren auf der nördlichen Seite desselben angelegt.

Die Witterung ist äußerst unbeständig, mehr zur Näße als Kälte geneigt, und das Wasser der Seine hat etwas leicht abführendes an sich. Dadurch werden die Fiebern weich und abgespannt, die Dicke der Atmosphäre dämpft ihre Spannung noch mehr, und eine lebhafte Farbe ist was seltnes auf einem Gesichte.

Die Gegend umher ist voll mannigfaltiger Reize und Annehmlichkeiten: man erblickt da angebaute Natur, die durch Kunst nicht erstickt worden ist, eine Menge von Gärten, Alleen, Spatziergängen, die man so gut nur in der Nähe der Hauptstadt findt. Vier Meilen um die Runde ist alles gleichsam durch die Hand einer reichen Wohlhabenheit

heit aufgeschmückt, und alles, was diesen Boden bebaut, kann man so schlechtweg nicht unglücklich nennen.

Niemand aber darf sich auch acht bis zehn Meilen in der Runde unterstehen ein Gewehr loszufeuern. Das Vergnügen des Königs und die Ländereyen der Prinzen haben alle Jagdgerechtigkeit an sich gerissen. Die willkührlichen Gesetze, die in Ansehung dieses Gegenstandes gegeben werden, führen eine Strenge, man mögte sagen Grausamkeit bey sich, die gegen die übrigen Gesetze des Reichs sehr abstechend in die Augen fällt. Ein Rebhuhn tödten würde ein Verbrechen seyn, das allein durch die Galeeren gebüßt werden könnte. Die Jagdaufseher verfolgen Wilddiebe mit größerer Wachsamkeit und Hitze, als Räuber und Spitzbuben von den Gerichtsdienern verfolgt werden. Kurz diese Jagdaufseher tödten sogar und (was unerhört ist) diese Mörder sind unbestraft geblieben. Werd' ichs sagen dürfen, daß ich sie gar noch Belohnungen habe empfangen sehn, und zwar von einem Prinzen, der übrigens für menschlich angesehen seyn wollte.

Die Prinzen sind hart und unerbittlich, was die Jagd betrift, und führen sich wie wahre Tirannen dabey auf.

* * *

Wie man Paris zu erbauen anfing, mußte man Steine aus der Nachbarschaft dazu nehmen und verbrauchte nicht wenig davon. So wie sich Paris vergrößerte, führte man, ohne daß mans merkte, die Vorstädte über die alten Steingruben auf, so daß alles, was man aus selbigen draußen sieht, nun wirklich unter der Erde dem Grunde der Stadt entzogen ist; daher die schrecklichen Höhlungen, die sich heut zu Tag unter den Häusern verschiedner Quartiere finden, die auf Abgründe ruhn.

Es würde kein sonderlicher Stoß dazu gehören, um die Steine wieder da hinunter zu bringen, wo man sie mit so vieler Mühe herausgehoben hat. Acht Personen, die in so einem hundert funfzig Fuß tiefen Schlunde begraben wurden und noch andre weniger ausgekommne Zufälle, haben endlich die Wachsamkeit der Polizey und Regierung rege gemacht und man hat sogleich in der Stille die Häuser verschiedner

schiedner Quartiere unter ihren dunklen Gewölben durch Stützen aufrecht zu erhalten gesucht.

Die ganze Vorstadt St. Jacob, die Straße de la Harpe und selbst die Straße de Tournon ruhen auf solch alten Steingruben, wo man Pfeiler gezogen, um die Massen der Häuser zu unterstützen. Welcher Stof zu Betrachtungen, wenn man diese Stadt erbaut und durch Mittel aufrecht erhalten sieht, die so gänzlich einander entgegen sind. Diese Thürme und hochgewölbte Kirchen, sind so viel Anzeichen, die es einem in die Augen sagen, daß alles, was wir in der Luft sehen, ohne Grund unter unsern Füßen ist.

* * *

Politisch betrachtet ist Paris viel zu groß; man kann es als das Haupt eines Körpers ansehen, das mit selbigem in ganz und gar keinem Verhältniß steht. Doch würd' es heut zu Tage gefährlicher seyn den Auswuchs zu beschneiden als fortdauern zu lassen. Es giebt Uebel, die, wenn sie einmal Wurzel gefaßt, auf keine Weise mehr auszurotten sind.

Sonst sind große Städte recht nach dem Geschmack einer unumschränkten Regierung; auch thut man sein möglichstes sie voll Menschen zu pfropfen und lockt die großen Landeigenthümer durch den Reiz des Luxus und der Ergötzlichkeiten hinein. Man treibt sie wie einen Haufen Schaafe in selbige zusammen, die, je näher sie bey einander sind, den Hunden die Mühe, sie in Ordnung zu halten, erleichtern; kurz Paris ist ein Schlund, in den sich ganz Frankreich hineinstürzt, wo es gleichsam unterm Schlüssel ist und weder ein- noch ausgehen kann, als durch enge Thore, die von hundert Augen bewacht werden.

Bloße Pallisaden, gefürchteter als steinerne Mauren, worauf man Kanonen gepflanzt, halten die nöthigen Lebensmittel auf, und belegen sie mit einer Taxe, die einzig der Arme trägt, denn ob er gleich vom Vergnügen ausgeschlossen ist, so ist er doch nicht eben so vom Bedürfniß, sich mit Essen und Trinken zu versehen. Es wird nur auf den Monarchen ankommen, die Stadt aushungern zu lassen, er hält seine guten und getreuen Unterthanen im Kefig; wär er mit ihnen unzufrieden, so dürft er ihnen den Mundvoll, der ihnen noch übrig ist,

nur

nur vorenthalten, und ehe sie die Riegel gesprengt hätten, würden zwey Drittel sich schon einander aufgefressen haben oder vor Hunger des Todes seyn.

Der Adel, der vor zwey hundert Jahren auf seinen Schlößern lebte, weigerte sich in die Stadt zu kommen; allein was that man nicht alles in Frankreich um sie aus dem dicken Schilf, den sie in ihren Feldern bewohnten, herauszubringen. Hier trozte er oft willkührlichen Befehlen; hatte einen Rang: so bald aber die Gunstbezeugungen des Monarchen nur an einem bestimmten, dazu festgesetzten Ort ausgetheilt wurden, als man einen einzigen anziehenden Centralpunkt errichtete, wohin aus dem ganzen Zirkel alles zusammenlief, mußte er die alten Schlößer verlassen, sie geriethen in Verfall und mit ihnen die Stärke ihrer Besitzer. Man verblendete sie mit allem Pomp, der die Höfe umgiebt, stiftete Feste, sie weichlich zu machen; ihre Weiber, die in der Einsamkeit lebten und die Geschäfte des Hauses wahrnahmen, fanden sich geschmeichelt, Aufmerksamkeit zu erregen; ihre Buhlerey und natürliche Eitelkeit fanden ihre Rechnung dabey, und je nachdem sie mehr oder weniger Reize hatten, glänzte eine vor der andern näher um den Thron. Wo sie nun ihre

Herrschaft aufgeschlagen hatten, durften sich auch ihre Sklaven nicht entfernen, sie wurden die Königinnen der Gesellschaft, die Richterinnen des Geschmacks und der Vergnügungen, und sahen ihre Väter, ihre Männer, ihre Söhne und ihre Besitzungen mit dem Rücken an, wenn sie nur fortfahren durften, sich in der windigen Luft des Hofes herumzutummeln. Sie erschufen Gewohnheiten, Etiquette, Moden, Schmuck, Vorzüge, kindische Verabredungen, und verstärkten solchergestalt den Hang zur Sklaverey. Die Männer, ohne daß sies vielleicht wußten, durch sie geleitet und regiert, streckten gierige Hände nach dem alleinigen Austheiler der Gnaden, und Gunstbezeugungen aus. Die Kunst sein Glück zu machen, war die Kunst des Hofmanns; der Monarch zog Vortheil aus dieser Neigung der Nation, die der Vergrößrung seiner Macht so zu statten kam, entriß dem Volk so viel Vermögen er konnte, um es seinen Hofleuten zu geben, die sich gegen ihn samt und sonders in aufmerksame Diener verwandelt hatten.

Und so sind die Erbstücke des alten Adels zu Paris in Diamanten, Spitzen, silbernen Schüsseln und kostbaren Equipagen drauf gegangen. Die Abnahme

nahme des Ackerbaus und die Verminderung des öffentlichen Vermögens fällt freylich dabey in die Augen, allein der Thron hat mehr Glanz dadurch gewonnen, und wenn durch Errichtung großer Städte das Interresse des Staats beträchtlichen Nachtheil erlitten hat, so sind einige Privatpersonen doch zu seltnen Vortheilen dadurch gelangt; sie haben ihr Guts aus der Vereinigung der Künste gezogen, haben die schnellesten Hülfsmittel empor zu kommen, die angenehmsten Bequemlichkeiten bey der Hand, geniessen von allem, was das Leben verschönern, die Uebel der Natur erleichtern, Fröhlichkeit, Gesundheit und Wohlstand befestigen kann — einige Privatpersonen freylich wohl, aber die Nation im Ganzen — Ah! —

* * *

Paris stellt das alte Athen vor; man wollte ehmals immer nur von den Atheniensern gelobt seyn, und heut zu Tage wirbt man um die Ehre, den Beifall der Hauptstadt von Frankreich zu haben. Wie viel Mühe kostet es von euch gelobt zu werden, ihr Athenienser, rief Alexander in dem Augenblick, worin er den Porus schlug. Was mußten diese Athenienser

für

für ein Volk seyn, um dem Helden mitten in Asien das Verlangen einzugeben, sie für seine Thaten empfindlich zu machen. Entweder war er ein Narr von äusserst ausgelaßner Eitelkeit, oder die Athenienser waren das erste Volk auf dem Erdboden.

Drey Männer haben zu meiner Zeit am ununterbrochensten die Aufmerksamkeit der geschwätzigen Pariser beschäftigt, der König von Preussen, Voltaire und Johann Jacob Roußeau. Die Menge gerechter und hitziger Bewunderer ist unglaublich, die der erste durch seine Siege, seine Gesetzgebung und seine Geistestalente erlangt hat. Ich bekenne, daß ich an ihrer Spitze bin und seit Cäsarn keinen Menschen kenne, der mehr große Eigenschaften in sich vereinigte.

Und so entwischt das wahre Verdienst einem Volke nicht, das man gewöhnlich nur seichter, kindischer Neigungen beschuldigt. Es weiß standhaft in seiner Hochachtung zu seyn und verkennt den Mann in Europa nicht, der seine Huldigung verdient. Welch' ein Beyspiel für den, der sich nach dem Genusse ähnlicher Lobeserhebungen sehnen wollte!

Man

Man beweist allen gekrönten Häuptern Höflichkeit und Achtung in Paris, aber seine Bewunderung und Ehrerbietung hält man allein für den Monarchen aufbewahrt, der seines Thrones am würdigsten war.

* * *

Vergebens sucht man jetzt in Paris jene Munterkeit, die die Einwohner dieser Stadt vor sechzig Jahren auszeichnete und die für die Fremden das angenehmste Geschenk und der schmeichelhafteste Willkommen war. Sie nähern sich einem nicht so offen und lachend wie sonst. Eine gewisse unerklärliche Unruhe ist an die Stelle jenes frölichen und ungebundnen Humors getreten, der jederzeit von einfachen Sitten, großer Freymüthigkeit und Freyheit zeugt. Man belustigt sich nicht mehr in Gesellschaft untereinander, und ernstes Wesen, ein beissender Ton beweisen, daß der größte Theil der Einwohner an seine Schulden denkt und in Geschäften begriffen ist.

Die Ausgaben, die der Luxus und die rasende Sucht nach so viel Entbehrlichem mit sich führt, haben alles zu Bettler gemacht, und man sinnt unaufhörlich auf Ränke, um all den Kosten, sich gehörig sehen zu lassen, begegnen zu können.

Geschäfte, Verlegenheit, Entwürfe, Dienstbarkeit, liest man auf jedem Gesichte. Von zwanzig Personen, die beysammen sind, werden sich achtzehn mit den Mitteln, Geld zu gewinnen, beschäftigen, und funfzehn werden sicherlich keinen Heller davon zu sehen bekommen.

Aufgeräumtes Wesen entspringt nur aus mäßigen Begierden, die man lange schon nicht mehr kennt; man verfällt in Zurückhaltung und aus dieser in Traurigkeit und der Mißbrauch des Witzes verengt die Gemüther noch mehr. Wenn sich ein Gesicht auch noch so lustig zeigen will, so wird wirkliche Unruhe die inwendige Marter der Seele bald verrathen. Macht man sich ja noch ein Vergnügen, so geschiehts im Verborgnen und heimlichen Zusammenkünften, wo man allein ist und Ausgelassenheit die Stelle des Vergnügens vertritt; da ist man dann wohl manchmal zerstreut, aber niemalen glücklich.

* * *

Aus eben dem Grunde, warum man Haag den Namen einer Stadt giebt, weil es nemlich ohne Mauern ist, könnte man Paris, das gleichfals keine Mauern hat, auch so nennen.

Es ist jedermanns Aufenthalt, und ein gebohrner Einwohner des Orts genießt nicht mehr Freyheit als ein Chineser, der sich darin niederlassen wollte. Sollte sich jemand auf sein Recht als Bürger berufen, der geringste Thorbediente würde ihn auslachen.

Mit einer Art Wuth erhitzt sich ein Pariser erst gegen etwas, und kaum daß ein Tag vergeht, so lacht er schon darüber, weil er weiter nichts, als sich die Zeit zu vertreiben sucht.

Es kann ein Jahrhundert seyn, seit er sich in einer gänzlichen Sorglosigkeit über sein politisches Interesse befindt. Sie ist ein Gift, das jedes Herz verdirbt, den Verstand entkräftet, und weshalb man alles starke zu stark findt und schwächt. Kurz man fürchtet alles, was in irgend einer Gattung ans Erhabne reicht.

Man begnügt sich so obenhin das Lächerliche durchzuziehn, allein eine heilsame und ernstliche Züchtigung des Lasters hat man verhaßt gemacht.

Die

Die Zerrüttung, die alles häusliche Vermögen vor sechzig Jahren unter dem Herzog-Regenten erlitt, theilte sich auch den Sitten mit, und man muß von diesem Zeitpunkt anfangen, wenn man bestimmen will, wie lang häusliche Tugenden ins Vergessen gerathen sind.

Der Bürger ist Kaufmann, aber nicht Negoziant. Einem kleinen kaufmännischen Gewerbe überlassen, gehen alle große und wohlthätige Speculationen verloren. Allein wahr ist es dagegen auch, daß entsetzliche Zölle dem Handel entgegen wirken und ihm Muth und Vermögen nehmen.

Man darf in Paris nur mit einem Fuß auf dem Pflaster seyn, um gewahr zu werden, daß das Volk keinen Antheil an den Gesetzen hat. Da ist nicht die mindeste Bequemlichkeit für die Fußgänger, kein Weg, der den öffentlichen Straßen sicher zur Seite geht. Das Volk scheint geradezu ein von den übrigen Ständen abgesonderter Haufe zu seyn. Die Großen und Reichen, die Equipagen halten, haben das grausame Recht, ihn nieder zu fahren und auf den Strassen zu verstümmeln. Wohl Hundert haüchen Jahrüber unter den Rädern ihren Geist auf. Nach der Gleichgültigkeit bey dergleichen Zufällen zu schliessen,

schliessen, ist man vermuthlich der Meinung, daß dem Uebermuth der Reichen alles zu Gebot stehen muß. "Wenn ich Polizeylieutenant wär, sagte Ludwig der XV., ich verböt' die Kabriolets." Nur hielt er für seine Person dies Verbot unter seiner Würde.

Sage man Wundershalben dem ruhigen Bewohner der Alpen, daß es eine Stadt giebt, wo die Einwohner ihre Pferde mit verhängtem Zügel ihren Mitbürgern auf den Hals jagen, daß sie mit einer mäßigen Summe sich hierüber ausser Verantwortung sezen, und den Morgen drauf wieder damit anfangen können, er wird glauben, daß vom Mann im Monde die Rede sey und sich die Vorstellung einer solchen Barbarey nicht einmal in den Kopf bringen können.

Der Pöbel ist frech, klein und verwachsen und beym ersten Blick sieht man daß es keine Republikaner, sondern nur Unterthanen eines Monarchen sind. Artig, weibisch und ohne starke Sitten sind die trügerischen Vergnügungen des Luxus der einzige Trost, der dem leztern noch übrig bleibt. Nur beym Republikaner äussert sich jenes rohe, trozige Wesen, jener belebte Blick, der die Stärke der Seele unterhält und dem Patriotismus zur Stütze dient.

Der Bürger hat seinen wahren Werth verlohren, wenn er auf der Straße nicht mehr den Kopf in den Nacken wirft und mit geballter Faust einhergeht; so sehr hängen große Tugenden mit einer gewissen ungeschlachten Rohheit zusammen. Sie kann ein verzärtelt Auge beleidigen, bleibt aber darum nicht weniger die sicherste Schutzwehr solcher Reiche, die ihre Macht zu größerm Nachdruck verhelfen wollen.

Kraft und Uebermuth, (wenn man so sagen darf) wird jederzeit bey einem Volk das Pfand seiner Freymüthigkeit, Treue und Redlichkeit seyn. Hört der Pöbel auf grob und laut zu seyn, so wird er ernsthaft, eitel, liederlich, arm und mithin niederträchtig.

Weit lieber sieht man ihn in London sich baxen und berauscht aus der Schenke taumeln, als kümmerlich, unruhig, zitternd, zu Grunde gerichtet und mit hängenden Ohren den häßlichsten Huren zur Seite und mit jeder Stunde zum Banquerot bereit. Er wird dann ausgelassen ohne Freyheit, verschwenderisch ohne Vermögen, thut dieß ohne Muth und Elend und Sklaverey werfen über kurz oder lang ihre schimpflichen Ketten über ihn her.

In

In China herrscht der Stock und der Pöbel ist das feigste, niederträchtigste und raubsüchtigste Gesindel von der Welt. In Paris kann ihn der Anblick eines Gewehrs aus einander bringen, er zerfließt in Thränen vor einem Polizeybedienten, sinkt in die Kniee vor dem Oberhaupte derselben; es ist dann so gut als ob der König unter dieser Canaille erschien.

Er glaubt, daß die Engländer roh Fleisch fressen, daß sie sich nach und nach alle in der Themse ersäufen und daß ein Fremder nicht zwischen ihnen fortgehen kann, ohne durch Ribbenstöße vom Leben zum Tode gebracht zu werden.

All die geistlichen Herren in der Allee zu Luxemburg sind Antianglikaner, die von weiter nichts reden, als wie sie in England einfallen, London einnehmen und es in Feuer und Rauch aufgehen laßen wollen, und die, so allgemein sie sich dadurch auch lächerlich machen, in ihrer Vorstellung über die Engländer von der übrigen Welt so weit eben nicht unterschieden sind.

Wir können weder recht reden noch recht schreiben in Paris, und doch erhitzen wir uns bis zur Ausschweifung für die Freiheit der Amerikaner, deren Land 1200 Meilen von uns liegt. Noch ist es uns unter dem Beifall, den wir ihrem bürgerlichen Kriege zujauchzen, noch gar nicht eingefallen, einen Blick auf uns selbst zu thun. Aber hin und her zu plaudern ist nun schon einmal ein Bedürfniß zu Paris; und vom Größten bis zum Kleinsten ist alles beweinenswürdig - schimpflichen Vorurtheilen unterworfen.

Der Bürger zu Paris hat sich in vieler Absicht geändert. Er ist das jetzt gar nicht mehr, was er vor der Regierung Ludwigs des XIVten war. Die treuen Schilderungen voriger Zeit passen zur heutigen nicht mehr. Gegen Witz und Einsicht sind Stärke, Karackter und Willensfreiheit verloren gegangen.

Er hat die sonderbare Gabe, sehr höflich eine unhöfliche Frage an einen Fremden zu thun, verbindt Gleichgültigkeit mit der gefälligsten Aufnahme, erzeigt ihm Dienste, ohne ihn zu lieben und bewundert ihn aus Verachtung.

„Ich

„Ich kenn' nur drey große Männer, „Friedrich, Voltären und mich", sagte ein Tanzmeister, der sich unmittelbar hinter diesen großen Männern seinen Platz anwies. So spricht ganz Paris, wo jedermann das Recht zu haben glaubt, dem Ruhm die Namen anzusagen, die er zu krönen verbunden ist.

* *
*

Man kann die blinde Verläumdung unmöglich ohne Bedauern anhören, die die Franzosen gegen abwesende Engländer zu einem so hohen, übermüthigen und verächtlichen Ton verführt, und nichts beweist besser wie sehr man in Paris mehr als anderswo Nationalvorurtheilen unterworfen ist. Die Artickel seiner Zeitung nimmt er wie Glaubensarticel an, und ob sie gleich durch immerwährende Auslassungen Europa am unverschämtesten belügt, so räumt er außer ihr doch keiner andern sein Vertrauen ein. Er wird jederzeit darauf bestehen, daß es nur an Frankreich liegt, wenn es sich England nicht unterwirft, und es gegen jedermann betheuren, daß man nur darum keinen Einfall in London wagt, weil man keinen wagen will, daß wir der englischen Nation selbst ihre

Schiffart auf der Temse verbieten können ꝛc. und all dieß verwegne Geschwätz muß man noch von Menschen hören, die am wenigsten so was über ihre Zunge bringen sollten. Ueber manchen Gegenstand gehts noch vernünftig genug, allein wenns auf England kömmt, so scheinen sie weder Beurtheilung, noch Erfahrung noch Belesenheit zu besitzen. Sie haben nicht den mindesten Begrif von der politischen Einrichtung dieser Republik und sprechen ohngefehr so davon wie ein Wochenblättler, der kein Wort Englisch versteht, von Shakespear spricht. Ihre ungeheuren Behauptungen verdienen von besser unterrichteten Leuten ausgelacht zu werden, demungeachtet urtheilen die ersten der Nation, und selbst sie, die Gelehrten, so arg wie der Pöbel über diesen Gegenstand.

Ein Bürger aus der Straße St. Jacob hörte sehr fleißig und mit vieler Entzückung die heftigen Reden eines gewissen Abbts, der ein geschworner Feind der Engländer war. Der Abbt hatte immer folgende Formel im Munde; man braucht nur dreyßigtausend Mann zu werben, braucht nur dreyßigtausend Mann einzuschiffen, dreyßigtausend Mann auszuschiffen und mit dreyßigtausend

send Mann London einzunehmen; und das alles wär eine Kleinigkeit.

Der Bürger wird krank, denkt an seinen theuren Abbt, den er nicht mehr anhören kann und der ihn doch aufs allergewisseste die nahe Zerstörung Englands mittelst dreyßigtausend Mann vorhergesagt hatte. Um ihm seine herzliche Erkenntlichkeit dafür an Tag zu legen (denn der gute Mann haßte die Engländer, ohne zu wißen warum) hinterließ er ihm ein Legat und setzte in seinem Testamente fest: daß er dem Herrn Abbt dreyßigtausend Mann eine Rente von 12hundert Livre vermache, er kenne ihn unter keinem andern Namen, allein es wäre ein guter Bürger, der ihn zu Luxemburg versichert habe, daß die Engländer, dieß rohe Volk, welches seine Beherrscher vom Thron wirft, nächstens aufgerieben seyn würde.

Auf die Aussage verschiedner Zeugen, welche betheuerten, daß das der Beinahme des Abbts wär, daß er seit undenklichen Zeiten sich in Luxemburg aufhielt und sich da als einen unveränderlichen Widersacher jener stolzen Republikaner bewieß, wurd ihm dieß Vermächtniß nun würklich auch ausgezahlt.

* * *

Jenes Heer unnützer Bedienten, die einzig der Parade wegen da sind, ist die Quelle der gefährlichsten Verderbniß, die in irgend einer Stadt nur Eingang gewinnen kann. Unzähliche Unordnungen strömen aus ihr hervor, wachsen an und drohen früh oder spät fast unvermeidliches Unheil anzurichten.

Man glaubt Wunder, wie mächtig der Staat ist, wenn man sie in ganzen Haufen Spaziergänge, Straßen und öffentliche Plätze anfüllen sieht: welcher Abschaum von Menschen aber! unmöglich kann man sich, wenn man sie Trupweise in den Vorzimmern findt, des Gedankens erwehren, daß sie in der Provinz große Lücken zurückgelaßen, und daß diese blühende Bevölkerung in Paris den übrigen Theil des Königreichs zur Wüste gemacht.

So ein Haus eines Generalpächters z. E. ist nicht ohne 24 Bediente, die Liverey tragen; Küchenjungen, Helfershelfer und sechs Kammerweiber für Madam ungerechnet. Ohn alles Bedenken kann man unter diese Dienerschaft dem Pack von Stande einen Platz anweisen, das vom Morgen bis zum

Abend

Abend ihren Speichel leckt, weil es sich in seiner Denkungsart in nichts von Bedienten unterscheidt, so ebenfalls noch fünf bis sechs kriechende Subalternen, deren Unterhaltung sich gänzlich in die hohen Eigenschaften der Dame des Hauses theilt. Und nun noch dreyßig Pferde auf dem Stall! was kann man sich unter solchen Umständen anders denken, als daß der Herr und die Dame des Hauses, die in ihrer prächtigen Wohnung übermüthigen Stolz für standesmäßige Aufführung ansehen, alles wie Krop behandeln müssen, was nicht hundert tausend Livres Renten verzehrt?

* * *

Nach Büffon sterben ungefähr jährlich 20000 Menschen in Paris; diese Rechnung scheint dem angeführten Beobachter eine Bevölkrung von 700000 Seelen zu geben, 35 Lebendige auf einen Todten gerechnet. Alle starke Winter vermehren diese Sterbliste, und man findt sie auf 30000 im Jahr 1709 und auf 24000 im Jahr 1740 angewachsen.

Nach dem nemlichen Beobachter werden in Paris mehr Knaben als Mädchen geboren, und sterben

mehr Männer wie Weiber, und zwar nicht blos nach dem Verhältniß der mehr Gebornen männlichen Geschlechts, sondern noch in beträchtlicher Anzahl darüber hinaus.

Die einzige Stadt Paris bringt dem Könige beinah jährlich 20 Millionen ein. Es ist nicht umsonst, daß die Könige von Frankreich die Hauptstadt unsre gute Stadt Paris nennen; sie ist eine gute Kuh, die vortreflich zum Melken ist. —

Der Hof ist auf alles, was die Pariser sprechen sehr aufmerksam. Er nennt sie die Frösche. Wovon reden die Frösche, fragen sich die Prinzen untereinander, und wenn die Frösche bey ihrer Erscheinung in die Hände klatschen, sind sie sehr wohl zufrieden damit. Man bestraft sie manchmal durch Gleichgültigkeit, und das sehen sie nicht gern, weil sie doch so ein dunkles Gefühl davon haben, daß es in der Stadt Leute giebt, die Verstand und Gefühl besitzen und die sie und ihre Handlungen sehr wohl zu würdigen im Stande sind. Und dann so bestimmen diese Leute, ohne daß man recht weiß wie, das Urtheil der gesammten Nation.

Bey gewissen Gelegenheiten nimmt die Polizey sehr sorgfältig mächtige Schreyhälse in Sold, die sich in verschiedenen Quartieren der Stadt zerstreuen, um den übrigen Pöbel in Zug zu bringen.

* * *

Man rechnet sechs bis siebenhundert Kaffehäuser in Paris. Sie sind die gewöhnliche Zuflucht der Müßiggänger und der Aufenthalt der Dürftigen. Diese wärmen sich da Winter über, um zu Hause Holz zu ersparen. In einigen sind Schöngeister-Kränzchen angelegt, man beurtheilt da Autoren, Theaterstücke, zeigt ihnen ihren Rang und Werth an, und Dichter, die ans Licht treten wollen, machen da, wie gewöhnlich, das gröste Geräusch, so wie diejenigen, die von der Bühne gepfiffen, gemeinhin Satiriker werden, denn der unbarmherzigste Kunstrichter ist jederzeit ein verachteter Autor.

Hier werden Kabalen für oder wider die Werke der Schriftsteller geschmiedt; die Häupter der Partheyen lassen keine Gelegenheit vorbey sich furchtbar zu machen, und einen Schriftsteller, den sie nicht leiden können, pflücken sie vom Morgen bis in die Nacht.

Nacht. Oft haben sie ihn nicht verstanden, dem ohnerachtet geht das Geschrey wider ihn in einem fort, und jeder, der einen litterarischen Ruf hat, muß sich dergleichen brausende Anfälle schon ruhig gefallen lassen.

In den mehresten übrigen Kaffehäusern ist das Geschwätz noch langweiliger. Es nimmt aus den öffentlichen Blättern seinen Anfang und endigt sich wieder in sie. Die Leichtgläubigkeit hat von dieser Seite keine Grenzen in Paris; sie verschluckt alles, was man ihr vorhält, und tausendmal angeführt, kömmt sie doch immer wieder zu den Wischen des Ministeriums zurück.

Mancher kömmt um zehn Uhr Morgens aufs Kaffehaus und geht nicht ehr, als um elf Uhr Abends herunter. Er hält Mittag mit einer Tasse Kaffe und nimmt sein Abendbrod in einem Glase Bavaroise ein. Reiche Narren lachen darüber, statt ihm ihren Tisch anzubieten.

Es läßt nicht anständig den ganzen Tag über seine Zeit auf Kaffehäusern zuzubringen, weil es von Mangel an Bekanntschaft und gänzlicher Entfer-

nung

nung aus guter Gesellschaft zeigt; dem ohnerachtet würde ein Kaffehaus, wo sich Leute von Einsicht und gefälligen Betragen versammelten, durch die Freiheit und Munterkeit, die drauf herrschen würde, unsern oft langweiligen Visitenkränzchen weit vorzuziehen seyn.

Unsre Vorfahren gingen in die Schenke, und verlohren, wie es heißt, nichts von ihrem guten Humor. Wir dürfen kaum mehr zu Kaffe gehen, weil das schwarze Gesöf, was man da trinkt, übelthätiger als der edle Wein ist, in dem sich unsre Väter berauschten.

Traurigkeit und beißende Bitterkeit haben eins dem andern in jenen Spiegelsälen Platz gemacht und der Ton des Verdrusses stiehlt sich in ihnen aus jedem Winkel hervor. Ob das neue Getränk diesen Unterschied hervorgebracht haben mag?

Ueberhaupt ist der Kaffe, den man da zu sich nimmt, schlecht und verbrannt; die Limonade gefährlich; die Liqueurs ungesund und von Weineßig, allein der Pariser ist schon so ein Tropf, daß er sich in allem an den Schein hält und alles frißt und säuft und verschlingt.

Die

* * *

Die neue Brücke (Pont-neuf) ist der Stadt das, was das Herz dem menschlichen Körper ist, der Mittelpunkt nehmlich aller Bewegung und Circulation. Der Strom von Einwohnern und Fremden, der über selbige auf- und niederströmt, ist so groß, daß man um nöthige Personen zu treffen, nur jeden Tag eine Stunde darauf herumspaziren darf.

Hier pflanzen sich auch die Spions der Polizey hin, und wenn sie nach Verlauf einiger Tage ihren Mann nicht zu Gesicht bekommen, so betheuren sie gerade heraus, daß er nicht mehr in der Stadt ist. Die Aussicht über der Königsbrücke (Pont-royal) ist schöner, allein mehr Verwunderung und Erstaunen flößt die Aussicht über der neuen Brücke ein. Hier bewundern Einheimische und Fremde die Bildsäule Heinrichs des IVten zu Pferde, und alle stimmen darin überein, daß man ihn zum Muster der Güte und Popularität nehmen müsse.

Ein Armer verfolgte einst Jemanden längst dem Geländer; es war ein Festtag. Im Namen des heiligen Petrus, sagte der Bettler; im Namen

des

des heiligen Josephs; im Namen der heiligen Jungfrau; ihres göttlichen Sohns; im Namen Gottes: und nun gerade vor erwähnter Bildsäule; im Namen Heinrichs des IVten, schrie er: der Verfolgte kehrte sich um; „im Namen Heinrichs des IVten"? Da; und es war ein Louisdor, was er ihm gegeben hatte.

Es giebt Leute, die auf dieser Brücke mit Medaillons von Gips ausstehen. Einer davon schleppte sich immer mit zwey herum, und zwar so, daß er eins vor, das andre hinter sich hängen hatte. Es waren Medaillons von Heinrich dem IVten und Ludwig dem XIVten. Wie theuer das erste? frug ihn einmal Jemand. Sechs Livres, erwiederte der Verkäufer. Und das andre, tragt ihr das auch zum Verkauf herum? Nicht anders, ich trenne sie nie, mein Herr, denn ohne den ersten würd ich den andern in meinem Leben nicht los werden.

Man glaubt in den Provinzen, daß man zur Nacht, nicht ohne Gefahr in den Fluß geworfen zu werden, über diese Brücke gehen kann. Man spricht von den Einbrüchen des Cartouche so, als ob dieser Räuber noch existirte: — der Weg über diese Brücke ist so sicher wie kein einziger in Paris.

Ein

Ein Engländer ging vor fünf Jahren folgende Wette ein; er wolle nehmlich 2 Stunden lang auf der neuen Brücke umhergehen, und den Vorübergehenden gute, neue Thaler sechs Livres an Werth, für 20 Sous das Stück, anbiethen und demohngeachtet auf diese Weise keine 200 Livres ausgeben.

Er ging und rief mit lauter Stimme, he wer kauft funkelneue Thaler, sechs Livres an Werth, zu 20 Sous das Stück, wer kauft? — Verschiedene gingen an ihn heran, befühlten die Thaler — und gingen ihres Wegs. Sie sind falsch, sagten sie, und zuckten die Achseln. Andre lächelten wie Leute, die weit über diese List weg wären, und nahmen sich nicht einmal die Mühe still zu stehen und ihn anzusehn. Endlich nahm eine Frau drey; ich wills doch wagen, sagte sie lachend zu den Umstehenden, und aus purer Neugierde 20 Sous fürs Stück geben, nachdem sie sie lange genug vorher untersucht hatte. Und dabey bliebs, der Engländer verkaufte in zwey Stunden kein Stück mehr und hatte seine Wette gegen diejenigen, die die Nation weniger als er studirt und ihren Geist kennen gelernt hatten, nun über und über gewonnen.

Die Sicherheit von Paris während der Nacht ist das Werk der Schildwache und 2 bis 300 Mouchards, die Straß auf und nieder rennen, was verdächtig ist, auswittern und es nicht aus den Augen lassen. Alles, was die Polizey einziehen läßt, wird des Nachts aufgehoben. Dadurch ist die Lust zu Räubereyen so eingeschreckt, daß man auf den Strassen zu Paris so sicher des Nachts wie am Tage ist, einige Zufälle ausgenommen, die unvermeidlich sind, wenn man an die Menge verzweifelter Menschen denkt, die nichts zu verliehren haben.

Man prügelte sonst die Schildwache und machte sie zum Ziel seines Zeitvertreibs, den sich junge Herren aus ansehnlichen Familien verschaften, zerbrach Laternen, schmiß die Thüren ein; allein, all solche Ausschweifungen hat man mit einer solchen Strenge unterdrückt, daß von dergleichen Spaß nichts mehr zu hören ist. Die Jugend steht gar nicht mehr in dem Ruf, als ob sie nicht zurecht zu bringen wär und nichts würde heut zu Tag die tolle Gewaltthätigkeit eines Trunkenbolds zu entschuldigen im Stande seyn.

In der That ist dies kein kleiner Vorzug der Hauptstadt. Das reifre Alter hat von den brausenden Jünglingsköpfen nichts zu befürchten. Eine Magistratsperson sagte einmal, daß sie es dahin bringen wollte, daß man vor das Pflaster in Paris so viel Ehrfurcht wie vor ein Heiligthum tragen sollte; sie hatte Recht und es war wohl gesprochen von ihr.

Kartouche setzte ehmals eine sehr geraume Zeit hindurch die Stadt in Schrecken; heutzutage würd' das Haupt einer solchen Bande selbst mit größerer Kühnheit und größern Hülfsmitteln es so weit nicht bringen können.

Eine ununterbrochne Korrespondenz zwischen dem Magistrat und seinen Obern bewirkt eine zusammenhängende Kenntniß von Allem, was vorfällt, und man kömmt Unordnungen eben so schleunig zuvor, als man die Ausübung derselben bestraft.

Den angesetzten Spions sind andre hinter der Ferse, die auf sie Acht haben und drauf sehen, ob jene ihre Pflicht thun. Beide Gattungen stehen jederzeit in wechselseitigen Beschuldigungen gegen einander und um den kleinsten Gewinn richten sie sich unaufhörlich untereinander zu Grunde. Aus diesem greulichen Hefen von Menschen nun entspringt die öffentliche

Ordnung in Paris. Indessen bestraft man sie aufs strengste, wenn sie irgendwo die Gerichte hintergehen.

Ein Mensch, der verdächtig ist, oder nur als ein solcher angegeben worden, hat bey jedem Schritte das Auge der Polizey hinter sich, und er thut sicher keinen einzigen, den man ihm nicht wiedersagen könnte, wenn man ihn eingezogen hat.

Die Beschreibung, die man von dergleichen Leuten macht, ist so ein übereinstimmendes Gemälde, daß es unmöglich ist, sich an ihnen zu irren; und diese Kunst, jede Figur aufs genauste durch Worte nachzuzeichnen, ist bey der Polizey so weit getrieben, daß der beste Schriftsteller, wenn er sich noch so viel Mühe damit geben wollte, weder was hinzusetzen noch sich andrer Ausdrücke dabey bedienen würde.

Personen von Stande treiben dies Handwerk heutzutag und viele sind Barons, Grafen und Marquis.

Es war eine Zeit unter Ludwig dem XVten, wo diese Spions sich so vervielfältigt hatten, daß Freunde, die bey einander waren, sich über Dinge, die

 sie

sie zu Herzen genommen hatten, nicht ausschütten durften; die Wache der Ministerialinquisition legte an jede Thüre ihr Ohr und horchte auf alles, was drinn vorging, und man bestrafte hinterher als gefährliche Verschwörungen die offenherzigen Vertraulichkeiten, die sich Freunde einander mitgetheilt und die bestimmt waren, an dem Orte begraben zu bleiben, wo sie waren mitgetheilt worden.

Jeder, der, unter welchem Namen es wolle, bey der Polizey in Diensten steht, wird zu keiner guten Gesellschaft mehr zugelassen, und man thut Recht daran.

Der vierte Theil von Bedienten läßt sich zu Spions gebrauchen, und Familiengeheimnisse, die man noch so verschwiegen glaubt, gelangen zur Kenntniß derer, welche sie zu benützen im Stande sind.

Die Minister halten ihre Spions für sich und besolden sie aus ihrer Tasche. Sie sind gefährlich, weil man ihr Geschäft ihnen weniger, als den andern ansieht und sich folglich schwerer für sie in Acht nehmen kann. Durch sie erfahren die Minister alles, was von ihnen gesprochen wird, benutzen es aber

schlecht.

schlecht. Gemeinhin werden sie dadurch nur aufmerksamer, ihre Feinde zu stürzen und ihre Widersacher aus dem Sattel zu heben, als daß sie einen weisen Gebrauch aus den freyen und ofnen Geständnissen ziehen sollten, die man zu tausenden sich entschlüpfen läßt, weil man in seinen Reden gegen die Minister jederzeit sehr dreist verfährt und nur allein gegen die Person der Prinzen wirkliche Achtung hegt.

Der Polizeylieutenant ist ein sehr bedeutender Minister geworden, ob er gleich nicht den Namen eines Ministers führt. Sein Einfluß ist mächtig und geheim. Er weiß um so viel Sachen, daß er eine Menge Gutes und Böses thun kann, je nachdem er sie verwirren oder auseinander bringen, Licht oder Finsterniß über sie verbreiten, durch sie zu Boden schlagen oder durchhelfen will: kurz sein Ansehen ist eben so verfänglich als es ausgebreitet ist.

Man kennt seine Verrichtungen, weiß aber vielleicht nicht, wie sehr er sichs angelegen seyn läßt, eine Menge junger Leute vor der öffentlichen Gerechtigkeit über Seite zu bringen, die rasend und unbändig genug waren, Diebstähle, Bübereyen und Niederträchtigkeiten zu begehen. Er entzieht sie der öffent-

lichen beschimpfenden Strafe, die Schande davon würde auf eine ganze unschuldige Familie zurückfallen, und diese Schonung ist sehr menschlich, so lang unsre Vorurtheile in diesem Stück noch so äusserst ungerecht und grausam sind.

So ein Bösewicht wird eingesperrt oder verbannt, nicht aber durch Henkers Hand hingerichtet. Die Polizey rettet so freilich viel schuldige Personen, die gestraft zu werden verdienen, da aber diese junge Leute aus der Gesellschaft gestoßen werden und nicht eher zu ihr zurückkehren, als bis sie ihre Vergehungen gut gemacht haben und gebeßert sind; so hat die Gesellschaft eben keine Ursache, über diese Nachsicht Beschwerde zu führen.

Wenn diese Magistratsperson alles was sie weiß, erfährt und sieht, einem Philosophen mittheilen und ihm über gewiße Dinge, von denen sie fast allein nur unterrichtet ist, Licht geben wollte, aus keiner andern Feder würde so viel merkwürdiges und unterrichtendes zum Vorschein kommen, er würde alle seine Mitbrüder in Erstaunen setzen.

* *
*

Man begreift nicht leicht den Unterschied, der sich unter gut reden und gut schreiben findt. Der Mann, der in Paris über alle Künste am besten spricht, dessen unversiegliche Unterhaltung seinem Stile gleicht, und dessen Beredsamkeit noch eben so gut in seinem Zimmer, als in seinen Schriften erhitzt, ist — Diderot.

†.

Naturgeschichte des Auerochsen.

Der Auerochs hat die Grösse eines vollkommen ausgewachsenen zahmen Bullen, ist auch sonsten am Kopfe fast eben so gebaut, ausser daß er sehr lange Ohren hat, die er vermöge seiner Muskelfiebern ausdehnen und zusammenziehen kann. Die Hörner sind am Auswuchs ausserordentlich dick, fallen aber immer dünner, haben über der Mitte eine nicht große Krümmung und sind am Ende zugespitzt; überhaupt aber ist das Horn nicht viel länger als am zahmen Bullen. An der Unterlefze hängt ohngefähr ein spannlanger Bart. Sein Kropf ist von ausserordentlicher Größe, so, daß er bei einigen von der

Brust ab beinahe bis an die Erde ragt. An der Stirne sind seine Haare kraus und die Augen sind gegen den innern Winkel zu feuerroth und leuchtend. Seine Zunge ist beinahe einem geschärften Stahle gleich. Die Füße sind gespalten und unterwärts gegen das Horn zu dem Elend gleich, vorne ist er höher und nach hinten zu niedriger. Abbildungen von ihm sind im Henneberger und Hartknoch zu finden. Die Farbe des Auerochsen ist gemeinhin schwarzbraun oder nach Hartknochs Ausdrucke „fahlechtig." Julius Cäsar und Erasmus Steller berichten, „daß er beinahe die Größe eines Elephanten erreicht" und Henneberger berichtet, „daß derjenige, welchen er „1595. ausgemessen, vom vordern Fuß bis auf den „Rücken viertehalb Ellen hoch und von den Hörnern „bis an den Schweif fünf und ein Viertheil Elle „lang gewesen und neunzehn Centner und fünf Pfund „Nürnbergisch gewogen habe." Doch war diese Größe ausserordentlich selten. Er zeichnet sich durch vorzügliche Wildheit und Grausamkeit aus, so, daß er, nach Stellers Bericht, „weder eines Thieres noch „Menschen schonet": allein seit ohngefehr 60 Jahren ist dieses Thier schon mehr gezähmet worden, so, daß Mascovius in einer Streitschrift sich selbst als Zeugen anführt, „daß eine ganze Anzahl von ihnen aus den

„Hän-

„Händen kleiner Knaben ihr Futter genommen.“ Ihre Stärke ist ausserordentlich groß und liegt vorzüglich in den Schultern und dem Halse. Ein annoch lebender Jäger, der sich in seiner Jugend mit dem Auerochsenfang beschäftiget, ist ein Augenzeuge gewesen: „daß ein Auerochs ein großes und muthi„ges Pferd, so ihn angegriffen, ganz gelassen auf „die Hörner gefaßt, zum wenigsten 6 - 8 Schue in „die Höhe geworfen und einigemal gleich einem Ball „aufgefangen, ohne daß ihm dieses im geringsten „mühsam geworden.“ An Geschwindigkeit übertrift er alle Thiere seiner Größe. Sein Gebrülle unterscheidet sich durch seinen dumpfen Ton und durch seine Rauhigkeit vom Gebrüll des zahmen Ochsen. Die Arten, dieses Thier zu fangen, sind zu allen Zeiten verschieden gewesen; in den ältesten Zeiten hat man sie in hölzerne Kasten mit List gefangen. Die alten Preußen pflegten damals ihre Hörner in ihre Versammlungen zu bringen und wer die mehresten vorzeigen konnte, wurde für den tapfersten gehalten. Nach Einführung der Waffen aber wurde diese Ehre nur demjenigen zu theil, der einen Auerochs mit Hunden gehetzt und mit dem Spies erlegt hatte; in den neuern Zeiten hat man sie durch Schiesgewehr getödtet. Aus ihren Hörnern verfertigte man Trink-

 geschir-

geschirrt und ihr Fleisch ist geniesbar. Die Auerkühe sind größer als die Ochsen, haben aber nur kurze Eitern. Sowohl Ochsen als Kühe sind in Preußen gänzlich ausgerottet und werden nur in Podolien, Masovien, Ungarn und selten in den nahen polnischen und nördlichen Wildnissen angetroffen. Ihr Aufenthalt ist in großen Wildnissen, aus welchen sie nur im Winter durch den Hunger ins Freye getrieben werden. Ihre Nahrung besteht in Graß, Baumrinden und Knospen und an solchen Orten, wo sie zur Jagd gehegt werden, wird ihnen im Winter Heu zugeführt. Ausser diesen findet man auch in Amerika eine Gattung, welche man Bisontes nennt, die aber beynahe gänzlich, ihre Größe ausgenommen, mit unsern Auerochsen übereinkommen, daher auch viele Schriftsteller behaupten, daß man ihnen diesen Namen aus Unwissenheit gegeben. Von diesen amerikanischen Bisonten bekömmt man sehr gute Häute, die man zur Kleidung mit Farben beizt. Die Franzosen bedienen sich derselben der Leichtigkeit wegen zu Bettdecken.

Zum Schluß dieser Geschichte noch etwas vom Aufenthalt dieses Thieres. Der Auerochs gehört eigentlich in Preußen, Polen, Lithauen und Weißrußland

land zu Hause. Hartknoch, Henneberger und mehrere preußische Schriftsteller geben Preußen als sein eigentliches Vaterland an. Julius Cäsar schreibt zwar, daß im hercynischen Walde Auerochsen (Vri) befindlich gewesen, welches auch Valerinus und Solinus bezeugen. Inzwischen widerspricht dies nicht der Meinung des Hartknoch u. a. Denn nach den ältesten Erdbeschreibern nahm der hercynische Wald in Schweden seinen Anfang und erstreckte sich bis Deutschland, wo, nachdem er bey zunehmender Volksmenge durchgehauen worden, der Harz, Thüringer und Böhmer Wald als Ueberbleibsel desselben befindlich sind, worinnen aber laut dem Zeugnisse aller Schriftsteller sich keine Auerochsen jetzo aufhalten. Salomon Neugebauer bestätigt noch die Meinung des Hartknochs indem er sagt, „daß im hercynischen „Walde in Weißrußland besonders an der Seite, „die an Preußen gränzt, wilde Auerochsen, welche „auch andere Bisonten nennen und Elendthiere ge„funden werden." Es frägt sich aber, warum der Auerochs vorzüglich in Preußen gefunden worden, und ich glaube hiebey der Meinung des Mascovius beystimmen zu können, daß die Beschaffenheit unserer Himmelsgegend dem Temperament dieses Thieres vorzüglich angemessen

sen sey, und daß unter einer gewissen Himmelsgegend die Kräuter, welche ein Thier zu seiner Nahrung braucht, häufiger und kräftiger als unter einer andern gedeyhen. Jetzo aber ist dieses Thier durch Jäger ausgerottet; auch sind viele Waldungen in Preußen völlig niedergehauen und andere wiederum stark ausgehauen worden.

M—r.

Auszug aus dem Tagebuche des Doctor Thunbergs auf seiner Reise von Sina nach Japan.

Nachdem D. T. dem Präsidenten der Königl. Societät zu London gesagt, daß seine Reise durch die Directeurs des botanischen Gartens zu Amsterdam veranlaßt worden; daß er den 28sten Juny 1775. von Batavia, auf dem holländischen Schiffe Stavenisse, nach Japan abgegangen und den 13ten August in dem japanischen Hafen von Nangosaki — dem einzigen, worin es ausländischen Schiffen erlaubt ist zu landen — eingelaufen sey; fährt er so fort.

Wir

Wir liefen mit fliegenden Wimpeln in den Hafen; salutirten das Kastell, die Garde des Kaisers und der Kaiserin und die Stadt selbst. Sogleich kamen zween Gelehrte, (Bonjoses genannt) mehrere Dolmetscher, Unterbediente und einige Leute von der holländischen Faktorey, an Bord.

Die Bonjosen kommen sehr mit den sinesischen Mandarins überein. Man bereitet ihnen einen Sitz auf dem Verdeck und sie müssen stets da seyn, so oft etwas vom Schiffe oder auf dasselbe gebracht wird. Sie haben Acht auf die Ladung wie auf die Mannschaft, von welcher letztern keiner ans Land gehen und an den Bord zurückkommen kann, ohne ihren Erlaubnißschein, und täglich bringen sie dem Guvernör von Nangosaki Nachricht von allem, was sich auf dem Schiffe zugetragen.

Die gewissenhafte Aufmerksamkeit, mit welcher im Jahr 1775. diese Herren die kaiserlichen Befehle befolgten, verdient angemerkt zu werden. Mit größ- ter Mühe untersuchten sie die unbeträchtlichsten Dinge, welche man vom Schiffe oder aufs Schif brachte. Die Ballen waren offen und auseinander gelegt; die Kisten gänzlich ausgeleert, selbst die Planken wur-

wurden untersucht, ob sie nicht verbotene Dinge enthielten, und nicht weniger ängstlich examinirte man die Butterfäßchen. Auch unsere Käse entgingen dieser Strenge nicht; aller Orten fuhr man mit einem Eisen durch, und dann und wann zerbrach man sogar die Eyer, um zu sehn ob ihre Schaale Verbotenes enthielt. Wir selbst wurden bey jedem Ausgehen und Wiederkommen vom ersten bis zum letzten gleichsam durchwühlt. Erst betastete der Aufseher unsern Rücken, dann die Brust, den Bauch, die Lenden u. s. w. so, daß wir auch die *größte Kleinigkeit* nicht würden haben verbergen können, wenn wir auch gewollt hätten. Ehemals war man hierin weniger pünktlich, und hatte den Obersten von der Faktorey und den Schifskapitain davon ausgenommen, welche sich denn dieses Vorrechts im weitesten Verstande bedienten. Sie gingen sie aus, ohne einen großen Ueberrock mit weiten und tiefen Taschen, welche man als Beutel betrachten konnte, die zu Verbergung der Contrebande bestimmt waren, und auf diese Art machten sie täglich einige Reisen vom Schif ans Land und vom Lande an den Bord; allein ein solcher Mißbrauch konnte nicht lange verborgen bleiben. Die Regierung wurde hierüber unwillig und nachdem neue Verordnungen ihr zeigten, daß alle Mühe —

euro-

europäische Betrügereyen zu entdecken — nur zu größerer List Anlaß gebe, beschränkte sie zuletzt alle Vorrechte so sehr, daß es jetzt äusserst schwer ist, Unterschleif zu machen; unterdeß geschiehts doch noch hin und wieder.

Ueberhaupt sind die Japaner gelblich, doch haben einige Frauen fast eine weiße Farbe; in Rücksicht ihrer kleinen Augen und hohen Augenbraunen gleichen sie den Sinesern und Tatarn; ihre, obgleich starken Nasen sind kürzer als die unsern; ihre Haare sind schwarz und der Kopfputz ist im ganzen Reiche so gleichförmig, daß sich Kaiser und Landmann hierin nicht unterscheiden. Die Männer haben einen geschornen Vorderkopf, und lassen die übrigen Haare hinten herunter hängen; die Weiber behalten sie alle und Priester und Aerzte unterscheiden sich durch einen g a n z geschornen Kopf.

Die Kleidung der Japaner hat sich seit undenklichen Zeiten nicht geändert. Sie besteht aus langen bis auf die Erde hangenden Röcken, von einem schönen seidenen mit goldenen und silbernen Blumen durchwürkten Stoffe, welcher auf der Insul Farsisio und Kamakura verfertiget wird. Im unter-

untersten Stande sind diese Röcke von Catun. Das Frauenzimmer trägt sie reicher als die Männer, und unterscheidet sich von den letztern vorzüglich durch die Menge der Camisöler, worin es sich hüllet und welche auf der Brust offen stehen. Eine kurze schwarze Jacke, die auf dem langen Kleide anschließt und an den Seiten offen ist, unterscheidet Vornehme und Geringe. Einige tragen Strümpfe, allein, überhaupt genommen, gehn die Japaner mit nackenden Füssen; nur, wenn sie auf Reisen sind, bedecken sie den Kopf mit einem *kegelförmigen Strohhute*.

Ihre Häuser werden von indianschen Holze gebauet; von aussen und innen mit geweißten Brettern verkleidet; und sind nur zwey Stockwerk hoch, deren erstes — der Feuchtigkeit wegen — selten bewohnt wird. Jedes Stockwerk bestehet aus einem großen Zimmer, welches man — wenn man will — in mehrere kleine theilen kann, durch bretterne Abschläge, die man mit buntem Papiere bekleidet. Die Fenster werden mit hölzernen Rahmen verschlossen, die mit Papier — welches, dem Regen zu widerstehen, hinlänglich in Oel getränkt worden — überzogen sind und so an Helle unsern Glaßfenstern ziemlich nahe kommen. In den Zimmern befinden

sich

sich weder Stühle, noch Tische, noch Betten. Man setzt sich und schläft auch auf Strohmatten, die man über den Fußboden gebreitet hat, und welche sehr reinlich gehalten werden. Die Japaner speisen auf Dielen, welche einige Zoll über dem Fußboden erhoben sind, und man trägt nie mehr als ein Gericht zugleich auf. Sie bedienen sich metallener Spiegel, aber, nur beym Ankleiden und nicht zur Verschönerung ihrer Zimmer.

Ungeachtet der Strenge ihres Winters, — die sie nöthigt, vom Monat November bis März, ihre Häuser zu erwärmen, — haben sie weder Oefen noch Kamine. Irdene oder eherne Gefäße, worin Kohlen unter Asche glimmend erhalten werden, und welche sie zwischen die Füsse nehmen, dienen ihnen zur Erwärmung. Diese Kohlen scheinen eine Zubereitung erhalten zu haben, die ihre Ausdünstung unschädlich macht.

Wahrscheinlich haben die Portugiesen den Toback in Japan eingeführt; allein jetzt bedient man sich seiner mit vieler Mäßigkeit, obgleich beyde Geschlechter gleich stark rauchen. Die erste Höflichkeitsbezeigung bey der Ankunft eines Fremden, bestehet in der Darreichung einer Pfeife, die aber kaum so viel Toback, als eine Erbse groß, enthält.

Beyde Geschlechter bedienen sich der Fächer: Dieses Hausgeräth ist ihr beständiger Begleiter, sie mögen zu Hause seyn oder ausgehen. Reinlichkeit ist hier gleichsam zu Hause und es ist fast keine Wohnung, wo es nicht wenigstens ein Bad gäbe, dessen sich die ganze Familie täglich bediente.

Gehorsam gegen Aeltern und Hochachtung gegen Obere, ist ein Hauptzug im Charakter dieses Volks. Es ist in der That ein unterhaltender Anblick, mit welcher Achtung Geringere Vornehmern begegnen: treffen sie auf der Straße zusammen, so warten jene, bis diese vorüber gegangen sind; geschiehet's im Hause, so bleiben die ersten in einer gewissen Entfernung und neigen sich bis auf die Erde. (*) In Begrüßungen und gesellschaftlichen Unterhaltungen können sie nicht höflicher seyn, und ihre Kinder bilden sich frühzeitig nach dem Beyspiele ihrer Aeltern.

Ihr Criminalrecht ist überaus strenge; allein, selten finden sich Strafwürdige, und vielleicht ist kein Land, das weniger Verbrechen gegen die menschliche Gesellschaft aufzuweisen hätte.

Die

(*) Ein sicherer Beweis eines sklavischen Eselartigen Volkes.

Die Art, sich der Namen zu bedienen, ist ganz von der Gewohnheit aller andern Völker verschieden. Den Geschlechtsnamen brauchen sie nur zur Unterzeichnung der feyerlichsten Verträge. Der besondere Name, der zur Bezeichnung eines Menschen dienet, ändert sich nach dem Alter und der Lage eines Jeden und oft hat ein Mensch, in seinem Leben fünf oder sechs verschiedene Namen geführt.

Handel und Manufakturen blühen im Lande; allein, da die Japaner weniger Bedürfnisse als die Europäer haben, so haben sich jene auch nicht sehr verbreitet, nur der Ackerbau wird überall und so gut betrieben, daß alle Felder, selbst die Gipfel der Berge, urbar gemacht sind. Ausser den privilegirten Handlungsgesellschaften der Sineser und Holländer, handeln sie mit keinem Ausländer. Die Holländer führen aus Japan Kupfer, Campher, Gewürznägelein, Fichtenholz, Helfenbein, Zinn, Bley, Schildpatt, Leinwand u. s. f. Ihre Handlungskompagnie bezahlt nichts für Ein- und Ausfuhr, und übersendet deshalb jährlich dem Hofe ein Geschenk, welches in Tuch, Leinwand, Catun u. s. w. besteht.

Hier fährt Herr D. Thunberg fort zu erzählen, daß er einer solchen Gesandschaft beygewohnt habe, wel-

 ches

ches sonst nur wenigen Europäern erlaubt sey. Den 4ten März 1776. ging die Ambassade von der kleinen Insul Dezima und der Stadt Nangosaki ab, mehr unter Bewachung als Begleitung von 200 Japanern. Den 12ten trafen sie zu Kokota und Simonosecki ein Schif für sich bereit, auf welchem sie bis Fiogo fuhren; von hier begaben sie sich zu Lande nach Osakka, — eine der vorzüglichsten Handelsstädte im Reiche, — woselbst sie den 8 und 9ten April blieben. Den 10ten kamen sie nach Miako, — der Residenz des Dairi (geistlichen Kaisers von Japan,) — von wo sie den 12ten nach Jeddo, der Hauptstadt des Reichs, abgingen. Auf dieser letzten Station wurden sie von Menschen getragen, — so wie man die meisten ihrer Sachen auf den Rücken trug — in einer Art Sänften, welche man Norimons nennt, und die bedeckt und mit Fenstern versehen sind. Die sie begleitenden japanischen Officiers versahen sie mit allem so gut, daß die ganze Reise nicht die mindeste Unbequemlichkeit mit sich führete. Den 18ten hatten sie Audienz beym Cubo — Vizekaiser; — beym Thronerben und bey 12 Senatoren. Den folgenden Tag machten sie den Guvernörs der Kirchensachen und der Stadt, so wie vielen anderen hohen Bedienten, ihre Aufwartung. Den 23ten erhielten sie ihre Abschiedsaudienz, verliessen den 26ten Jeddo

und

und gelangten den 7ten Junius wieder nach Miako, wo sie beym Vizekönig des Kaisers Audienz hatten und auch ihm Geschenke machten, allein, keine Erlaubniß, den Dairi zu sehen, erhalten konnten. Den 11ten durften sie die Stadt, die Tempel und die vorzüglichsten Gebäude besehen. Eben so verhielt sich's zu Osakka, wo sie überdem die Kupferfabrique — welche die einzige im Reiche ist — besuchten. Den 14ten hatten sie ihre Abschiedsaudienz beym Guvernör; kamen nach Fiogo; setzten sich den 18ten zu Schiffe und begaben sich den 23ten von Simonosecki nach Kokota zurück. Von hier gelangten sie in Norimons, nach einer 118tägigen Abwesenheit, wieder nach Nangosaki.

Böttiche r.

Liebe. 1654.

Zwar läßt des Schöpfers Weisheit sich
in Wurm und Welten merken;
doch siehet man sie sonderlich,
o Lieb! in deinen Werken.

Nichts hat die Welt so groß und klein,
du blinkest schön darinnen,
gleichwie der helle Sonnenschein
hoch an des Himmels Zinnen.

Kein Sternlein wird ohn dich bewegt,
du führst mit schnellen Pferden,
das Rad, das Mond und Sonne trägt
rings um den Kreis der Erden.
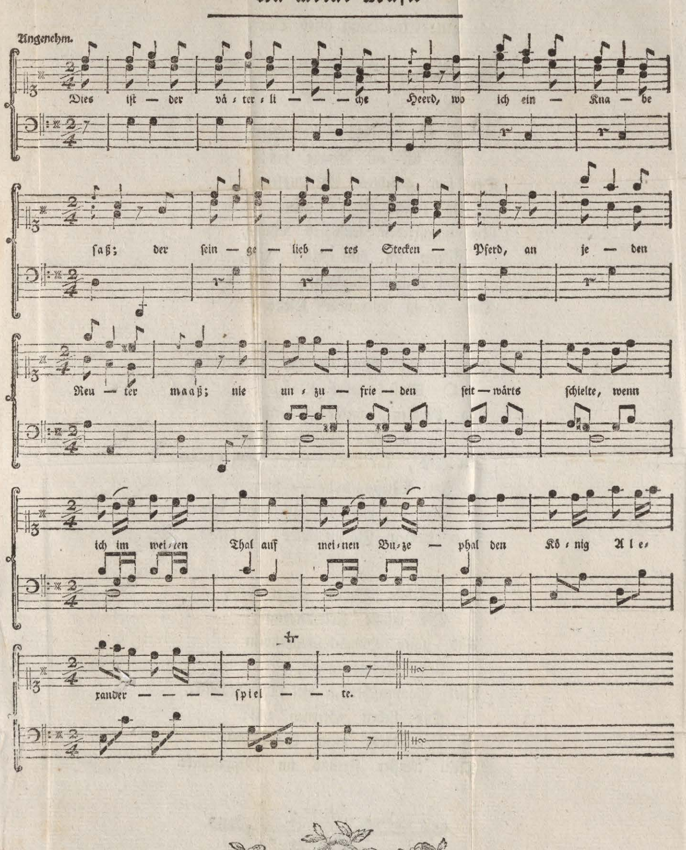
Ohn dich wär alles wüst und leer
dir huldigt Luft und Feuer
die Erde und das weite Meer
und Mück und Ungeheuer.

Was hätt der Mensch auf dieser Welt,
was, ohne dich für Freuden?
du bist es, die ihn noch erhält
du würzest ihm sein Leiden.

Du machest ihn vergnügt und reich,
verlängerst ihm sein Leben;
ein Fürst wär einem Bettler gleich
wärst du ihm nicht gegeben.

Simon Dach.

An meine Muse.



An meine Muse.

Eine Einladung aufs Dorf.



Dein ist der väterliche Heerd,
Wo ich ein Knabe saß;
Der sein geliebtes Steckenpferd
An jedem Reuter maß.
Nie unzufrieden seitwärts schielte,
Wenn ich im weiten Thal,
Auf meinem Buzephal
Den König Alexander spielte.

Hier rauscht mein Ganges immerhin;
O Muse! jener Bach,
Wo Lorchen, meine Perserin,
Mir manches Veilchen brach.
Mit Laub, für Sonnenbrand mich schützte,
Im Wiesengrunde — hier
Dort — manches Pfeifchen mir
Dem kleinen Flötenfreunde schnitzte.

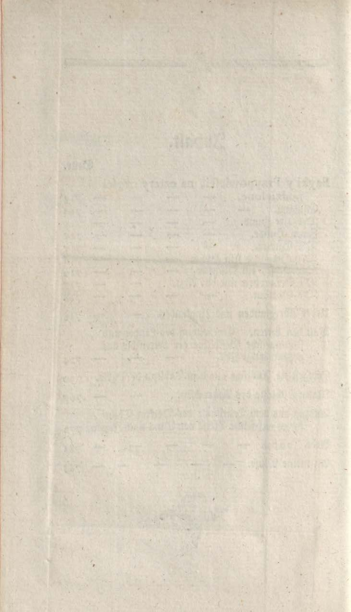
Hier, liebste Muse! harret dein,
Die reinste Frühlingsluft;
Und süßer Himmelsschlüßelwein
Und Rosmarienduft.
Viel Sonnenschein, viel Mondesblicke,
Der lieben Sternen viel;
Und dies, mein Saitenspiel,
Mein treuster Freund im Mißgeschicke.



Inhalt.

Seite.





Das

preußische Tempe

Zwölftes Stück.

Wintermond 1781.

Etwas über die Religion der Letten, den lange beibehaltenen Spuren des Gözzendienstes, und noch heutigen Aberglauben.

Die alten Letten verehrten ihre Götter in Wäldern, und hielten auch nach dem Zeugniße des Olaus Magnus die Schlange für heilig: ihr vornehmster Opferort, hieß nach dem Sarnitius und Strikowski, gleich dem preußischen Ranowe; und sie ließen bei ihrem Gözzendienste und Opfern, Leute, die nicht ihres Glaubens waren, eben so wenig, wie unsere Vorfahren, als Zuschauer. Die Namen ihrer Götter kamen den Preußischen gleich, oder wichen größtentheils nur wenig ab. Hievon kann sich ein jeder selbst überzeugen, der den deutschlettischen Theil von

Langens Wörterbuch Seite 287—88, mit Ostermeyers kritischen Beiträgen zur altpreußischen Religionsgeschichte verglicht. Der Orden der Schwerdtträger zwang die Letten mit dem Schwerdte zur Taufe; unter dem Herzoge Gotthard Kettler ward die lutherische Religion eingeführt. Die Catholicken aber haben noch zu Mietau, Goldingen, u. a. O. öffentlichen Gottesdienst. Die Letten sind noch in der Religion unwissend, ihre abgesonderte Bauart ist eine Hinderniß des Schulunterrichts. Sie hegen große Ehrfurcht für ihre Pfarrer. Die Pastorate sind gemeinhin sehr einträglich und jedem gewiße Bauren zugeeignet; von welchen der Pastor alle mögliche Frohndienste fordern kann. Doch hat er nicht das Recht, sie zu bestrafen, sondern muß sie beim Gutsbesizzer verklagen, welches ein sehr seltner Fall ist.

Noch verdient's, angemerkt zu werden, daß die Letten, gleich den alten Preussen, vor Einführung der Reformation kein Buch über den Religionsunterricht in ihrer Landessprache besaßen. Die größte Unwissenheit war also unausbleiblich und nebst der Anhänglichkeit für angeerbte Vorurtheile, der Grund von der langen Beibehaltung einiger heidnischen

nischen Gebräuche. Die merkwürdigsten hierunter sind die Seelenspeise, und die Feier des Johannistages. Der erste war nach dem Zeugniße des Wesselius und Meletius auch in Preussen üblich. Prof. Hanow, hat darüber eine Dissertation unter dem Titel: de silicerniæ, vulgo Seelenspeise maxime veterum Coronum geschrieben: und Paul Einhorn, sagt in der Bekehrungsgeschichte der Letten; daß dieses Todtenopfer, noch zu seiner Zeit i. J. 1634. im Schwange gewesen. Es geschah auf folgende Weise: Um Michaeli, eine Zeit, (welche vormals, auch deshalb der Teufelsmonat genannt wurde,) deckte man einen Tisch, und besetzte ihn mit allerlei Speisen: die Stube worinn' dieses geschah' wurde sorgfältig geheizt und ausgekehrt; gegen Abend gieng der Wirth, mit einem brennenden Spahn, (den sie Pergel nennen) hinein, und lud die Seelen der Verstorbnen zu Gaste. Oft teuschte diese Leute ihre Imaginazion, daß sie einen Gast zu sehen glaubten, und hielten sodann dieses für ein Zeichen ihres nahen Todes. Nachher bat er die Geister wieder davon zu gehen, aber ja, auf dem rechten Wege zu bleiben, und nicht auf dem Felde das Getraide zu zertreten: und alsdenn haute er seinen Pergel auf der Stelle entzwei. Bei einem Mißwachs

 glaub-

glaubten sie, die Seelen wären schlecht bewirthet worden, und hätten aus Rache die Wurzel des Getraides zertreten. Von diesem Gebrauch ist noch eine Spur übrig: die Letten dreschen nemlich um diese Zeit kein Getraide; denn sie behaupten, daß solches nicht aufkeimen könnte. Quenstedius erzählt von ihnen noch eine sonderbare Gewohnheit, daß sie nemlich bei den Leichen gegessen und getrunken, und diese mit dazu eingeladen; auch den Todten verschiedne Speisen nebst einer Art ins Grab gelegt, und dabei gesagt hätten: geh' in eine andre Welt, um dort über die Deutschen zu herrschen, wie sie hier über uns geherrscht haben.

Der Johannistag war vormals dem Gott der Liebe gewidmet, und wird noch jezzo von den Letten sehr fröhlich begangen. Gegen Abend versammlen sich alle Weibsleute, und gehen nach dem Hofe; eine davon singt vor, die andern fallen zuweilen als Chor ein! der Gesang enthält gute Wünsche für ihre Herrschaft, und begleiten jede Strofe mit einem doppelten Lihgo, welches ein freudiger Ausruf ist: jede dieser Weibsleute, trägt ein Bündel Kraut unter dem Arme, womit alles was ihnen begegnet, imgleichen Ställe und Scheunen

bestreut

bestreut werden. Sie bekommen gemeinhin ein Geschenk von Bier und Brandwein — sie machen sodann auf einer Anhöhe ein Feuer, und bringen dabei mit Gesängen und Tänzen die Nacht zu.

Gegenwärtig herrscht noch bei ihnen viel Aberglaube; wenn ein Mädchen eine Nadel verliert, sagt sie während dem suchen: Erdgöttin, gieb mir meine Nadel wieder; bei einem Nordscheine sagen die Bauren, daß sich die Seelen der Soldaten in den Lüften schlügen; bei einer Sonn- und Mondfinsterniß, die Hexen rissen die Sonn' und den Mond! — überhaupt fürchten sie sich noch sehr für Hexereien: sie erschrecken wenn sie auf ihrem Felde oder an einem abgelegenem Orte ihres Hauses Blut — ein Ei, ein Messer, verwickeltes Garn, u. a. D. mehr finden; sie nennen solche pesteli, und bringen sie gemeinhin ihrem Pastor. Stender sagt, daß manche darunter, aus Eigennutz, weil sie das, aus dergleichen Dinge entspringende Uebel abzuwenden versprachen, sie in diesem Irrthum unterhalten: ja daß sogar, zuweilen Leute von den Kanzeln verflucht würden.

Etwas von der Bauart der Letten, — ihrem Ackerbau, Handlungsprodukten und Münzen.

Wo man eine Kirche antrift, befinden sich auch einige Häuser; sonst aber ist jedes Bauererbe von andern abgesondert, führt seinen besondern Namen, heißt auch überhaupt ein Gesinde. Der Getraideboden ist bei vielen zugleich die Schlafstelle; ihre Gebäude sind sämtlich aus Holz — ja viele adl. Höfe und Häuser in Städten sind nur aus Holz erbaut. In gewissen Gegenden bedienen sie sich eines besondern Pflugs, er kömmt mit dem in Preussen üblichen Joche überein, außer daß zwischen den beiden Pflugschaaren sich noch ein Sichelförmiges Eisen befindet, welches die aufgeworfene Erdscholle entzwei schneidet. Die Maschine ist sehr leicht, und wird nur von einem Pferde gezogen, ist aber in strengem Acker unbrauchbar. Auch bedienen sich die Bauren an einigen Orten statt der Egde eines rauhen Tannenast's, womit sie ihr Getraide beschleppen. Sie haben ein besonderes Dreschhaus unsern Malzdarren nicht unähnlich, es ist wie unsere Dielen, zwischen den Getraidefä-

chern befindlich, gemeinhin sind darinn' zwei Ofen; diese werden geheizt, und nachdem das Getraide, welches oben zwischen einigen Latten liegt, hiedurch gedörret worden, so läßt man solches, durch Pferde austreten, oder wenn das Stroh zum Decken gebraucht werden soll: so werden die Körner auch mit dem Flegel herausgeklopft. Das gedörrte Getraide erhält sich länger, und darf nicht mit so vieler Behutsamkeit, wie das unsrige, umgestochen werden.

Das Land ist sehr fruchtbar an allen Sorten von Getraide, und die gute Lage an der See, giebt den Einwohnern die Gelegenheit, ihr Getraide, Hampf, Flachs, und besonders vieles Holz, auswärts zu verkaufen. Sie bekommen hiefür nicht nur alle ihnen unentbehrliche ausländische Waaren, sondern auch noch fremdes Geld ins Land; wovon die vielen in Cur- und Liefland befindlichen Albert's, oder holländische Species Thaler zum Beweis dienen; sonst sind auch noch die Orte, oder holländische Gulden, imgleichen alte Achtehalber oder $\frac{1}{12}$ Stücke im Gebrauch. Bei Gelegenheit der Commißion, welche die Republick Polen i. J. 1727. nach Curland schickte, wurde dem Herzoge von ihr die Erlaubniß ertheilt, alle Münzen von Spec. Thaler an zu prä-

 gen.

gen. Hievon ist verschiedner Gebrauch gemacht worden, und besonders sind ein paar Münzen zu bemerken, die in Curland allein einheimisch sind: der Faerding der $1\frac{1}{2}$ Gr. preußisch beträgt, und der Schilling, der schon ziemlich selten geworden, wovon 6 auf einen Faerding, oder 4 auf einen Gr. preuß. gehen.

Von dem Charakter und der Leibeigenschaft der Letten.

Es geht den Letten wie den alten Preussen. Ihr Charakter wird von den Schriftstellern sehr zu ihrem Nachtheile geschildert! Sie werden als tückisch, boshaft, auch als sehr geneigt zur Schlägerei und Betrug angegeben. Allein gemeinhin wird der Charakter der Völker verkannt, weil man nicht, die Ursachen betrachtet, um derentwillen das Volk gewiße Handlungen begeht. Schon zu heidnischen Zeiten, zeigte ihre Sorgfalt für die Seelen der Verstorbenen ein Volk an, das seine Voreltern liebte. Sie sind ohngeachtet ihrer Armuth gastfrei, und sobald jemand in die Wohnung eines Letten kommt, wird ihm Salz und Brodt vorgesetzt. Uneheliche Kinder sind bei ihnen äußerst selten — und der Kindermord

beinah'

beinah' unerhört. Von Schlägereien sind sie Freunde, und führen auf ihren Reisen zum Vorrath eine Art von Peitschen, deren Schnur sehr lang — der kurze Stiel hingegen armdick, und inwendig voll Bley gegossen ist.

Ihr Haß gegen die Deutschen ist sehr groß, und man hat Beispiele, daß sie blos aus diesem Grunde unschuldige Reisende gemißhandelt haben. Der Druck, den diese Nation verschiedene Jahrhunderte hindurch von den Deutschen erlitten, ist hievon der Grund, und noch jezzo kömmt die Leibeigenschaft der Letten, der bei den Alten üblichen Sklaverei am nächsten. Der gemeine Lette hat keinen Zunamen, sondern, statt dessen, dient der Name des Gesindes (oder Erbes) welches er bewohnt; und wenn ihn der Herr in Freiheit sezt, so giebt er ihm zugleich einen Namen. Er besizt kein Eigenthum, sondern es hängt vom Herrn ab, ihm seinen Erwerb zu lassen, oder zu nehmen. Er ist verbunden, so oft zu arbeiten, als es der Herr begehrt; seine Kinder müssen der Herrschaft dienen, und wenn sie einigen Lohn empfangen, ist dieses eine Folge von der Güte des Gutsherrn, der hiezu gar nicht verpflichtet ist. Er kann nach den Landes-

 gesezzen

gesessen niemals über seinen Herren Klage führen; sondern sein Leben und Tod hängt blos von der Willkühr desselben ab, der, wenn er das Todesurtheil über ihn sprechen läßt, gemeiniglich 3 oder 5 andere Edelleute als Richter zu sich bittet, und den Vornehmsten darunter aus Höflichkeit den Vorsitz überläßt, den er eigentlich selbst führen sollte. In Liefland sind diese Freiheiten des Adels in etwas eingeschränkt.

Die Abgaben des lettischen Bauren, bestehen gemeinhin in etwas wenigem an Gelde — in allerlei Getraide — etwas Wolle u. a. D. m. Vormals wurde mit den Unterthanen sehr häufig ein ordentlicher Handel getrieben; dieses geschieht jezzo sehr selten, und sodann werden für einen jungen gesunden Mann bis 100 Thlr. Albert's bezahlt.

Daß diese große Freiheiten des Adels der Grund sehr vieler Mißbräuche seyn können, ist ohne Zweifel, und eben so gewiß sind sie es auch vormals häufig gewesen. Allein um so viel mehr gereicht es jezzo zur Ehre der Eigenthümer, daß man schon in vielen adlichen Gütern, die Unterthanen in blühendem Wohlstande, und mit ihrem Zustand

recht

recht zufrieden antrift. Ja mir ist ein Beispiel bekannt, daß, als vor eben nicht langer Zeit ein Edelmann gegen seine Unterthanen wüthete, sich seine eigne Nachbarn und Anverwandte seiner Person bemächtigten, und dafür Sorge trugen, daß er Zeitlebens in Verhaft gehalten wurde. — Ein Zug, der ihnen auf alle Weise zur Ehre gereicht.

Von der Kleidung, Lebensart, Sitten und Gewohnheiten der Letten.

Die Männer tragen einen Rock von einem groben selbstgemachten Tuch', der sehr lang und weit, und vorne entweder zugeknöpft oder übergehaakt ist. In manchen Gegenden bedienen sie sich eines breiten ledernen Gurt's, der bei den Reichsten mit messingen Buckeln verziert ist. Lederne Schue sind bei ihnen selten — sondern beide Geschlechter bedienen sich einer Art von Schuen, die aus linden Bast geflochten sind. Die Männer kämmen einen Theil der Haare auf die Stirne, und weil die Alten auch lange

Bärte tragen, so bekommen sie hiedurch ein gewisses wildes Ansehen.

Die Kleidung der Weibsleute weicht an verschiednen Orten von einander ab. Um Mitau und verschiednen andern Orten tragen die Unverheurathe ten Kränze, und die Haare mit Bänder aufgeflochten, wovon die Enden herunter hängen. Die Weiber aber verbinden sich den Kopf mit einem Tuche, so daß kein Haar zu sehen kommt. Ihre Röcke sind sehr faltigt und wenn sie in ihrem größten Putze sind, so tragen sie eine Decke, wovon das eine End über den rechten Arm geworfen wird; das andere aber unter der linken Schulter durchgezogen, und beide auf der Brust mit einer großen Schnalle zusammen gefügt werden.

Sie genüßen selten Fleisch, und die am Strande nähren sich größtentheils von Fischen; einige besond're Gerichte sind bei ihnen üblich, hierunter gehört ihr Käse, der ohne alle Fettigkeit und von der ausserordentlichsten Härte ist. An einigen Orten haben sie besondre kleine Häuser zum Dörren der Käse; diese gleichen einem Taubenschlage und sind voll Löcher, damit die Luft allenthalben durchstreichen

chen kann. Sonst sind bei ihnen noch ihre Bierkäs', saure Grütze und süß Brodt in besond'rem Werth. Ihre liebsten Getränke sind Bier und Brandtwein; und im Sommer bereiten sie noch zur Kühlung ein Getränk aus Habermehl und Milch, welches sie mit einander gähren lassen.

Das Baden am Sonnabend betrachten sie als ein Stück ihrer Religion; und zählen ihre Monate nach Art der Juden, von einem neuen Lichte zum andern; daher die Jahre, mit einem sogenannten Einkömmlingsschein, 13 Monate bei ihnen haben. Sie nennen solche sodann, nach Calender; 1. den Winter oder Neujahrmonat; 2. Lichtmeßmonat; (in diesem sollen sie vormals den Seelen der Verstorbenen Lichte geopfert haben.) 3. Krustmonat, weil darin, was den Tag über aufthaut, die Nacht hindurch befriert und bekrustet, wird auch wegen der Ankunft der wilden Tauben der Taubenmonat genannt; 4. der Saftmonat, worin man das Birkenwasser sammlet; 5. Laubmonat, wenn das Laub ausschlägt, heißt auch Saatmonat; 6. Blütmonat; 7. Lindenmonat, darin die Linden blühen; 8. der Hundstagmonat; 9. der Heidemonat, darin die Heide blüht; 10. Michaelsmonat, bei den heidnischen

schen Letten Teufels- oder Seelenspeisenmonat genannt; 11. Frostmonat auch Martinmonat; 12. Wolfsmonat; 13. der Festmonat. Lange führt diese Monate etwas wenig verändert an, und läßt den Wolfsmonat völlig aus.

Bei den Hochzeiten haben die Letten noch verschiedne eigenthümliche Gewohnheiten: am Abend vor dem Hochzeittage schmücken die Mädchen im Hause der Braut einen Tannenast mit Blumen und Bändern aus, diesen nimmt der erste Brautführer mit sich, wenn der Zug zur Kirche geht, und jagt, sobald die Trauung geschehen, davon, um ihn aufs Dach des Hochzeithauses zu stecken: man legt ihm allerlei Hindernisse in den Weg, und wenn er diesen Ast nicht vor der Rückkunft der übrigen aufs Dach gesteckt, und ihnen mit einem Kruge Bier entgegen kömmt, so gereicht ihm solches zur Beschimpfung. Wenn die Braut im Hofe gedient, so pflegt sie vom adlichen Frauenzimmer in der Kutsche zur Kirche gebracht zu werden; und die jungen Herren begleiten den Bräutigam, und pflegen sich zuweilen gleich den übrigen jungen Leuten die neben ihn herreuten, ein weißes Handtuch über die Schulter zu hängen. Sobald das Brautpaar zurückgekommen,

wird

wird solches an einen besondern Ort geführt, welches gemeinhin die Getraidekammer ist (um wie die Letten sagen) sich kennen zu lernen. Gegen Abend aber sucht die Braut zu entwischen, sie wirft sich auf ein Pferd und jagt nach dem Hause ihres Vaters: alles eilt ihr nach, und wenn man sie nicht vor der Wohnung ihres Vaters einholt, so wird solches für eine böse Vorbedeutung gehalten.

Noch sind in verschiednen Gegenden manche besond're Gebräuche üblich: allein, wenn man auch nur das hier erzählte mit demjenigen vergleicht, was uns Lepner und Prätorius von den Sitten der Littauer berichten, so wird man die große Aehnlichkeit dieser beiden Völker hinreichend einsehen. Ausser der Geige und des Dudelsacks bedienen sie sich bei ihren Festlichkeiten noch eines andern musikalischen Instruments, welches sie Koechlin nennen; es ist eine Art von Hackbrett mit fünf Dratseiten, die mit der linken Hand, wie auf einer Geige gegriffen, und indeß mit der rechten angeschlagen werden. Besonders aber sind sie große Freunde des Gesang's. Stender erzählt, daß sie historische Lieder besitzen, welche von einem hohen Alter seyn müssen, weil man darinnen noch allerlei Ausdrücke aus dem Heidenthum

denthum antrift, als: Windmutter, Meermutter, Sonnentochter, imgleichen die Namen verschiedner Götter und Göttinnen. Der Verfasser der Lebensläufe sagt, daß sie auch Kriegslieder hätten, die aber sehr selten wären; ich hab' mich verschiedentlich bemüht, dergleichen Lieder zu erhalten, aber keins auftreiben können. Sonst haben sie noch eine Art von extemporirten Liedern; diese haben meistens ein Metrum und eine Melodie: sie bestehen aus zwey Strophen, wovon die erste allein gesungen wird, in die zwote aber stimmt das ganze Chor ein, und einige halten dazu das O immer in einem Tone aus, wodurch eine Art von Baß entsteht. Oft enthalten diese Lieder nur einen bloßen Einfall, den sie aber weil das Liedchen sonst zu kurz wär', immer wiederholen: manche sind auch länger, und sie pflegen sich mit Liedern dieser Art, welche sie Singes nennen, während ihren Arbeiten zu belustigen. Stender führt ein solches Lied an, welches aber keine Uebersezzung verdient.

Tiresias, der Blinde, oder die weibliche Rache.

Ihr lieben Kinder, nehmet Leib
Und Leben wohl in Acht!
Wann zwischen Mann und Eheweib
Ein kleiner Streit erwacht,
So laßt die lieben Leute
Laßt sie allein im Streite!

Wirst du zum Richter hier erkießt,
Sey stumm, und siehs nur an!
Ich weiß, wenn es ein Wortstreit ist,
Daß stets die Frau gewann;
Ist es ein Streit mit Händen,
Den wird der Mann wohl enden.

Die Frau will aus Gefälligkeit
Das Recht; der Mann aus Macht.
Und, wenn ihr noch so klug entscheidt,
W'rd Einer bös gemacht.
Und sollt du doch entscheiden,
So thus nicht Ihr zu Leiden.

Dem kommt, der eine Frau betrübt
Die Rache bald zu Haus.
Die Rache, die der Mann verübt,
Bleibt oft; nie jene aus.
Auch selbst den Götterfrauen
Ist nicht ein Haar zu trauen.

Denn hört nur, lieben Kinder! das,
Was einst Frau Juno that
Am jammernden Tiresias,
Bestätigt meinen Rath.
Ach! hätt er doch im Frieden
Das Richteramt gemieden!

Doch, alle Götter zwangen Ihn —
Denn, als beym Lomberspiel
Zevs einst, den Scherz herbey zu ziehn,
Auf diese Frage fiel:
Wer größre Buhler wären,
Die Damen oder Herren;

Und als vorher nur Jupiter
Mit seiner Juno stritt:
So stritten bald für ihre Ehr
Der ganze Himmel mit.

Zwey wollten hier gewinnen,
Die Götter, die Göttinnen.

Sie rügten alle sich zum Spott,
Was jeder sich besann;
Der wurde blaß: die wurde roth,
Und keiner doch gewann:
Denn jedes von den Theilen
Schoß sich mit gleichen Pfeilen.

„Wer Frau gewesen ist und Mann,
„Der trift dies Räthsel nur."
Kaum hatte Zevs den Spruch gethan,
So wurde vom Merkur
Tiresias erlesen,
Der Mann und Frau gewesen.

Tiresias, als er erschien,
Wird auf sein Herz befragt.
O lieber! sage das nicht hin,
Was dir dein Herze sagt!
Du fällst, bedenk das Ende,
Ach! Damen in die Hände!

Zwar Juno, als sie ihn nur sah,
Sah sie ihn lachend an,

Und sprach: ist schon mein Alter da?
Das hat sie nie gethan.
Er wird dies Süße sehen,
Er wird es doch verstehen. —

Doch wehe dir! Zwey Donner hat
Zevs auf ihn schon gericht,
Die rächen gleich die Freveltat,
Wann er partheyisch spricht.
Der Wahrheit, oder Lügen
Muß er jetzt unterliegen.

Hier zwischen beyden Klippen schwebt
Der Alte in Gefahr.
Und, weil er nie am Hof gelebt,
Und gar nicht artig war,
Wollt' er um Junos willen
Nicht Jovis Donner fühlen.

Er plapperte die Wahrheit her,
Voll Unbescheidenheit:
Die Damen, sprach er, buhlen mehr.
Und Zevs, voll arger Freud,
Rief jauchzend: Seht, Göttinnen,
Wir Götter, wir gewinnen.

Der Götter Händeklopfen scholl
Weit im Olympus her,
Und jeder Göttinn Leber qvoll,
Doch Junos ihre mehr.
Wo können edle Herzen
Den Leumund wohl verschmerzen?

Verbergen wollte sie den Haß,
Doch konnte sie es nicht.
Und jeder Gott bemerkte das
Und lacht ihr ins Gesicht.
Im Zorn grif mit der Linken
Sie den Pokal zu trinken.

Doch Jupiter, eh es geschah,
Riß ihr den Kelch vom Mund.
Schatz, rief er, was beginnt sie da,
Das ist ihr nicht gesund.
Mars lacht aus voller Lungen,
Daß alle Sphären klungen.

Und Junos Mund, wie ihr Gewand,
Bläht immer stärker sich.
Es schwillt ihr Arm und ihre Hand;
Sie drückt gewaltiglich

Den Fächer: und im drücken
Kein Wunder! muß er knicken.

Tiresias — wie steht er noch?
Ach! es wär hohe Zeit;
Ich rathe dir, du gingest doch,
Eh dichs zu spät gereut!
Wie lacht gar der Verbrecher
Bey dem zerknickten Fächer?

Er lacht: und Juno siehet das,
Sie sieht den Spöttermund,
Und spricht zu dem Tiresias:
Sey blind von dieser Stund!
Ey, wird das auch geschehen?
Wie kann der Mann denn sehen?

Ach ja, auf beyden Augen starr
Sank er in tiefe Nacht.
O hätt' er, als er sehend war,
Sein Reden überdacht!
Er reibt die Augenlieder;
Doch kommt kein Auge wieder.

Er schreyt: wo bin, o Himmel, ich!
O Götter steht mir bey!

Wer von euch, Männer! leitet mich
Wer sagt mir, wo ich sey? —
Ihn mußte Hermes leiten,
Und Zeus ging ihn begleiten.

K.

Beyspiel edler Liebe und Großmuth.

Herr C—s zu K— in P. fühlte eine sonderbare Zuneigung gegen die kleine Tochter des Kaufmanns, bey dem er als Handlungsdiener in Diensten stand. Er errichtete seine eigne Handlung und fuhr fort, alle Wünsche des kleinen Mädchens zu befriedigen; und ihr alle kleine Ergötzlichkeiten und Vergnügungen zu verschaffen. Dies währte einige Jahre lang, — indeß verbesserten sich seine Glücksumstände — das Mädchen wurde 18 Jahr alt, er bot ihr jetzo seine Hand an. Allein er war schon über 40. und wurde von der jungen Schönen, besonders, da er seine Anträge erneuerte, stets mit Bitterkeit und Hohn abgewiesen. Sie vermählte sich bald darauf mit einem

Manne, den ihr sein Alter und seine Gestalt empfahl. Dieser war ebenfalls ein Kaufmann, und kaum 4 Jahre mit ihr vermählt, als er theils durch Unglück, theils durch Unvorsichtigkeit einen Bankerot machte. Sie war Mutter von zween Söhnen — der Gram warf sie aufs Krankenlager, und sie erbebte bey dem Gedanken, ihre Kinder — in der größten Armuth verwaist zurück zu laßen. Sie selbst wurde während ihrer Krankheit von einem Unbekannten mit Geld unterstützt. Sie wurde sehr schwach — ein Geistlicher saß bey ihrem Bette um sie zu trösten, als unser redliche E—s ins Zimmer trat! Die Kranke hatte ihn seit ihrer Verheiratung nicht geseh'n — sie erschrack heftig — und befürchtete seine gerechten Vorwürfe. Aber seine Leutseligkeit befreyte sie bald von dieser Furcht: ich komme sagte er, „in der Absicht Sie wegen ihrer Kinder ausser Sorgen zu setzen — ich habe keine nahe Anverwandte und keine Erben, — ihre Söhne sollen es also seyn, und ich will, so lang ich lebe, auf das treulichste für ihre Erziehung sorgen."

Die Kranke starb in wenig Tagen — der redliche Biedermann hielt sein Wort — und erfüllt es

noch

noch jetzo, nach dem Verlauf von 15 Jahren, mit der größten Pünktlichkeit.

Wie sehr verdienen Handlungen dieser Art, als Muster bekannt gemacht zu werden — zumal wenn sie der Edelmüthige — wie hier der Fall ist, ohne Geräusch beging.

L. v. B.

Klagen. 1770.

Wohlan! mein Schicksal wills, es soll kein Epheukranz
Nicht Selmars braunes Haar mehr schmücken;
Nicht Scherz, nicht Spiel, nicht Tanz
Soll künftighin sein junges Herz entzücken!

Von dir, o Selma, soll kein zärtlich Lied
In sanften Melodien tönen!
Ich will jetzt, da mich Glück und Hofnung flieht,
Nicht den Gesang von Lieb' und Scherz entlehnen!

Dort, wo Melancholey zu düstern Schatten
winkt,
Auf Gräbern und in öden Mauren,
Wohin kein Jubel dringt,
Da will ich einsam und verlassen trauren!

Da soll mein Geist tief in den Staub ge-
beugt,
Die Gottheit, die mich schlägt, verehren!
Da soll, wenn um mich her der Erdkreis schweigt,
Der wache Nachhall meine Lieder hören!

Und, wenn mit jedem Tag sich auf mein
mattes Haupt
Bekümmerniß und Trübsal häufet;
Wenn, jedes Trosts beraubt,
Kein Balsam in mein blutend Herze träufet:

Wenn keine Freude mehr die Seele rührt,
Wenn ich vom Schmerz betäubet, muthlos wanke,
Und sich mein Geist in finstern Gram verliehrt,
Dann sey der Tod mein seligster Gedanke.

Er,

Er, und Unsterblichkeit haucht meiner Seele
Ruh,
Und meinem kummervollem Herzen
Den Trost des Weisen zu;
Mein Blick sieht nach der Freystatt bangen Schmer-
zen,

Der Gruft, die zwischen Rosen sich erhebt,
In der einst mein Gebein vermodert,
Wenn mein befreyter Geist der Wonne lebt,
Voll Seligkeit und frommer Andacht lodert.

Ich höre schon, wie mich die ernste Stimme
ruft;
Ich seh' die frohe Aussicht offen,
Und eine stille Gruft
Läßt Ruhe mir nach bangem Leiden hoffen.

Bald wird in Nacht und Finsterniß gehüllt,
Ein sanfter Schlaf den Staub erquicken;
Bis daß der Seligkeiten goldnes Bild
Den Geist des Auferstandnen wird entzücken.

Voll Hofnungen auf Gott werd' ich dann
sorglos ruhn,
Kein Feind wird meiner Asche fluchen;
Der Gräber Heiligthum
Wirst du, mein Freund, in stiller Nacht besuchen.

In süßer Wehmuth wird alsdenn dein Herz,
Dein Aug in milden Thränen schwimmen,
Und deine Klage wird dann voller Schmerz
Mit in die Klagen Philomelens stimmen.

So oft die Grazien im neuen Frühlingsglanz
Die Flur mit jungen Blumen sticken,
So wird ein Blumenkranz
Von deiner Hand, mein moosigt Grabmaal schmücken;

Und wenn die Taube schon im Walde girrt,
Und deine Gattin dir zur Seiten
Den düstern Hain, das Rosenthal durchirrt,
Wird sie dich noch zu meiner Gruft begleiten.

Und hört sie dann von dir, voll zärtlichem
Gefühl,
Wie still mein Leben hingeflossen;
Hört sie, daß ich der Schmerzen nur zu viel,
Der Freuden ach! nur wenige genossen:

Daß

Daß mein Verhängniß, daß des Schicksals
Hand
Mit Labyrinthen mich umwebte,
Daß ich, der Welt und allen unbekannt,
Nur nach dem Beyfall meines Herzens strebte:

Wie meine Leyer von der Gottheit Lob er-
klang,
Wie ich oft zärtliche Gedichte
In keusche Sayten sang —
Wenn Doris so die rührende Geschichte

Von Dir, mein Freund, bey meiner Urne
hört,
Dann wird ihr Herze mich bedauren,
Und seufzen, ach! er ist der Thränen wehrt,
Ist wehrt, daß Freund und Mädchen ihn betrauren.

v. D . . .

Legende der Trinker.

Ein Fragment.

— — — — — — — —

— — — — — — — —

Einst wurde Ganymed zu Hebens größter Freude,
und seines Bruder Bachus Leide,
weil er im Schenkamt was versehn,
und Juno blaues Aug zu lüstern angesehn,
vom Vater Zevs aus dem Olymp verbannt,
und wieder auf die Erd — sein Vaterland —
vom bösen Zevs zurückgesandt.
Da strich er durch die weite Erde,
und sprach, mit flehender Geberde,
bald hie, bald da, um eine Herberg an. —
Umsonst! der liebe kleine Mann,
traf überall, vom Pallast bis zur Hütten, —
er mochte flehen, weinen, bitten, —
grausame harte Herzen an.
Zuletzt kam er, nach langen Reisen,
— wie meine Manuskripte es beweisen —
in dieses kleine Thal.
Hier wohnte dazumahl

ein

ein Volk von unschuldsvollen Sitten;
zwar nur in unbekannten Hütten,
doch war es gastfrei nach der Väter Brauch,
und nahm den müden Pilgrimm gerne auf;
und Ganymed gewöhnte sich mit Freuden,
— wie einst Apoll — die Heerde mit zu weiden:
Auch lehrte Ganymed, was auf des Pindus Höhen
er dort den Göttern abgesehen,
den Reihentanz — der Leier holden Klang —
den Schäfern, frölichen Gesang;
und Schäferinnen,
die Kunst, die Schäfer zu gewinnen.
Zuletzt gab er, zum köstlichsten Geschenke,
den Unterricht im göttlichsten Getränke,
im Punsch, auf den er sich so recht verstand,
— wie Löwen schreibt — und im Olymp erfand.
Da dampfte Punsch, im niedern Thale,
wie im Olymp, bey jedem Freudenmahle.
Indes vermißten dort bey jedem Feste
die Götter im Olymp das Beste;
denn keine von den Götterfrauen
wußt Punsch, den edlen Trank, zu brauen;
selbst Bachus nicht — der seinem vollen Faß
zum Trotz — bey leeren Bohlen durstend saß.
Mars fluchte — wie man sagt — daß alles krachte,

weil

weil ihm der Nektar Kopfweh machte.
Dem Momus wollt sein Spas nicht mehr gelingen
und alle Musen hörten auf zu singen.
Selbst Vater Zevs fängt an und spricht:
„Ich mag den alten Nektar nicht!"
schleicht unmuthsvoll auf Idas Höhen,
zum Zeitvertreib ins Thal hinab zu sehen
und Bachus schlendert mit — doch seht!
indem ein Lüftchen aus dem Thale weht,
riecht Zevs, riecht Bachus, riechen beyde,
Ja! welche ungehofte Freude!
den Punschduft aus dem Thal: „Herr Zevschen
merkt ers nicht?
„ich glaube gar, der kleine Bösewicht,
„der Ganymed, zecht mit der Erde Fürsten,
„indes wir arme Götter dürsten!"
Zevs glaubte gleich, es könne wohl so seyn,
und bey dem Skrupel fiel ihm ein:
ob es nicht besser wär', dem Frevler zu verzeihn?
„Freund Bachus", spricht er, „ohne Punsch zu seyn
„geht, wie du merkst, wohl nicht so füglich an,
„drum spanne nur die beyden Tiger an,
„und hohl zurück den kleinen Mann.
„Schwör ihm, bey unser beyder Leben!
„die Büberey sey ihm vergeben!"

Freund

Freund Bachus eilt, und schneller wie Merkur,
wenn er zu Jovis Nymphen fuhr,
fuhr er auf seinem Phaeton
durch des Olympus Thor davon;
und fand, nach kurzem Suchen,
in unserm Tempe unter diesen Buchen,
den Schwärmer Ganymed, der eben trank,
und sorglos, wie die ganze Schaar,
die um ihn her versammelt war,
bey seiner Bohle sang.
Freund Bachus stieg darauf ganz klüglich
vom Phaeton, setzt' unverzüglich
sich zwischen sie, und schwur: bei meiner Seele
„nach langen Durst schmeckst du der trocknen Kehle,
„mein guter Punsch!" und trank in sichrer Rast
sich herzlich satt, der liebe brave Gast
sprach auch von dem, was ihm befohlen,
erst nach verzechten sieben Bohlen.
Gleich wollte Ganymed sich nicht bequemen,
den Rückweg zum Olymp zu nehmen;
er glaubte sicherlich, daß bey den Schäfern er
fast besser aufgehoben wär:
doch Juno's Kuß, den er so lang vermißt
und die er schon im Geiste wieder küßt,
macht, daß er endlich sich entschließt.

Den Schäfern sagte er den Schluß,
gab jedem einen Abschiedskuß,
und sprach: „Hier sollt ihr jährlich diesen Tag erneuern
„ein Trinkfest mir und Bachus feyern,
„und immer wollen wir, euch zu erfreun,
„beim Feste gegenwärtig seyn."
So sprach auch Bachus! und im Augenblick
empfing sie der Olymp zurück —
Bey den verlaßnen Schäfern dampfte lange Zeit
bey diesem Fest, von Göttern eingeweiht,
der Punsch aus dem bekränzten Becher;
und lange wohnte hier das Volk der Zecher!
bis daß der Enkel späteres Geschlechte
des Bachus eingesetzte Rechte
und dieses Fest vergaß;
nicht mehr beym Punsch im frohen Zirkel saß!
denn durch die Sitten unsrer Zeit verdorben,
ist es der Unschuld und der Freude abgestorben.

L. th. l.

Geschichte des Seebären von Doktor Goldsmith; mit Anmerkungen des Uebersetzers.

Unter allen Thieren, welche an der Küste des Eismeers leben, ist der Seebär oder weiße Bär, a) ohnstreitig eins der betrachtungswürdigsten. Sein Charakter und seine Fertigkeiten bieten dem Naturkenner wie dem Weltweisen ein weites Feld zur Beobachtung dar. Vom Monat Junius bis zum September bewohnen diese Thiere die Inseln, welche auf das Meer zwischen Amerika und Kamtschatka gleichsam gesäet sind; begatten sich und erziehen ihre Jungen auf denselben. Zu diesem Behufe scheinen sie die entferntesten Gegenden zu suchen, die sie am gewissesten den Augen und Nachstellungen der Menschen entziehn. b) In Kamtschatka hat man sie noch nie gefunden. Der unverdroßene Herr Steller hat sie uns am pünktlichsten und besten beschrieben. Er befand sich 1742. in diesen Gegenden und war der erste Europäer, der die Seebären aufsuchte, und in ihren entfernten und rauhen Schlupfwinkeln beunruhigte. Im Monat September, wenn

sie diese Gegenden verlassen, sind sie überaus mager und heißhungrig und trennen sich, ihre Nahrung zu suchen. c) Nun kehren einige nach Asiens Küsten zurück; andere gehen nach den nördlichen Grenzen Amerikas, und der größte Theil scheint sich zwischen dem 50 und 60ten Grad der Breite festzusetzen.

Während den drey Sommermonaten ist der Seebär überaus träge. Bey seiner Ankunft auf den Inseln ist er ausserordentlich fett; d) welches ihn noch schwerfälliger macht, als er schon von Natur ist und zur Ruhe gleichsam einladet, der er sich denn auch fast diese ganze Zeit hindurch überläßt. Fast ganze Wochen schläft er auf einer Stelle und frißt wenig, e) während die weiblichen Seebären mit Säugung ihrer Jungen beschäftigt sind. Sie leben in Gesellschaft und jeder Seebär hat 8 bis 50 Seebärinnen bey sich, die er mit der größten Eifersucht bewachet. Ob man sie gleich bey tausenden heerdenweise auf den Küsten beysammen findet; so bleibt doch jede Familie für sich, die, wenn sie alle ihre Jungen um sich hat, oft über hundert anwächst.

Die Alten, die von den Weibern verlassen werden, leben einsam; sind überaus böse, stets zum

Kampf

Kampf bereit, f) äusserst trotzig und so sehr an ihre Hölen gewöhnt, daß sie lieber sterben, als diese verlassen. Nahet sich ein anderer Bär der Höle, so erwachen sie von ihrer Trägheit und rüsten sich zum Streit. In der Hitze des Kampfs, wo der eine bald siegt, bald besiegt wird, ziehen sie sich bisweilen, ohne es zu wissen, in das Gebiet eines dritten, der sich ebenfalls beleidigt glaubt, und in einen Streit mischt, welcher oft in einen allgemeinen Krieg ausbricht.

Auch die andern männlichen Seebären sind von einer überaus zornigen Gemüthsart. Die Haupturſachen ihrer Mißhelligkeiten sind gewöhnlich folgende: Die erste und schrecklichste ist, der von einem andern gemachte Versuch, eine ihrer Weiber oder ein junges Weibchen der Familie zu entführen. Dieser Hohn veranlaßt jederzeit einen Kampf; und der Sieger ist allezeit sicher, daß das ganze Serail den Besiegten verläßt und ihm folgt. Die zwote Ursache ihrer Streitigkeiten ist, wenn ein Bär den Zufluchtsort eines andern einnehmen will; und die dritte gebiert die Zwischenkunft eines Dritten in einem schon angefangenen Streite. Man kämpft wütend und schlägt sich nicht kleine Wunden; allein, mitten im

Gefechte scheinen sie noch die Gesetze der Gerechtigkeit zu ehren. Nie siehet man zween Bären einen angreifen; jeder hat seinen eigenen Gegner und sie kämpfen mit gleichem Muthe, bis der Sieg entschieden ist. Ist der Streit geendigt, so gehen sie ins Meer, ihre Wunden zu waschen, und das mit Blut besudelte Fell zu reinigen.

Die männlichen Seebären haben überaus viel Zärtlichkeit für ihre Jungen, sind aber die Tyrannen ihrer Weiber. Will man ihre Junge rauben, so wacht der Seebär zu ihrer Vertheidigung, während daß die Seebärin sie in ihrem Rachen davon trägt; läßt sie dieselben von ohngefehr fallen oder verliert sie, so verläßt der Seebär seinen Gegener, stürzt über die Seebärin und schlägt diese, bis sie für todt da liegt. Dann verläßt er sie, sie aber steht auf, kömmt mit einer bittenden Miene vor ihn, leckt ihm die Füße zum Beweise ihrer Unterwerfung; allein er scheint ihre Entschuldigungen nur mit höhnender Verachtung aufzunehmen. Verliert er eins seiner Jungen, so giebt er Merkmale des tiefsten Schmerzes und scheint seinen Verlust um so tiefer zu fühlen, als die Seebärin gewöhnlich nur eins, selten zwey Junge trägt. Sie gebähren im Anfang des Jenners.

Dieses

Dieses Thier schwimt mit der größten Schnelligkeit, und man hat ausgerechnet, daß es 3 bis 4 Meilen in einer Stunde zurück legen kann. g) Ist es verwundet, so bemächtigt es sich oft des Nachens, aus welchem es die Wunde erhielt, zieht ihn mit Ungestüm nach sich und wirft ihn bisweilen um. Es taucht unter und kann lange unter dem Wasser, ohne zu ersticken, bleiben. h) Sein Leben ist überaus zähe, und man hat ihn oft 15 Tage Wunden überleben sehn, an welchen ein anderes Thier sogleich gestorben seyn würde. i)

Der Seebär ist viel stärker als die Seebärin; beyder Kopf hat die Gestalt eines Kegels, ist vorn überaus fein und wird nach hintenzu immer breiter.

Die Länge eines der größten ist 8 Fuß, sein größter Umfang 5 Fuß und sein Gewicht sehr ansehnlich. k) Beine und Schenkel sind gefügt wie beym Menschen. Sein Bau überhaupt ist eben so plump wie bey andern Bären; allein, dieß scheint mehr so zu seyn, weil das lange seinen Leib bedeckende Haar, den Umriß aller Theile seines Körpers verbirgt. l)

Anmerkungen des Uebersetzers.

a) Man muß den Landbär nicht mit dem Seebär (Bär des Eismeers; weiße Bär) verwechseln; denn beyde Gattungen unterscheiden sich sowohl in Absicht des Körpers als der Sitten und natürlichen Eigenschaften, obgleich es auch unter den ersten weiße giebt. Zu den Landbären rechnet man: den großen hellbraunen Graßbär, der sich mit Graß, Blätter, Nüßen und Eicheln sättigt; den kleinern und schwärzern Pferdebär, der im Nothfall auch Pflanzen verzehrt, aber doch lieber unter Viehheerden seine Nahrung sucht und den Silberbär, dessen Haarspitzen einen Silberglanz haben und der der kleinste von allen ist. Herr d'Aubenton hat uns zwey Bärengerippe beschrieben, in deren einem er 38 Zähne fand: in jeder Kinnlade 6 Schneidezähne und zween Hundszähne; an jeder Seite des untern Kinnbackens fünf und an jeder Seite des obern sechs Backenzähne.

b) Das ganze Bärengeschlecht entzieht sich der menschlichen Gesellschaft und wählet Einöden, Felsenklüfte und alte hohle Bäume in dem tiefsten Dickigt zu seinem Aufenthalt.

c) Der

*) Der Eisbär verläßt nicht gern das Meerufer; — wohnt aber doch bisweilen, seines Fraßes wegen, auf schwimmenden Eisschollen, auf denen er oft bey Islands und Norwegens Küsten mit raubbegierigem Hunger landet, — nährt sich gewöhnlich von Fischen, ob er gleich im Hunger nicht lange wählet, sondern in Ermangelung der Rennthiere, Wölfe u. s. f. die Aeser der Wallfische, Wallrosse, Seehunde u. s. w. verschlingt; ja oft sogar die Leichen der Menschen ausgräbt.

d) An den Seiten erstreckt sich diese Feistigkeit bisweilen 8 Zoll tief; und des daraus gesiedeten Oels bedient man sich äusserlich oft mit gutem Erfolge, bey Wunden, in Gichtschmerzen, zur Beförderung der Niederkunft u. s. f.

e) Unter den Füßen aller Landbären findet man stark angeschwollene und einen Milchsaft enthaltende Drüsen, woran sie im Winter saugen. Vielleicht findet beym Seebär etwas ähnliches statt.

f) Im Kampfe, wenn sie etwas tragen, und in der Brunst gehen sie meist aufrecht.

g) Die Menge des Fettes macht ihn ohnstreitig zum schwimmen so geschickt, obgleich einige Naturkenner versichern: er könne kaum eine Meile schwimmen.

h) Auch hierüber sind die Naturgeschichtschreiber nicht einig: denn, nach einigen soll er nur kurze Zeit unter dem Wasser ausdauern können, und eben deshalb häufig von Menschen getödtet werden, die ihm in Böten nachsetzen; andere wollen ihn wiederum gar zur Amphibie machen. Herr D. Goldsmith scheint der Wahrheit am nähesten zu seyn.

i) Allein auf der Nase kann man ihn mit einem starken Schlage tödten. Die sehr vortheilhafte Jagd auf Bären ist wenig gefährlich. Denn oft erlegt ein Kamtschadale den grimmigsten Bären mit einem geschärften durch einen ledernen Riemen am rechten Arm befestigten Eisen in der Rechten, und einem Messer in der Linken. Mit dem Eisen rennt er dem erzürnten, auf die Hintertatzen stehenden Bären in den geöfneten Rachen und ersticht ihn ohne Mühe mit seinem Messer.

k) Wenn man die breite Nase, die kurzen gerundeten Ohren, die vorn aufgeworfene Schnauze und die großen und weiter geöfneten Nasenlöcher ausnimmt, so ähnelt sein Kopf dem Wolfskopfe. Sein Gesicht, Gehör und Gefühl ist, ohngeachtet der unansehnlichen und verwachsenen Werkzeuge, vortreflich; so wie sein Geruch überaus fein. Vom Halse siehet man des dicken Haares wegen wenig; das oberste Rückengelenk ist mit langem struppichtem Haar besetzt; der Schwanz ist unbeträchtlich und die Vorderfüße sind ein wenig einwärts gebogen. An den Füßen befinden sich 5 Zehen; der Daum ist aber nicht abgesondert und der dickste Finger befindet sich nach aussen zu. Seine Fehrte — ausser den Nägelklauen der Füße — gleicht dem Fußtritte eines barfußgehenden Menschen.

l) Schnauze und Füße ausgenommen. — Das steife und glänzende Haar ist ohngefehr 4 Zolle lang; das häufig dazwischen liegende Milchhaar aber, ist so wenig steif als glänzend und etwa 2 Zolle lang. Diese Dichtheit und dieser schöne weiße Glanz der Haare macht die Haut des

See-

Seebären zu dem wärmsten Pelzwerke, und zu einem vorzüglichen Producte des rußischen Reichs.

Umständlichere Nachrichten über die Naturgeschichte des ganzen Bärengeschlechts, findet man in folgenden Werken: System des Ritter Linäus; Martinis übersetzte Naturgeschichte des Herrn von Büffon; Kleins Naturgeschichte vierfüßiger Thiere; Beckmanns Naturgeschichte; D. Krüniz ökon. Encyklop; Döbels Jägerpracktick; Köhlers Sammlung neuer Reisen, 1ster Band; Pontoppidans Norwegen und in vielen andern. — Kupfer von diesem Thiergeschlechte finden sich in Hallens Thiere; Meiers und Shrebers illum. Thiere und s. f. Vorzüglich aber gefallen mir, in Rücksicht der Wahrheit und meisterhaften Stärke des Grabstichels: Riedingers jagdbare Thiere etc.

Bötticher.

Nach=

Nachricht von polnischen Schriftstellern über die preußische Geschichte.

Verschiedene polnische Schriftsteller haben besonders zu der Zeit, da Preußen noch als eine polnische Provinz betrachtet wurde, die Geschichte unsers Vaterlandes zugleich mit der polnischen Geschichte abgehandelt, und hierunter sind vorzüglich nachstehende zu bemerken.

1. Vincentius Kadlubko de Karnov, der zu Ende des 11ten Jahrhunderts, als er noch Probst zu Sendomir war, auf Befehl des Casmir Iuftus eine polnische Chronick in lateinischer Sprache schrieb. Er wurde nachhero Bischof zu Crakau, resignirte aber, und starb als Cisterziensermönch i. J. 1223. Seine Chronick blieb lange Zeit im Manuskript, bis sie endlich im Jahr 1612. zu Dobromil gedruckt wurde.

2. Joannes Dlugoffus, dessen Name oft verstümmelt angeführt wird, war zuerst Domherr zu Cra-

Crakau und starb als Bischof zu Reußisch - Lemberg. Er hat seine aunales in lateinischer Sprache in seinem Sterbejahr 1480. geschrieben. Der erste Theil davon wurde zu Dobromil i. J. 1615. gedruckt. Die vollständige Handschrift aber ist an verschiedenen Orten in Polen anzutreffen; imgleichen im Dominikaner Kloster zu Danzig, und zu Rom in der Bibliothek S. Mariä in Vallicella.

3. Matthias à Michovia, sonst auch Michovius und Michovita genannt, der Astrologie und Arzeneygelahrheit Doktor und Canonikus zu Crakau; lebte ohngefehr bis ins Jahr 1520. und schrieb eine polnische Chronick in lateinischer Sprache, bis auf das Jahr 1506, die erst nach seinem Tode herausgekommen ist.

4. Martinus Cromerus, Bischof im Ermeland, ein Mann von vorzüglicher Gelehrsamkeit; schrieb 30 Bücher von dem Ursprunge und den Thaten der Polen, die sich bis auf den Tod Königs Alexander 1507. erstrecken. Auch giebt er in der aus zwey Bücher bestehenden Descriptio regni Poloniæ weitläuftige Nachrichten von Preußen. Seine Werke haben

haben Joannes Herburtus a Falstin und Salomon Neugebauer in einen Auszug gebracht; und der letztere hat auch eine Fortsetzung hinzugefügt.

5. Stanislaus Sarnitius hat in seinen polnischen Jahrbüchern auch zugleich die preußischen Begebenheiten angeführt, und solche darin durch einen besondern Druck kenntlich gemacht.

6. Matthias Strykowski Offoſtivicius, ein Mann der große Kenntniß der Geschichte besessen und sehr große Reisen gethan hat. Er war Canonikus in Samaiten, und schrieb eine littauische Chronick in polnischer Sprache, welche Georg Osterberg 1582. zu Königsberg druckte. Auch ist er der Verfasser von der Sarmatia Europaea, welche Alexander Guaguinus als seine eigene Arbeit herausgab. Dieser Guaguinus war ein Italiäner und stand als Oberster zu Witepsko, wo er dieses noch nicht völlig ausgearbeitete Werk dem Strykowski entwendete.

7. Joan-
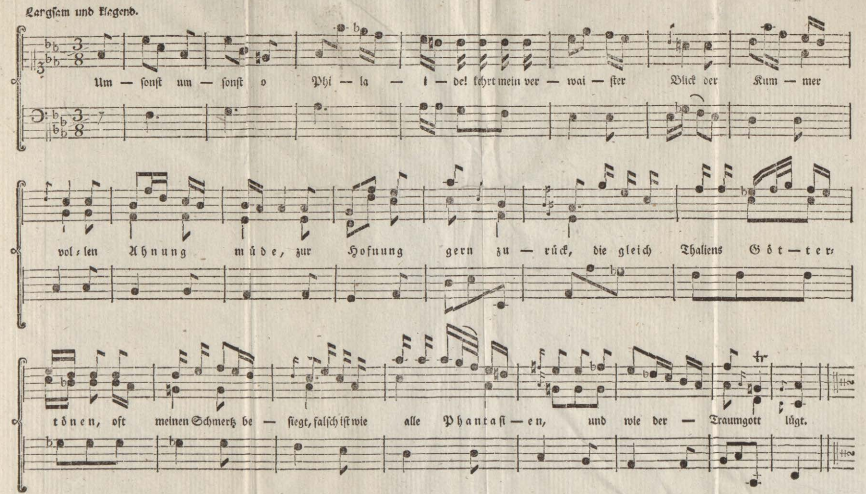
7. Joannes a Hirtenberg Pastorius starb in einem hohen Alter im Jahr 1682. als Canonikus zu Frauenburg; er hatte einen polnischen Florus, und auch eine vollständigere Geschichte von Polen in lateinischer Sprache geschrieben, worinnen viele, die preußische Geschichte betreffende Dinge enthalten sind. Auch hat er eine kurze preußische Chronicke in lateinischer Sprache verfertigt.

L. v. B.



An

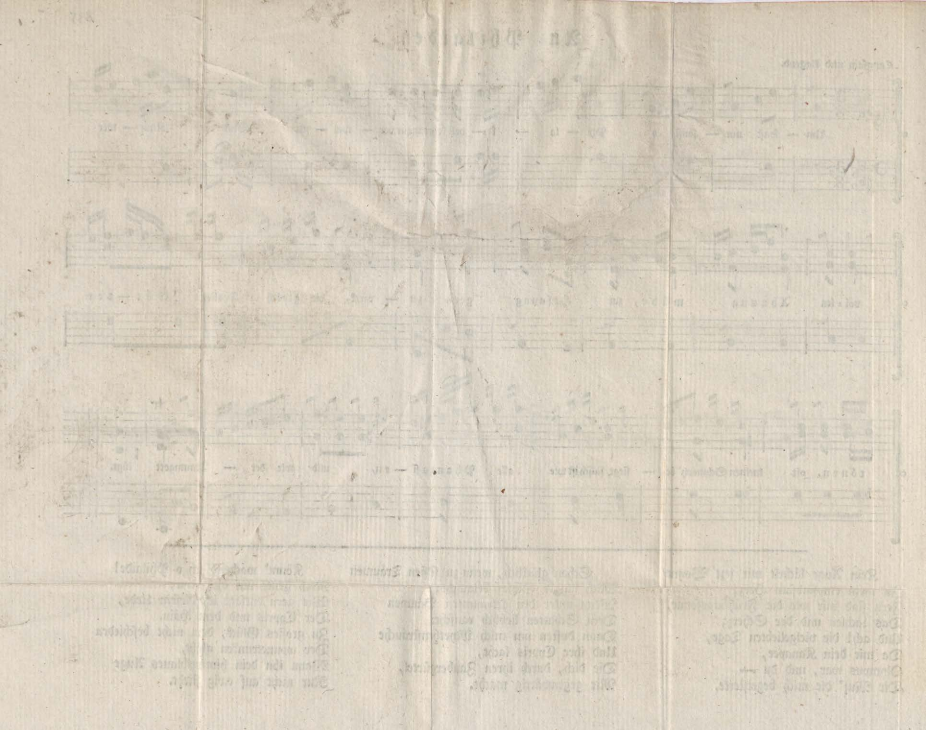
An Philaiden.



Kein Auge lächelt mir jezt Wonne
In mein empfindsam Herz;
Fern sind mir wie die Frühlingssonne,
Das Lächlen und der Scherz;
Und ach! die vielgeliebten Tage,
Da mir dein Kanapee,
Olympus war, und du —
Die Mus' die mich begeisterte.

Schon glücklich, wenn zu süßen Träumen
Mich langer Schlaf belauscht;
Wenn unter den geträumten Bäumen
Dein Schatten lieblich rauscht:
Dann duften um mich Myrthensträuche
Und ihre Cypris lacht,
Die dich, durch ihren Zaubergürtel,
Mir gegenwärtig macht.

Könnt' wachend ich o Philaide!
Noch heute um dich seyn,
Wie gern entsagt ich diesem Liede,
Der Cypris und dem Hain.
Zu großes Glück, dem nicht beschieden
Der wonnetrunken glüht,
Wann ihn dein himmelblaues Auge
Nur nicht auf ewig flieht.



An die Laube.

Sanft.

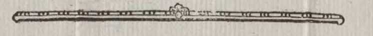
Zu der ich oft mit nie bereutem Schritte der Stadt entfloh, du einsam fromme Hüt — te, die mich in Mutter Arme rief, wie wohl mir! wenn an dei = nem Beete, ich fern von Pracht = Geräusch der Städte, in süßer sanfter Ruh auf Rosen schlief.

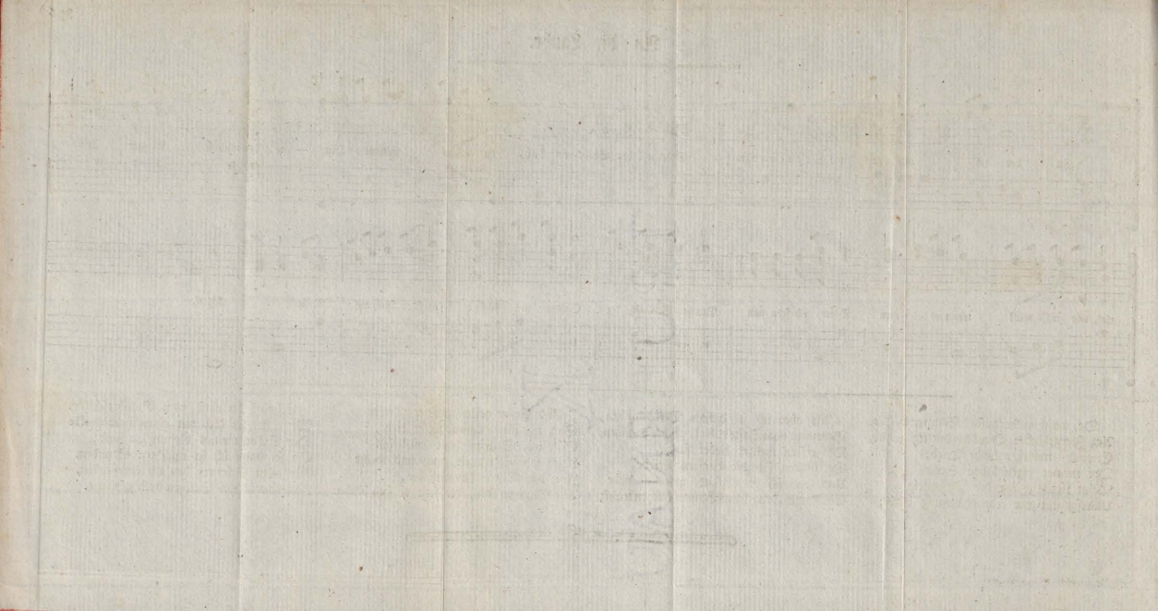
Da, wo ich unter tausend Blumen wählte,
Am Ziergeländer Trauben durstig zählte,
Erwachte mancher holde Trieb,
Der meiner jugendlichen Seele
Beim Nachtgesang der Philomele
Unaufgehellt wie Abenddämrung blieb;

Als aber ich in dichten Birkenlauben,
Berauscht vom Safte edler deutscher Trauben,
Die ersten meiner Lieder sang:
Da hellten sich die dunklen Triebe',
Und was ich da emfand, war — Liebe
Ein Rausch, den ich aus Blumenkelchen trank;

Und diesen ersten meiner Triebe
Sah ich im Taumel süsser Liebe,
Sah ich Selinen heut entfliehn.
Noch seh ich traurig nach und weine
Im väterlichen Tannenhaine,
Auf Blumgefilden, die jetzt einsam blühn.

Erhältst du einst vom Gunstgeschikke,
Wirst sie auf dich nur einen ihrer Blikke
Die Scene meines Grams, o Land;
So sei dann ich in müß'gen Stunden,
Für allen Schmerz den ich empfunden,
Nur einmal von Selinen noch genannt.





Inhalt.





Verzeichniß der Pränumeranten.

Ihre Königl. Hoheit Friderike Scharlotte Prinzessin von Preußen; des hohen Stifts zu Herford Aebtissin.

Ihre Durchlaucht die Fürstin Henriette Amalie von Anhalt Dessau; Dekanissen und Coadjutorin des hohen Stifts Herford. 4 Exempl.

Sr. Exellenz der Graf Fridrich zu Anhalt, Churfürstl. Sächsischer Generallieutnant und Ritter des weißen Adlerordens zu Dresden.

Ihre Exell. die verwittw. Generallieutenant v. Borck zu Anklam.

Graf v. Dohna, Hofgerichtsrath zu Kadehnen.

Graf v. Dohna, auf Schlodien und Karwinden.

Graf v. Dähnhof, Königl. Cammerherr auf Fridrichstein.

Graf v. Eickstädt-Peterswalde auf Coblenz.

Sr. Exell. der Obermarschall von der Gröben zu Königsberg.

Sr. Exell. der Freyherr Leopold Maximilian von Hohenhausen und Hochhaus, Churfürstl. Pfalzbairischer würkl. Geheimerrath, Präsident der Akademie der W. rc.

Sr. Exell. der Graf v. Kayserling, Rußischkaiserlicher Geheimerrath und Ritter des Andreas u. Alexandernevsky Ordens zu Königsberg.

Graf v. Kettler, Cammerherr und Ritter des Stanislaus Ordens zu Libau.

Graf v. Lehndorf, Königl. Cammerherr auf Steinort.

Gräfin v. Schlieben, auf Gerdauen.

Graf v. Schlieben, Amtshauptmann von Nordenburg und Gerdauen auf Birkenfeld.

Alberti, Justizbürgermeister zu Barten.

v. Aschersleben, Hauptmann auf Klackov.

Aschof, Apotheker zu Bielefeld.

v. Baelyky, Lieutenant zu Bielefeld.

Bauer, Lieutenant und Bürgermeister zu Borgholzhausen.

v. Behr,

v. Behr, zu Schleck.
v. Behr, Präsident zu Zirau.
v. Behr, Hauptmann auf Copfeten.
Fräul. v. Behr, zu Zirau.
v. Below, Fähndrich bey Anspach Bareuth.
Bengler, Rektor zu Herford.
v. Berg, Major bey Anspach Bareuth.
Bergau, Actuarius zu Preusch Eylau.
Berger, Doktor und Creisphysikus zu Graudenz. 4 Exempl.
Bernoulli, Professor zu Berlin.
Beyer, Hofrath zu Bielefeld.
Bierman, Cantor zu Bünde.
Blies, Rektor zu Preusch Eylau.
Blumenthal, Doktor zu Hasenpoth.
v. Bodelschwing, auf Pannewiz.
v. Bonin, zu Baumgarten.
v. Borck, Obrister und Chef eines Regiments Dragoner zu Tilsit.
v. Borck, auf Altingshausen.
Borries, Acciseassistent zu Borgholzhausen.
Bötticher, Candidat der Gottesgelahrtheit zu Steinort.
v. Brincken, Obrister auf Bresilgen.
v. Brincken, Obristwachtmeister auf Martinsdorf.

v. Brincken, Landshauptmann auf Rockoischen.
v. Brincken, auf Sessilen.

v. Conradi, Lieutenant auf Weterkam.
Consbruch, Stadt- Handlungs und Schaugerichts Direktor zu Bielefeld.
Coolei, Kaufmann zu Libau.

Delius, Doktor und Bürgermeister zu Versmold.
Delius, Cämmerer zu Versmold.
Delius, Commissionsrath zu Bünde.
Diederichs, Stadt und Servizdirektor zu Herford.
Dioge, Justizcommissarius zu Versmold.
v. d. Dollen, auf kl. Lucko.

Fräul. v. Eulenburg, auf Prassen.

Finck, Rentmeister zu Oldendorf.
v. Fircks, auf Dubenalcken.
Fräul. v. Fircks zu Dubenalcken.
v. Fircks, auf Medsen.
Fräul. v. Fircks, zu Medsen.
v. Fircks, Landrath zu Assiten.
F. E. v. Fircks, auf Schloß Hasenpoth.
G. M. v. Fircks, auf — —

H. v.

H. v. Fircks, auf Dherwen.
Fischer, Kriegsrath zu Königsberg.
v. Forestiere, Lieutn. bey Anspach Bareuth.
v. Franckenberg, Lieutn. bey Anspach Bareuth.
Friedländer, jüdischer Kaufmann zu Königsberg.

v. Ganzkov, Hauptmann bey Anspach Bareuth.
Göbel, Amtsrath zu Kobbelbude.
Goldbeck, Feldprediger beym Regiment v. Rohr zu Graudenz.
v. d. Gröben, Hauptmann auf Schwansfeld.
Grodbeck, Rathsherr zu Danzig.

Hausdorf, Rektor zu Schippenbeil.
v. Hausman, Lieutn. zu Bielefeld.
Heisberg, Kriegsräthin zu Königsberg.
Hesse, Kaufmann zu Graudenz.
Hiller v. Görtringen, Major zu Bielefeld.
Hinz, Notarius zu Hasenpoth.
Frhr. v. Hohenhausen, Kriegsrath zu Herfort.
Frhr. v. Hoverbeck, auf Ramsdorf.
Hoyer, Kaufmann zu Königsberg.

Jacobi, Kaufmann zu Königsberg.
Jester, Amtsrath zu Preusch Eylau.

Käler, Chirurgus zu Dubenalcken.
v. Kalckreuth, Lieutn. bey Anspach Bareuth.
v. Klingsporn, Major zu Baumggrten.
Kloot, Kaufmann zu Königsberg.
v. Korf, Hauptm. auf Kingheim.
Kraus, Amtsschreiber zu Heilsberg.
Kurlbaum, Bürgermeister zu Enge.
Frau v. Kurowsky auf Schellenberg.
v. Kurowsky, Lieutn. auf Schwaraunen.
v. Kurowsky, Lieutn. auf Sporgeln.

Lammers, Cämmerer zu Borgholzhausen.
v. Larrisch, Hauptm. bey v. Rohr zu Graudenz.
Laurenz, Kaufmann zu Libau.
v. Ledebur, Domherr zu Minden, Kriegs- und Cammer-Direktor der Graffschaft Mark.
Fräul. v. Ledebur aus dem Hause Mühlenburg, Capitularin des hohen Stifts zu Schildesche.
v. Ledebur, Hauptmann zu Herford.
v. Lehndorf, Hauptmann auf Maxkeim.
Lengnich, Diakonus zu Danzig.

Lesse,

Lesse, Kaufmann zu Königsberg.
v. Lüttwig, Lieutn. zu Paswalck.

Machenau, Kriegsrath zu Königsberg.
Machenau, Justizrath zu Königsberg.
Machenau, Justizamtmann zu Preusch Eylau.
v. Manteufel, zu Grubin.
A. G. Meisner zu Dresden, 3 Exempl.
Möller, Magister und Pfarrer zu Schmoditten.
Möller, Justizcommissarius zu Halle.

Neddermeyer, Contributions-Einnehmer zu Oldendorf.
v. Neckern auf Blumenhagen.

v. Osten, Lieutn. bey Anspach Bareuth.

Pastenacy, Cammersecretair zu Gumbinnen.
Pavlowsky, Auditeur beym v. Rohrschen Regiment zu Graudenz.
v. Pelet, Hauptmann bey Anspach Bareuth.
v. Podewils, Lieutn. bey Anspach Bareuth.
Fräul. Johanne v. Pogwisch zu Königsberg.

Fräul. Karoline v. Pogwisch zu Königsberg.
Pumpe, Canonicus und Canzelleirath zu Herford.
v. Roden, Fähndrich bey Anspach Bareuth.
Frau v. d. Reck, Cammerherrin zu Mitau.
v. Reichmeister, auf Sandfurt.
Reiman, Amtmann zu Uderwangen.
Riedel auf Labehnen.
Rode, zu Borgholzhausen.
Roland, Justizammtmann zu Gumbinnen.
v. Rosenstädt, Major bey Anspach Bareuth.
Roth, Candidat der Gottesgelahrtheit zu Königsberg.

v. Sacken, Hauptmann beym Regim. v. Steinwehr zu Schippenbeil.
Sadovsky, Kaufmann zu Königsberg.
Salomon, Apotheker zu Graudenz.
v. Scheel, Erbherr auf Hodenbel.
v. Schenkendorf, Lieutn. zu Tilsit. 2 Exempl.
v. Schimmelpfennig, Rittmeister beym Bosniaken Chor zu Scherwind. 30 Exempl.
v. Schlichting, Hauptmann zu Herfort.
v. Schlippenbach, auf Appusen.

Schmidts,

Schmidts, Acciseinspektor und Bürgermeister zu Bünde.

Schreiber, Bürgermeister zu Werther.

Schütz, Candidat der Gottesgelahrtheit zu Baumgarten.

Schwander, Hofrath zu Mitau.

Senf, Kaufmann zu Coniz.

Frhr. v. Stiern zu Königsberg.

Demoiselle Stolz zu Dubenalcken.

v. Szerwansky, Lieutenant zu Bielefeld.

Tetsch, Advokat zu Mitau.

v. Trojen, Hauptmann auf Laggarben.

v. Unruh, Major beym Regiment v. Posadowsky zu Gerdauen.

Velhagen, Dechant zu Bielefeld.

Velhagen, Canzelleirath zu Herford.

Venghaus, Cämmerer zu Borgholzhausen.

Völkner, Amtsrath zu Liescken.

H. M. Walbaum zu Werther.

v. Wildemanns, Lieutn. beym Regiment v. Pirch zu Preusch Eylau.

Will

Willmans, Zollinspektor und Bürgermeister zu Halle.

v. Winterfeld, auf Spiegelberg.

Witter, Senator zu Werther.

Wolf, jüdischer Kaufmann zu Hasenpoth.

v. Ziethen, Lieutenant bey Anspach Bareuth zu Paswalk.





